

JO IMOG

die Wurli-blume

www.autonomie-und-chaos.berlin

Jo Imog

die Wurliblume

*Die Originalausgabe erschien 1967
im Gala Verlag GmbH Hamburg.
Ab 1972 erschien eine Taschenbuchausgabe
im Rowohlt Verlag Reinbek.*

2

Neuausgabe mit Einleitung

© 2020 für Einleitung und Layout
Verlag Autonomie und Chaos Berlin
ISBN 978-3-945980-45-3

Diese online-Veröffentlichung kann
zum privaten Bedarf heruntergeladen werden.

www.autonomie-und-chaos.berlin

Die Wurliblume. Kein Unterhaltungsroman

Vorwort zur Neuauflage 2020

Die Erzählerin, ein etwa 12jähriges Mädchen, lebt in einem Dorf am See, im bayrischen Voralpenland, in einem einigermaßen dysfunktionalen Elternhaus. Zuwendung erfährt sie fast nur in Form unterschiedlicher Grenzüberschreitungen und sexualisierter Gewalt. Immerhin Momente dieser verstörenden, traumatischen Entwicklungsbedingungen scheint sie in Form von phantastischen Inszenierungen und Racheaktionen zu verarbeiten. Eine unbändige "polymorph perverse"¹ Wut richtet die Protagonistin auf alles, was ihr als Opfer unter die Hände kommt: Gegenstände, Ameisen, Schnecken, gelegentlich auch Menschen. Im Morast dieser großangelegten Opfer-Täter-Umkehr entfaltet sich aber zugleich die kreative Lebenszugewandtheit des Mädchens – das ist das schauerlich Wundersame dieses zweifellos autobiografisch fundierten Romans. Nahezu Satz für Satz sind zerstörerische und lebenszugewandte Impulse verbunden. Momente ihrer spröden Liebesfähigkeit richten sich allerdings zumeist nur auf die erwachsene lesbische Freundin, Ersatzmutter und Verbündete Wurio.

Erwachsene Männer, bekannte oder fremde, auf die das Mädchen trifft, versuchen wirklich ausnahmslos, sie sexuell anzumachen, pirschen sich Schritt für Schritt heran, probieren aus, was sie mitmacht² – *und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!* Manchmal versucht sie, durch ein Kinderspiel, einen Abzählreim Abstand zu gewinnen von einem Mann, aber das klappt nie. Mit Patrik scheint es anders zu werden. Aber gerade diese Begegnung, die das Mädchen als liebevoll erlebt, wird zerstört durch die moralische Empörung der an ihrem Kind ansonsten kaum interessierten Mutter und der mit ihr verbündeten Schwester.

¹ Sigmund Freuds Begriff für früheste Formen sexueller Lebendigkeit

² Selbst der Arzt, der sie nach der Vergewaltigung durch den Bruder untersucht, drückt sie gegen seine Kittelschürze, streichelt ihr über den Kopf und versichert ihr, daß sie immer zu ihm kommen könne, auch privat.

Die Mutter muß nachts häufig aus Alpträumen geweckt werden, der Vater ist im Krieg geblieben. Musikinstrumente gibt es in der Familie, ein Bruder will Dirigent werden. In der dörflichen Umgebung gilt die Mutter (die uns manchmal durchaus leid tun kann) wegen der vielen Kinder (und des in der NS-Zeit bekommenen Mutterkreuzes) als "Hitlerhure". Sie hat keine Autorität gegenüber ihren Kindern, versucht dies durch wahlloses Schimpfen, jammernde Klagen und gelegentliche Prügel zu ersetzen, jedoch wird ihr Verhalten nur in Momenten als böse gezeigt, vielmehr ist sie eher unbedarft-fürsorglich, mit Magengeschwür und chronisch schlechtem Gewissen, das sie jeweils an dem Kind ausagiert, das gerade krank ist (oder zu sein vorgibt). Die Geschwister haben sich an die dysfunktionalen Lebensverhältnisse, die Überforderung der Mutter angepaßt, reden ihr nach dem Mund und tun ansonsten, was sie wollen. Zugleich werden gar nicht so selten nichtpathologische familiäre Situationen erwähnt, an der auch unsere Protagonistin teilhat. Dennoch haßt das Mädchen ihre Mutter mit einiger Konsequenz, vermutlich auch, weil sie sie verantwortlich macht für das Elend ihres Lebens, – weil die Mutter sie nicht schützt, ihr keine Geborgenheit gibt. (In irgendeinem uralten Medienkommentar las ich, die Autorin habe mit der Veröffentlichung gewartet bis zum Tod der Mutter.)

Willentlich böse sind im Alltag weder die Mutter noch die Geschwister, eher typisch für dysfunktionale Familien in ihrer partiellen Indolenz, Oberflächlichkeit und emotionalen Abgestumpftheit, gelegentlich durchaus bemüht um menschenwürdiges Verhalten. Dazu kommt allerdings die sexualisierte Gewalt der Brüder, stumpfsinnig und reflexhaft-brutal. Wenn derselbe Bruder, der zu Tränen erschüttert und wutzitternd den Vergewaltiger seiner kleinen Schwester umbringen will, ein paar Tage später selbst versucht, sie zu vergewaltigen, entspricht auch dies durchaus realistischen Impulsen in der Männerwelt – aber wie soll ein Kind damit umgehen? Selbst hier – wie oft in dieser Geschichte – ist manchmal schwer zu unterscheiden, inwieweit jemand Täter oder Opfer ist. Auch das macht die Lektüre dieses Buches so schwer, auch deshalb wurde es wohl ins Vergessen abgedrängt.

Mit einer Spielfreundin, der einarmigen Renate, trainiert unsere Protagonistin "Überschmerz", um sich gegen die unbedarft-hilflosen Aggressionen der Mutter abzuhärten. Dabei versetzt sie ihren Leib imaginativ in denjenigen der Mutter und

läßt die andere auf ihn einprügeln – auf die Mutter, auf sich? Später entwickelt ihr Organismus psychosomatische Symptome.

Überall brechen reale Situationen auf zu phantastischen, märchenhaften oder sadistischen Szenarien, manchmal wie aus Tausendundeinernacht, dann wie von Hieronymus Bosch oder aus surrealistischen Bildern und Texten; Gewalt und Sexualität ist nicht immer, aber meistens dabei. Manche Szenen sind ausgeschmückt mit der Phantasie eines Mädchens, das den seelischen Dreck der Erwachsenen in ihrer Umgebung verdaut... vieles davon nicht versteht, nicht selbst empfindet, aber ihn verwandelt zu eigener Lebendigkeit, zu (meist) bösen Kindergeschichten... aber was heißt in diesem Zusammenhang, bei ihr, noch böse? Einmal wird sie in eine dörfliche Gruppe ritueller Gewalt gelockt, nicht durchorganisierter, sondern unbedarft dümmlicher Gewalt, mörderisch und dann wieder rätselhaft surrealistisch; vielleicht ist auch das Phantasie – aber woher? wozu? Ein alkoholisiertes Erntedankfest des Onkels, des dörflichen Arztes, entfaltet sich zu einer ähnlichen Szenerie, zwischen ekligem Altmänner-Gruppensex, einander aufgeilenden Beschimpfungssorgien und verwirrenden Geschehnissen; bei all dem scheint die Protagonistin zumeist zuzuschauen. Zwischendrin eine Aggressionsorgie des Mädchens gegen ihren Onkel, der sich plötzlich seltsam verrückt gebärdet. Später geriert sich dieser Onkel als übermoralischer Spießler, die Tante serviert singend Kaffee. Alles nur geträumt?³

Ein Vogelhändler, der kleine Mädchen zwingt, seine toten oder doch lebendigen hilflosen Vögel zu verkaufen, der sie zum Essen anbietet, diskret versteckt in Behältnissen, damit niemand Anstoß nimmt: deutliche Metapher für verdeckte Kinderprostitution? Die jedoch damals (1967) noch niemand entschlüsselt haben dürfte.

Immer wieder steigt bei der Protagonistin zwischen trotzig-verbissenen Kompensationen der alltäglichen Misere wasserklare Wut auf dümmlich-eklig-geile Männer auf. Der unbändige Haß auf die Mutter, die Familie und die Männer ist bei

³ In mancher Weise erinnern diese im Buch nur angedeuteten Szenen realen Situationen bei Organisierter ritueller Gewalt, wie ich sie von Überlebenden/Betroffenen erfahren habe. Siehe unter anderem bei Merle Müller: ZEUGNISSE AUS DER RITUELLEN GEWALT, Teil I und II (Berlin 2019: A+C online); anderes siehe bei www.dissoziation-und-trauma.de.

der Wurliblume⁴ offensichtlich eine wichtige Ressource, um das Schlimme zu verdauen: auch so kann es sein! (Nicht zuletzt hierin erinnerte mich die Gothic-Poetin Lydia Lunch, auch eine Traumaüberlebende, spontan an die Wurliblume. Jetzt fand ich während der Internetrecherche, daß es eines von Lydias Lieblingsbüchern ist!)⁵

"Liebendgern würde ich ins Schwererziehbarenheim gehen, aber sie [die Mutter] wird mich sicherlich nie dorthin schicken, ich muß schon selbst versuchen, mein Leben neben ihr erträglicher zu machen." – Erträgliches findet sie auch in sexueller (Selbst-)Stimulierung und in der Möglichkeit, selbst Macht auszuüben. Jedoch befriedigt beides nur spontan, – entsprechende Momente gehen schnell über in kindliches Weiterspinnen der Situationen, in wie auch immer sinnliche Entdeckungen. Nein, sie ist nicht eigentlich "neurotisch"; – durchgängig kämpft dieses hochintelligente Mädchen in einem ekelhaften, deprimierenden Alltag um ihr ganz einfaches, natürliches Kinderleben! An einem älteren Bruder, dessen sexuelle *"Spiele"* sie mitgemacht hat als einem der wenigen Momente von Verbundenheit und Zuwendung in der Familie, rächt sie sich grausam. Dieser Bruder (der gleichwohl sensibel war, gedichtet hat und Spinnen geschützt hat) nimmt sich deshalb das Leben. Ebenso ein anderer Bruder, nachdem er sie vergewaltigt hatte und die Wurliblume dies effektiv öffentlich anklagt. Als er tot ist, nimmt sie ihn, macht *"die Bewegung, die er gemacht hat, aber so, wie ich will."* Und sie rächt sich auch an der Schwester, die ständig auf der Seite der Mutter stand und die eigenwillige kleine Schwester gedemütigt hat. In einer schrecklichen Szene (von der wir beim Lesen hoffen wollen, daß sie nur Phantasie war) bringt sie diese schwangere Schwester zu Tode; aber auch da bleibt sie ein Kind, das mit der toten Fehlgeburt spielt wie mit einer besonders feinen Puppe. Andererseits erzählt sie einem Helfer (dem 64jährigen Günther) virtuos Lügengeschichten über den Hergang dieses angeblichen Unfalls; Günther ist zu Tränen gerührt, erschüttert, sie tut sich selbst leid. – Durchaus können Kinder sowas, nur tun sie es erst, wenn sie gar keine anderen Möglichkeiten mehr haben, sich zu bewahren, sich zu schützen, wenn sie ganz und gar in die Enge getrieben werden von ihrer Lebenssituation. Aber natürlich ist auch

⁴ Was mit dem Titelbegriff "Wurliblume" (der im Buch sonst nicht auftaucht) eigentlich gemeint ist, bleibt unklar. Ich habe all die Jahre immer das Mädchen selbst als Wurliblume empfunden.

⁵ In einem Interview bei Zora von Burden: WOMEN OF THE UNDERGROUND (San Francisco 2010)

Günter ein richtiger Mann. Zunächst lockt er ihre kindliche Sehnsucht nach dem toten Vater hervor, dann geht es weiter. *"Ob er mein Höschen ausziehen dürfe? Ich mag gar nicht antworten. Wenn ich nein sagen würde, wär' der Teufel los, also sag' ich nichts. Er meint, daß das ja heiße, weil er meine Hose runterzieht. Gut, daß es so dunkel ist, vielleicht würde ich mich sonst schämen. (...) Er sagt, er möchte nachsehen, ob ich noch Jungfrau bin. Das ist genau wie mit der Hose. Hätte ich nein gesagt, wär' er sauer gewesen, so schweig' ich lieber mit meinem Herzklopfen im Hals."* Deutlich wird, daß die Protagonistin zwar übersexualisiert ist durch all die (zumeist zwangsweisen) sexuellen Erfahrungen, daß sie "das Gefühl" genießt, jedoch empfindet die 12jährige den eigentlichen Geschlechtsverkehr weiterhin als gewaltvoll und schmerzhaft. Die Begegnung mit Günther führt zu einer Apotheose der Wut auf diesen Mann, auf das ganze deprimierende, demütigende, gewaltvolle, verräterische Leben; sie will sterben, wie auch immer – und ist in ihrer Wut gleichwohl lebendiger als alle Menschen um sie herum. Aber die Szene endet nicht damit; Günther lernt (ein bißchen). Dennoch bleibt er ein Mann, der sie genötigt und vergewaltigt hat; sie rächt sich auch an ihm, phantasievoll, effektiv – und mit deutlicher Befriedigung.

Die Wurliblume erkundet und genießt das Leben – abgesehen von all den zwiespältigen sexuellen Erfahrungen – vorrangig in seinem Zusammenhang mit Zerstörung und Tod, in Stinkendem und Verwestem, im Gegenständlichen. Sie befördert Kleintiere vom Leben in den Tod, sammelt Dinge, erprobt ihre Eigenschaften ... Ihre vibrierende affektive Besetzung bei all dem ist offensichtlich, Empfindungen wie Mitleid (gegenüber gequälten und getöteten Kleintieren) fehlt gänzlich. In der geradezu naturwissenschaftlichen Beobachtung von Sterbensprozessen mag sich schnell die Assoziation mit SS-Ärzten einstellen, aber: kennen wir derlei Vivisektion nicht auch von – männlichen! – Kindern, wo sie schnell rechtfertigt werden mit dem "natürlichen Forscherdrang"? Und wie ist es mit Horrorfilmen und entsprechenden Computerspielen, die offenbar für sehr viele jüngere Leute heutzutage "ganz normal" sind?

Aber es gibt auch anderes. Sie begegnet einem Kätzchen, mit dem sie Freundschaft schließt, und einmal wollte auch dieses Mädchen ein Leben retten: einen Igel, der sich das Bein gebrochen hatte. Er starb dennoch; jetzt gehört er zu ihren

tot-lebenden *"niemals langweiligen, immer unvollständigen Schätzen"*. Abseits einer seltsamen Orgie von Erwachsenen tröstet die Wurliblume eine phantasierte Entenfrau, sodaß *"sie nicht mehr traurig ist, weil sie mir glaubt, wenn ich sage, daß sie schön ist"*. Sie spielt mit Hühnern (*"Ihre Federn sind schneeweiß"*) und die Volkslieder, die manchmal in der Familie gesungen werden, bedeuten ihr etwas; wenn nur die Mutter singen und die Texte behalten würde! Viel Lebendigkeit liegt in ihrer Sprachphantasie, in lautmalerischen Wortklumpen und Neologismen, nicht zuletzt den dialektalen Momenten; die barocke Blumigkeit der bairischen Schimpfwörter zieht sich durch das Buch; Abzählreime, Volks- und Kirchenlieder klingen an, Duette mit Vogelstimmen entstehen...

Weg von der familiären Umgebung, zu Besuch beim Onkel, entdeckt sie ein Storchennest und winkt aus dem Auto anderen Kindern. In etlichen Momenten wird die tiefe Sehnsucht dieses Mädchens nach - ja, wonach? nach dem Gegenteil von Oberflächlichkeit, Verlogenheit, Egoismus deutlich. Aber sie hat ja selbst kaum anderes gelernt in ihrem jungen Leben. Immerhin schreibt sie Erfahrungen und Empfindungen in ein verschlossenes, verstecktes Tagebuch, kompliziert verschlüsselt gegen die feindliche Welt. Manchmal hat die Wurliblume einfach Angst, - auch *"Angst vor Mutti"*. Manchmal gehen Alpträume und Realität ineinander über. Aber sie kämpft weiter um ihr weitestmöglich autonomes Leben.

Eine Seelenschwester sitzt in einem leeren Waggon und schneidet Bilder aus Büchern aus, eine monströs häßliche Frau taucht auf und wird eingeladen, dazubleiben.. - Alle möglichen skurrilen, verstörten, zerstörten, verstörenden und zerstörenden Gestalten ziehen vorüber und verschwinden hinter neuen Bildern. Heidi ist eine Spielgefährtin, die Gesangsübungen macht. Mit ihr leben grell phantastische Spiele, in denen Handpuppen einer toten Mutter eine tragende Rolle spielen. - Und dann gibt es die einäugige Riesin Wurio, ihre wirkliche Freundin, Geliebte, große Schwester und Ersatzmutter in eins, und Verbündete in ihrem Krieg gegen die Vergewaltiger. *"Ihre Spiele sind niemals egoistisch, ich kann in ihr schwimmen, ich bin blind mit geöffneten Augen, niemals bin ich bei ihr verloren oder einsam."* Wirkliche Bindung hat die Wurliblume nur zu ihr aufgebaut.

&

Es ist Sándor Ferenczi *"Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind"*, der wir in dieser Geschichte zuschauen.⁶ Die Protagonistin kriegt alles mit, ist teilweise beteiligt – und versteht doch nicht, worum es diesen Erwachsenen geht. Ihre sadistischen Impulse haben eher mit trotzig-verbissenem Erkunden der Welt zu tun (wie es vielleicht oft ist, wenn Kinder Insekten und Frösche quälen?), andererseits mit dem kompensatorischen Ausagieren realer (sexualisierter) Gewalt – manchmal in der Hoffnung, es würde doch sowas wie Zuwendung daraus. Selbst eine von der Wurliblume initiierte furiose Pogromsituation – sie endet mit dem gemeinsamen Ruf von Kindern: *"Wir haben keine Angst!"* – erinnert neben allem Realismus ein bißchen an Kasperltheater, an manche Zeichentrickfilme für Kinder, deren Gewalttätigkeit offenbar niemanden irritiert.⁷ Es gibt eben gesellschaftlich akzeptierte Gewalt und gesellschaftlich sanktionierte, verpönte Gewalt. So einfach ist das.

Nur selten wurde Sigmund Freuds Begriff von der "polymorph-perversen" Lebendigkeit nachvollziehbarer dargestellt in einem literarischen Text. Bei Freud geht es ebensowenig einseitig um Sexualität im engeren Sinn wie bei der Wurliblume. Die Kreativität des Mädchens entfaltet sich in sämtlichen Sinnen: Gerüchen und Geschmacksmomenten, taktiler Beschaffenheit, Hitze und Kälte, Blumenzartheit, Gefühlen, Farben und Empfindungen, Hitze und Kälte, in den körperlichen, auch sexuellen Selbsterfahrungen. –

Nach Freuds Theorie entfaltet sich die sinnliche und tätige Lebenszugewandtheit des Neugeborenen zunächst vielgestaltig (polymorph) in unterschiedlichen Richtungen (pervers) und differenziert sich in einzelnen Entwicklungsschritten – natürlich nach Maßgabe aller sozialer Einflüsse. Durch spätere psychoanalytische Hypothesen konzentrierte sich die theoretische und therapeutische Aufmerksamkeit (für diese vielgestaltige Lebenszugewandtheit) auf den Bereich der Sexualität.⁸ Diese Vereinseitigung führte zu ideologisierten Engführungen, auch im Hinblick auf die kindliche Sexualität. Hintergründig ging es Sigmund Freud immer auch um die umfassendere Frage kulturell-gesellschaftlicher Prozesse zumindest der

⁶ in: Sándor Ferenczi: *INFANTIL-ANGRIFFE! ÜBER SEXUELLE GEWALT, TRAUMA UND DISSOZIATION* (Berlin 2014: A+C online)

⁷ z.B. Bugs Bunny, Tom und Jerry

⁸ Freud unterschied in seiner "Triebtheorie" zunächst zwei Gruppen grundlegender Lebenszugewandtheit (die er "Triebe" nennt), und zwar die Ich- oder Selbsterhaltungstriebe und die Sexualtriebe. In der zweiten Theoriephase ging er von einem ursprünglichen "libidinösen" Trieb aus, der sich ausdifferenziert in eine aggressive und eine im weitesten Sinn sexuelle Form. In einer dritten Phase der Triebtheorie unterschied Freud zwischen Lebenstrieb und Todestrieb.

abendländischen Gesellschaft. Er nahm an, daß grundlegende soziale/gesellschaftliche Störfaktoren der individuellen Entwicklung auch zu Neigungen führen können, die nicht der gesellschaftlichen Norm entsprechen. Diese können sich zu intellektueller oder künstlerischer Schaffenskraft entwickeln. (Hierin sah Freud einen Motor der Kulturentwicklung.) – Wenn allerdings derartige nicht den gesellschaftlichen Normen entsprechende individuelle Neigungen unterdrückt werden (müssen), entstehen krankheitswertige psychische Störungen (Neurosen). Freuds Konzeption wurde bekanntlich in folgenden Jahrzehnten verengt interpretiert und popularisiert in dem Sinne, daß verdrängte Sexualität zur neurotischen Erkrankung führe ..

Es gehört zum kleinen Einmaleins der Psychotraumatologie: Ein Mensch in unausweichlichen und unerträglichen Lebensbedingungen, der diese psychisch nicht verarbeiten kann, hat nur drei Möglichkeiten, darauf zu reagieren: *mit Flucht, Kampf oder Unterwerfung*. Dies gilt umso mehr bei Kindern bei krass unangemessenen, zerstörerischen Sozialisationsumständen. Ihnen bleibt im allgemeinen nur die dritte Variante; sie unterwerfen sich den Erwachsenen (wobei es sich zumeist um Bezugspersonen handelt, von denen die Kinder sich auch aus entwicklungsbedingten Gründen nicht distanzieren können); ihre seelische Entwicklung erleidet tiefgreifende Schäden. – Unsere Wurliblume jedoch kämpft! So selten das ist: es kommt vor und ist auch von anderen Überlebenden von Entwicklungstraumata dokumentiert.⁹ Seelische Verletzungen können dennoch nicht ausbleiben und führen bei unserer Protagonistin zu den im Buch geschilderten krassen Einseitigkeiten, zu Haß und Rachegefühlen, eigener Verlogenheit (die einzige Form, in der sie unter den gegebenen Umständen ihre Intelligenz einsetzen kann, um sich zu schützen)¹⁰ und Mord – als letzter Möglichkeit, Momente einer als unerträglich empfundenen Erfahrung zu zerstören. Vieles davon blieb vermutlich Phantasie; verwirklicht wurde es dennoch: durch das Schreiben des Buches. Real ist aber

⁹ Siehe z.B. die autobiografischen Berichte von Dave (David) Pelzer: SIE NANNTEN MICH ES (München 2000); DER VERLORENE SOHN (München 2001); EIN MANN NAMENS DAVE (München 2002).

¹⁰ Aber was heißt schon Verlogenheit? Was in Politik und Wirtschaft als selbstverständliches rationales, taktisches Verhalten im eigenen Macht- und kommerziellen Interesse gilt, diffamieren wir ebenso selbstverständlich, sobald jemand sich im individuellen Interesse so verhält. Zumal wenn es ein Kind ist.

zweifelloso das Leid eines Mädchens – der Autorin – aufgrund von unangemessenen, lieblosen und gewalttätigen Sozialisationsbedingungen.

Abrupt gehen disparate Momente der seelischen und sozialen Lebendigkeit des Mädchens ineinander über: spielerisch-kindliche, kalt-rachsüchtige, ängstliche, grell-aggressive, sinnlich-erotische, halluzinativ-phantasievolle und harmoniegeprägte Empfindungen. Die *unauflösbare* Verbindung von Gewalt und Sexualität, chaotischer Kreativität und Sehnsucht nach Leben wird nicht beschrieben, vielmehr existiert sie unmittelbar in den Wörtern, Sätzen, Bildern. Gerade das Übergängliche von pseudo-sadistischen, aggressiven, sinnlichen und bindungsorientierten Momenten steht für das frühe entwicklungspsychologische Stadium, das sich in diesem Buch ausspricht.¹¹ Daß nicht die Protagonistin insgesamt "retardiert" ist, deutet hin auf stark ausdifferenzierte Persönlichkeitsbereiche (Ego States). Zu erklären ist dies am ehesten auf Grundlage der entwicklungspsychologischen Erkenntnisse des Säuglingsforschers Daniel Stern in Verbindung mit der in der traumatherapeutischen Praxis bewährten Hypothese der Strukturellen Dissoziation der Persönlichkeit (Van der Hart/Nijenhuis/Steele).

11

Nehmen wir diese nominell fiktive, jedoch sicherlich autobiografisch begründete Geschichte als Fallbericht, läßt sich fragen, wieso die kindliche Protagonistin keine Traumasymptome im engeren Sinn zeigt. Der Grund kann darin liegen, daß das verfügbare Alltagsleben ihr durchaus Ansätze der Verarbeitung schlimmer Erfahrungen bot. Das wohl eher untypisch ausgewogene Gleichgewicht aus (durchaus auch kindgerechten) sinnlichen Erfahrungen, Zuwendung (mindestens der Freundin Wurio), dem Stoff-Zwerg Purzel und anderen Übergangsobjekten, ausgelebter eigener Aggression, kreativen Handlungskompetenzen und Intelligenz könnte ihr diese teilweise Verarbeitung und damit einen tragbaren "Überlebensmodus" ermöglicht haben. Als Heilung ("Leben" statt "Überleben") läßt sich diese Verarbeitung allerdings noch nicht verstehen; die Fähigkeit zu Empathie

¹¹ In der Originalausgabe gibt es keinerlei Leerzeilen zwischen Absätzen. Dadurch wird das unauflösbare Verflochtensein aller Aspekte verdeutlicht. Allerdings überfordert diese Lösung uns LeserInnen; deswegen wurden die Absätze für die Neuausgabe durch Leerzeilen getrennt.

und sozialer Verantwortung ist (bei der Protagonistin) kaum entwickelt – klingt aber in Momenten durchaus an, wenn auch oft in sehr ungewöhnlicher Weise.¹²

Die Protagonistin verwebt Sozialisationsbedingungen, Eindrücke, Erfahrungen zu einer für sie lebbareren Welt, macht also das, was wir alle aus unserer Natur heraus in der Kindheit zu machen versuchen. Die immanente Stimmigkeit, Geschlossenheit dieser Welt in Verbindung mit den krassen, oft kaum zu ertragenden Schilderungen macht die Lektüre dieses Buches zu einer verstörenden Angelegenheit. Wir erleben uns mitfühlend in Situationen, die wir eigentlich nur als ekelhaft, als brutal-bösartig empfinden können. (Vergleichbare Ambivalenzen kenne ich von mir ausschließlich angesichts von Bildern Hieronymus Boschs.) Wir fragen uns, was soll dieses Buch, wozu lese ich eigentlich sowas – und lesen weiter. So ging es mir, seit ich es kennenlernte (1971).

Auch im Hinblick auf die sexuellen Nötigungen von Männern wird deutlich, wie die Wurliblume versucht, das für sie jeweils Angenehmste aus der Situation mitzunehmen. Gar nicht so selten ist sie auch in solchen Situationen einfach ein Kind, mit kindlich-hilflosen Nöten, Bedürfnissen und Verhaltensweisen.

Von vertrauenswürdigen Erwachsenen wünscht sie sich vor allem Nähe, Geborgenheit, Schutz. Auch körperliche Nähe kann dazugehören, das Entdecken anderer Körper, mit der Freundin Wurio, mit Gleichaltrigen oder manchmal auch mit Männern. Auch *"das schöne Gefühl"* kann sie genießen, nachdem sie es einmal entdeckt hat. Geschlechtsverkehr will sie definitiv nicht; es tut weh, sie haßt dieses *"Scheißspiel"*, bei dem Männer ihr ihren *"Miststock"* hineinstoßen.¹³ Darauf muß klar hingewiesen werden für Leser, die meinen, dies hier sei ein pädosexueller Porno oder sowas wie *Josefine Mutzenbacher*. Die Formen männliche Sexualattacken allerdings entsprechen ohne Abstriche dem, was ich von Überlebenden weiß.

¹² Die Diagnose Psychopathie wäre jedenfalls unangemessen. (Manche medialen Kommentare und der Titel der niederländischen Übersetzung – *Een duivels kind* – drängen mich zu diesem vorausseilenden Widerspruch.) – Lesen wir das Buch als autobiografisches Zeugnis, ist es zweifellos das Dokument eines kreativen Heilungsweges.

¹³ Einmal will sie es doch, aber: *"so wie ich will"*. Das geht erst, als der entsprechende Mann sie nicht mehr überwältigen kann. Weil er tot ist.

Dieses Mädchen ist Opfer, *aber zum Opfer ist sie nicht geboren*¹⁴; vermutlich rührt auch daher unsere Solidarität über alle Entsetzlichkeiten hinweg.

Deswegen auch kann sie zur Täterin werden. Dieses Buch ist die grandioseste Rache sexuell traumatisierter Kinder und Jugendlicher an der Erwachsenenwelt, in der bekanntlich gerade sexualisierte Gewalt normal ist. Rache ist keine Lösung, nein, aber was erwarten wir von einer kindlichen Überlebenden? Daß sie sich in ihr Leid verkriecht, ihr Leben zerstört, weil es ihr zerstört wurde? Um Hilfe bittet – aber wen?

Meistens spürt die Wurliblume klar, wer hier Täter oder Täterin ist, daß sie selbst ein Opfer ist. Das ist eine individuelle Ressource, über die in so hohem Maße die allermeisten kindlichen Opfer sexualisierter Gewalt und sonstiger Unterdrückung nicht verfügen. Weil sie die Bindung an Erwachsene zur psychischen Entwicklung brauchen und deshalb im allgemeinen gar nicht anders können, als sich selbst die Schuld zu geben, wenn Erwachsene (vor allem primäre Bezugspersonen) ihnen Böses zufügen. Ein entsprechender Selbsthaß kommt auch bei diesem Mädchen manchmal eruptiv zum Ausdruck: *"Es ist nicht tief genug, hier kann ich nicht ertrinken, aber wenigstens eine Lungenentzündung will ich! Ich will ganz langsam und grausam sterben! So hab ich noch nicht geheult."*

In der tiefen Entfremdung ihrer Lebenssituation, der tiefgreifenden Verletzung ihres Seelenlebens sucht die Wurliblume affektive, sinnliche und kognitive Lebendigkeit, wo sie sie finden kann, destilliert sie aus allem, was sich dafür anbietet. Dazu gehören nicht nur sinnliche Erfahrungen mit (zumeist fremdbestimmter) Sexualität, mit totem Material, sondern auch präzises Inszenieren von erlogenen Geschichten (da kann sie dann auch weinen!) und mit dem Töten von Tieren und Menschen. Psychopathologische Diagnostik würde vielleicht helfen, die Möglichkeit einer solchen psychodynamischen Konstellation abzuwehren, – das Seelenleben dieses Mädchens könnten sie nicht fassen. Auch ihre Empfindungen und Verhaltensweisen sind natürliche, also letztlich gesunde Reaktionen auf ungesunde (traumatisierende) Lebensumstände: orientiert an der Selbststabilisierung des psycho-physischen Systems. *Dieses Mädchen fühlt sich im Krieg*, das ist sicher nicht weniger angemessen, als sich zum hilflosen Opfer machen zu lassen. – Zweifellos kann diese

¹⁴um mit Victoria Thérème zu sprechen (DIE TAXIFÄHRERIN).

Veröffentlichung (würde sie nur ernstgenommen!) zu der gerichtsnotorischen Argumentation führen, da sehe man wieder, daß Kindern nicht unbedingt geglaubt werden dürfe, wenn sie Erwachsene anklagen. Vertrauenswürdigen und sachlich angemessen helfenden Erwachsenen gegenüber würden jedoch auch solche Kinder (im Volksmund gern als "Schwerziehbare" oder "Systemsprenger" bezeichnet), würde auch unsere Protagonistin nicht in ihrem Kampf verharren; allzu deutlich wird – wenn auch nur in kleinen Episoden – ihre Sehnsucht nach guten, vertrauensvollen Kontakten, nach Geborgenheit unter Menschen und in der Natur.

Daß dieses Buch endet mit einem Moment der Sehnsucht nach der jetzt endlich unschädlichen Mutter, ist durchaus auch sehr glaubhaft...

Es gibt (auch hierzulande) viele Tausende Kinder und Jugendliche, die vergleichbaren traumatischen Zerstörungen durch die soziale Umwelt ausgesetzt sind. Zweifellos finden die allermeisten von ihnen andere Kompensations- und Überlebenswege. Meist entwickeln sie ein Selbstbild als Opfer, werden prostituiert, unterwerfen sich gewalttätigen Partnern, sie fliehen in Drogenwelten, bleiben in Persönlichkeitsstörungen oder psychischen Krankheiten stecken oder werden ggf. selbst TäterInnen. Angemessene, nachhaltige Unterstützung finden die wenigsten.

DIE WURLIBLUME ist traumapsychologische Fallstudie, aber nicht nur. Uta Haaks Vermächtnis ist nichts weniger als halbbewußtes Ausagieren kindlicher Traumatisierungen; die rasante Szenenfolge ist von Anfang bis Ende durchkomponiert, hat weder Längen noch Redundanzen, keine überflüssigen Adjektive, jedes Wort ist sinnlich aufgeladen; – in seiner kompromißlosen Poesie ist es große Literatur!

In ihrer Radikalität, der als unauflösbar dargestellten Verschränkung von Liebe und Leid, Schuld, Trauer, Haß und Verzweiflung, Aufbegehren und Kreativität, Gemeinschaft und Eigenart erinnerte mich diese Geschichte an Rainer Werner Fassbinders *bürgerliches Trauerspiel* BREMER FREIHEIT (1972): "Da wird das Böse gut, das Gute schlecht!" – Wie Fassbinders Film zwingt uns dieses Buch zur Entscheidung; es nimmt uns die Beurteilung nicht ab: Ist die Wurliblume Opfer oder Täterin? Inwieweit ist sie das eine, inwieweit das andere? Dieser Frage entgehen wir auch im Hinblick auf etliche andere Personen der Handlung nicht.

Kennengelernt hatte ich DIE WURLIBLUME 1971/72 in Heidelberg, im Internat, wo ein Exemplar des Buches von Hand zu Hand ging. Vergessen konnte ich dieses Mädchen nicht mehr. Immer wieder in den folgenden Jahrzehnten fing ich an, darin zu lesen. Aber vielleicht habe ich DIE WURLIBLUME erstmalig jetzt, auf dem Hintergrund meiner Erfahrungen mit entwicklungs-traumatisierten Menschen, in einem Zug zuende gelesen. Die direkte Folge ist die hier vorgelegte Neuveröffentlichung.

1973 erschienen englische und niederländische Ausgaben des Buches.¹⁵ Die Autorin, Uta Haak, lebte auf Ibiza (Spanien), arbeitete unter dem Namen Ute Schroeder als bildende Künstlerin. (1997 waren ihre Environments bei der *Biennale d'art contemporain de Lyon* vertreten.) Sie starb im Februar 2014.

Mondrian Graf v. Lüttichau
Berlin 2020

Achtung:
Diese Veröffentlichung enthält Beschreibungen
sexualisierter Gewalt! Es kann triggern!

¹⁵ Jo Imog: THE DEMON FLOWER (London 1972: Calder & Boyars; New York 1973: Maurice Girodias Associates; Übersetzung Catherine Hanf Noren); EEN DUIVELS KIND (Amsterdam: Triton Pers 1972; Übersetzung Pieter Grashoff) – *Catherine H. Noren ist eine amerikanische Fotografin, Kind einer jüdischen Familie, die aus Deutschland emigrieren konnte.*

Mein Tier ist gespalten, der Ort, in dem ich wohne, auch; deshalb sag ich zu ihm Spalt, auch blauer Mund oder Zipferl, weil da ein Zipferl ist oder Hügel oder Dingsda, der Ort heißt Olteve. Durch Olteve führt die alte Salzstraße bis weit hinter die Berge, so weit wie man sehen kann, trennt die Mädchen- von der Knabenschule, kommt vom heiligen Berg St. Leonhardt, vor dem Gericht ist sie mit Asphalt bedeckt, dann wird sie breit, das ist der eine Marktplatz, um den das Heimatmuseum, das Gericht, in dem die Polizei ist, und die Kirche stehen. Die Hauswände da sind glatt, gelb getüncht und immer ein bißchen feucht, weil der Fluß hinter den Häusern vorbeifließt, hinter dem Platz, durch die Biegung, unter der Straße, unter der Brücke, die man über ihn gebaut hat. Der Fluß ist im Sommer wie im Winter eiskalt. Im Frühling, wenn der Schnee schmilzt, ist das Wasser milchig, man kann die Steine auf dem Grund nicht sehen, er ist dann auch viel tiefer, reißt alles mit, was er erwischen kann, im Sommer ist er glasklar, ich steh dann gern auf der Brücke, häng mich über das Geländer und warte, bis ich Fische sehen kann, Forellen, bis ich schwindlig bin.

Vor der Brücke, neben dem holprigen Pflaster der Salzstraße, bei den abgenutzten, abgetretenen Specksteinen, die da noch einmal einen kleinen Platz machen, steht unser Haus. Jedes Jahr lassen wir es weiß streichen, die eine Hausmauer steht direkt auf der Flußböschung. Der feuchte rote Ausschlag von aufgeworfenen, abblätternen Farbschichten platzt immer wieder auf. Einige Meter hinter der Brücke, an der rechten Straßenseite steht die Bäckerei Glackl, schräg gegenüber das Gasthaus zum Weißen Hirschen, dann kommt der Rößlplatz mit der roten Sonnenuhr, links und rechts an die Straße gereiht Papiergeschäft, Drogerie, Friseur, zwei Fleischereien und überall, wo noch etwas Platz geblieben ist, die Gasthäuser: Krautlaschl, Klimitsch, Pressl, Feichtinger und dann noch das Kurhaus im Park.

Meine Mutti raucht. Wenn ihr die Hülsen oder der Tabak ausgehen und die Trafik schon zu ist, schickt sie einen von uns ins Gasthaus, zum Zigarettenholen. —

Am liebsten gehe ich ins Gasthaus zur Glocke, weil Frau Pressl, die Wirtin, für mich Silberpapier sammelt. Ich schleich mich manchmal abends, kurz vor dem Schlafengehen, aus dem Haus, horch vor den Gastzimmertüren und geh dann in die Wirtschaft, wo's am lustigsten zugeht. —

Frau Pressl ist ganz lieb, sie sammelt auch für mich, wenn ich nicht kommen kann; sie versteht, daß ich sehr wenig Zeit habe. Ich hab ihr dafür genaueste Auskunft über das Bankkonto meiner Mutti gegeben. Mutti hat mich deswegen verdroschen. Doch wenn man sieht, wieviel Geldmengen in Muttis Geldtasche sind, und wenn ich diese mit dem ärmlichen Geklimper in unserer Spardose vergleiche, so muß sie schließlich reich sein. Mutti meint, ich hätte ihr dadurch noch mehr Feinde im Ort geschaffen.

Es sind nur Männer in den Gastzimmern. Aus zusammengepreßten Lippen hängen Pfeifenstengel. Aufsteigende Rauchsäulen verwischen die Konturen. Die Männer stinken. Wenn sie singen, dampft's aus den Mäulern. Sie haben immer Angst, von den Nachbarn bestohlen zu werden, deshalb geben sie nie die vollen Gläser aus den Händen. Beim Saufen biegen sie die Häse nach hinten, die meisten sehen aus wie unsere Hühner, wenn sie mausern, haben die gleichen Borsten, den roten Schorf darüber (ich hab noch nie Schorf gehabt), der kleine Hügel schiebt sich unter der Haut auf und ab und gluckst dabei. Daß sie ihn nur nicht mit runterschlucken! Ein paar von den Männern müssen das gemacht haben, weil sie über den Hemdkragen, die ihnen deshalb zu eng sind, die sie nie mehr zuknöpfen können, Fleischklumpen sitzen haben. Wurio meint, das sind Kröpfe, die kommen vom jodhaltigen Wasser, ich meine, sie kommen vom Schlucken.

Sie trinken auch die allerletzte Pfütze aus, knallen die leeren Gläser auf die' hölzernen Tischplatten, heben den Kopf, drehen sich umständlich gegen den Ausschank, gegen die Wirtin, die immer schwitzt, das Mieder ist für ihren großen Busen viel zu eng, weil er oben wieder rausschaut. Sie lacht sehr laut, wenn die Männer ihr die leeren Gläser zeigen, wackelt mit dem Hintern, damit sich die Röcke bewegen und rennt so zwischen der Theke und den Tischen hin und her. Sie kann in jeder Hand fünf volle

Krüge tragen, läßt sich beim Absetzen der Humpen auf den Popo hauen, davon werden die Männer durstig, und sie bekommt Arbeit.

Ich lehne mit dem Rücken gegen den Schanktisch, meine Beine über Kreuz, denn mich kneift's, weil ich muß. Ich warte, bis sie Zeit für mich hat. Sie fragt jedesmal wieder, was ich möchte. Ich hab schon längst den kleinen Stapel Silberpapier gesehen, den sie im Fach mit den Spielkarten für mich gesammelt hat. Wenn sie sehr gut gelaunt ist, darf ich die Gäste persönlich fragen. Einige wollen mir einfach nicht helfen, oder sie können mich nicht hören, weil sie besoffen sind. Einige sind schnell mit dem Herausziehen der Zigaretten aus der Schachtel fertig, andere wiederum dumm, weil sie mir die Papierpackung auch geben, aber ich muß nett sein und sie annehmen, und dann sind da immer Männer, die mich auf eines ihrer hochgezogenen Knie setzen, mir meine Beine ganz oben tätscheln, "lieb bist" sagen. Die von Mutti für mich genähten Röcke sind kurz und bequem. Mahlzeitreste und Bierschaum hängen in den verklebten Schnauzbärten, die die Münder verdecken. Ganz dicht vor ihnen muß ich sitzen und meine Bitte mehrmals vorreden, bis sie verstehen wollen und bis sie ihre Zigarettenschachteln aus den Rock- oder Hosentaschen gekramt haben, das dauert seine Zeit. Ich kenn sie bald recht gut, meine Kundschaft, hab die Besuche in den anderen Wirtschaften an meinen größeren Bruder abgegeben; Frau Pressl mag mich gern, sie sagt, es sei gut für die Gäste, wenn ich recht oft komme, weil sie ihren Spaß daran haben, lustig sind und lachen, davon durstig werden und somit, hat sie gesagt, steigt der Umsatz.

Heute ist es später wie gewöhnlich. Die eiserne Gartenpforte quietscht wunderbar, wenn man in zwei der vielen Schneckenmuster steht und sich von anderen schubsen läßt. Wenn niemand da ist, stoße ich mich selbst ab, mit dem rechten Bein gegen die Rotbuche. Der Nibbel am Boden, zum richtigen Verschließen der Tür gedacht, hält die Wucht der Tür und meines Körpers, läßt mich sogar zurückprallen gegen die Buche. Mit erst angewinkeltem und dann plötzlich ausschnellendem Bein stoße ich mich ab, immer wieder gegen den Nibbel. Mutti hat das nicht gern, sie sagt, der Lärm mache sie nervös oder verrückt, so bleibt mir für das Spiel nur die Ruhestunde nach dem Essen. Sie haut sich dann ins Bett, ruht sich aus, schnarcht, und ich kann ungestört spielen. Außerdem bin ich nicht die

einzig, die an der Tür hängt, auch die anderen machen das, sie sind noch dazu Nachbarskinder.

Also durch die Gartentür durch, rechts abbiegen, zu meiner linken Seite die Steinmauer von der Schneckervilla, unserm Nachbarhaus; rechts, hinter dem Maschendrahtzaun das Gestrüpp unseres Gartens.

Den Weg bis zur Ecke, die verwaschenen Holzstufen runter, das Stiegerl, das im spitzen Winkel in die Straße mündet. Bis zur Straße reicht unser mit Rotbuchen, Silbertannen, dem mächtigen Kastanien- und dem Magnolienbaum bewachsener Garten. Hinter Zaun und Kieferngestrüpp führt die Steintreppe zum unteren Gartenteil, den wir Steingarten nennen. Sie wurde wohl vor vielen Jahren gebaut, ist kaum mehr als Treppe zu erkennen, lose Steinplatten, leicht anzuheben, moosbewachsen, und irgendwo unter den Baumwurzeln verschwindet sie. Dort ist einer meiner Lieblingsplätze, darüber rede ich später, ich hab jetzt keine Zeit.

Die Hauptstraße entlang, über die Brücke, ein kurzes Straßenstück noch, auf der linken Seite gegenüber der Badeanstalt liegt das Gasthaus zur Glocke. Dort ist mein Silberpapier, und auch Frau Pressl ist da.

Der Bierwagen steht vor der Wirtschaft, er ist ein wenig beleuchtet von dem Licht, das aus den Fenstern fällt. Die zwei Haflinger sind vor den Wagen gespannt, riesige Tiere; einer ihrer Hufe ist größer als mein Kopf, und der ist bestimmt nicht klein, weil meine Brüder mich entweder Quadratschädel oder Vierkantpluzer rufen, ich werde mich dafür an ihnen rächen, wenn ich etwas größer bin oder vielleicht noch in diesem Jahr. Sie nennen mich auch Pupser oder Povist, Pup und Warze, diese Trottel!

Ich hänge mit meinen angewinkelten Armen, die ich zu Flügeln gemacht habe, an den Zaunspitzen hinter mir, ein gutes Stück von den Tieren entfernt. Unter dem Bauch des einen, und dann auch beim zweiten, bewegt sich ein Wurm. Er ist ganz komisch faltig, über einen Stock muß er aufgefädelt sein, weil er hin und her baumeln kann, ohne abzuknicken und dann immer dicker wird, auch länger. Da seh ich doch, wie sich ein riesenroter Arm, so lang wie mein Bein und knallrot, durch die Falten schiebt, der Gaul bewegt die Muskeln, stellt die Beine breit auseinander und strullt, daß es nur so prasselt gegen das Straßenpflaster. Dann auch

der zweite. Der Arm schlüpft zurück in die Falten, die Gäule stoßen ihre Hintern in die Richtung, wo ich stehe, stampfen einige Male unruhig mit den Hufen, glotzen mich an, mir ist's unheimlich, wie sie schaun und sich bewegen. Sie werden wieder ruhig, lassen die Schwänze baumeln.

Ich will zum Treppenaufgang, da faßt mich doch jemand am Arm! Ich erschrecke unheimlich toll, weil ich denke, daß ich alleine bin, keinen Menschen gesehen habe, außerdem weiß ich, daß das Zusehen bei solchen Sachen verboten ist. Wir müssen zu Hause immer das Klo abschließen.

Es ist einer meiner Kunden, der, der mich am liebsten mag, der immer sehr umständlich mit dem Papiersuchen in seiner Hosentasche ist auf der Kniesseite, wo ich sitze. Er kneift mir zu fest in meine Nase, tätschelt mir die Beine wie üblich, droht mit dem Finger, streichelt meine Unterhose, hebt mich hoch auf seinen Arm. Ich häng da wie Trockenwäsche. Es ist sehr dunkel, und dann trägt er mich; seinen Stoppelbart fühle ich an meiner Wange, von Zeit zu Zeit wendet er seinen Kopf, hat wohl Schiß, geht mit mir vor der Brücke rechts die Stufen runter, die zum Fluder führen, zum Sägewerk, in einen der offenstehenden Schuppen. Er setzt sich auf die Holzbalken, die da gestapelt liegen, verspricht mir Schokolade, streichelt meine Wange, fragt, ob er mir was zeigen soll, "natürlich" sag ich. Er stellt mich zwischen seine Beine, die ich ein wenig auseinanderbiege, damit er mich nicht erdrückt, er preßt mich immer wieder zwischen seine Schenkel, meine Arme liegen ausgestreckt über seinen Hosentaschen, die sich beuteln. Ich mag nicht so stehen, er drückt mir zu fest den Oberkörper. Ich stell mich ein wenig auf die Zehenspitzen, winkle die Ellenbogen an, leg mein Gesicht zwischen meine Hände und schau ihn an. Er hat rissige, harte Hände, fährt mir über die Beine, meinen Popo, zieht mir die Unterhose runter, kratzt mit seinem rauhen, kantigen Fingernagel über mein Pipi; er tut so, als suche er etwas und tut mir ziemlich weh mit dem komischen Kratzen. Ich möchte jetzt gern die Schokolade haben, das Spiel gefällt mir nicht. Er meint, ich dürfe niemandem etwas davon sagen. Warum auch? Wem außer Wurio sollte ich was sagen? Ich verspreche, ich schwöre. Wir gehen zur Wirtschaft. Vor der Tür sagt er, er habe heute keinen Durst, steckt die Hände in die Hosentaschen, grinst, will gehen, ich möchte meine Schokolade, er muß doch reinkommen.

Mutti schimpft mit mir, heult, meckert, hat sich ja sooo gesorgt und wollte eben losgehen, um mich zu suchen. Mir ist eiskalt vor Angst, ich hab beinahe in die Hose gemacht, geh aufs Klo, meine Unterhose ist ganz naß, es ist aber kein Pipi.

Mutti wäscht uns nach dem Abendessen, die Großen wie die Kleinen. Alle in einer Reihe antreten, ausziehen, dann eiskalt von oben bis unten. Sie hat nicht ein bißchen Schamgefühl. Mir sind diese Waschereien unangenehm.

Wir gehen immer gleichzeitig und gemeinsam ins Schlafzimmer. Im Winter ist es da so kalt, daß man Mühe hat, die Eisblumen an den Innenseiten der Fenster mit den Fingernägeln abzukratzen. Ich hauch mir vorher ein Loch ins Eis, dann kann ich die einzelnen Teile gut abziehen. Ich finde diese Muster sehr schön.

Bis auf die beiden Großen schlafen wir alle im selben Schlafzimmer. Mutti liest jeden Abend Geschichten vor, sie hat angefangen mit Volksmärchen, dann Abenteuerbücher; ich mag gern Hundegeschichten, in den letzten Tagen begeistert mich Winnetou. Sie hat davon schon mehrere Bände vorgelesen, jetzt sind wir bei Winnetous Tod. Dieses Buch ist fabelhaft, sie liest es jetzt zum dritten- oder viertenmal. Ich muß viel reden und schon lange vor dem Abendbrot recht lieb sein, mich auf ihren Schoß setzen, schmusen, sie streicheln. Ich hasse das, aber es ist mir immer wieder gelungen, sie von der Größe und Wichtigkeit meines Winnetou zu überzeugen.

Höre ich den Namen Winnetou, wird's mir abwechselnd heiß und kalt. Er hat dieselbe Kraft wie mein Geist, nur mit dem Unterschied, daß ich mir bei Winnetou immer einbilden muß, ihn zu sehen und daß ich alles selbst machen muß.

Mein Geist kommt so ziemlich jede Nacht zu mir. Anfangs, wenn er sich durch heiß- und kaltwehende Luft ankündigt, wage ich nicht, mich zu bewegen. Ich liege wie verstorben in meinem Bett; so sehr ich ihn mag, fürchte ich ihn auch. Er ist immer in ein großes weißes Laken gehüllt, die Enden des Tuches wehen um und über ihn, sein Gesicht hat er mir noch nie gezeigt, keinen Fuß, keine Hand. Es sind alles weiße Stumpen, die sich unter dem Laken zu mir hinbewegen. Er steht oft lange Zeit vor

meinem Bett, dreht und bewegt sich, ich sehe ihn trotz meiner geschlossenen Augen genau. Er weiß sicherlich, daß ich mich nur aus Angst vor ihm schlafend stelle. Er ist so vorsichtig, spricht niemals, um die anderen nicht zu wecken. Zu ihnen geht er nie, nur zu mir. Deshalb und weil sein Kommen so unheimlich schön ist, nenne ich ihn meinen Geist. Seit den letzten Wochen weiß ich, daß er jede Nacht zu mir kommt, ich warte auf ihn. Meine Puppen mag er nicht, ich packe sie abends ins Puppenbett. Ich liege vor dem Einschlafen immer auf dem Rücken, so kann ich ihn sehen, wenn er durch die Wohnzimmertür ins Bubenzimmer geht und in der Schlafzimmertür erscheint. Gefühlt habe ich ihn schon längst, neben dem dunkelgrünen Kachelofen steht er, geht am Kleiderschrank vorbei, ich seh, wie er auf mein Gitterbett zukommt, an meiner Seite stehen bleibt, sich dreht und wendet in den Laken, langsam mit den Armen schwingt, heiße und kalte Luft um sich wehen läßt, die mich durchpiekst wie Stecknadelspitzen prickeln; es tut richtig weh. Das Schöne ist etwas anderes: Er schleicht ziemlich lange um mein Bett, dann hebt er sich ganz langsam vom Boden, mir wird wahnsinnig heiß, weil ich weiß, daß er jetzt waagerecht über mir schwebt — sein verhüllter Leib berührt mich nur ganz wenig, und dann fühle ich den heißen Atem direkt vor meinem Gesicht, gegen meine Lippen bläst er, meinen Hals, in die Augen, die ich jetzt fest geschlossen habe, er darf niemals merken, daß ich noch nicht schlafe. Einmal, zu Muttis Geburtstag, hatte ich Wein getrunken, daher weiß ich, was ein Rausch ist. Das, was ich mit meinem Geist fühlen kann, ist tausendmal stärker, viel gefährlicher und unendlich schön. Ich kann nie verfolgen, wie er von mir weggeht, muß immer irgendwo anders sein zu dieser Zeit, und dann bin ich traurig und habe keine Angst mehr, möchte ihn zurückrufen. Ich schieb mein langes, albern weißes Nachthemd über meinen Bauch bis unter den Hals zu einer dicken Wurst zusammen, vielleicht erscheint er noch einmal. Er ist nie zweimal gekommen, alles Bauchstreicheln nützt mir nichts, aber er kommt jede Nacht. Deshalb schlaf ich morgens etwas länger, damit der Tag schnell um ist und ich ihn wieder fühlen kann.

Während seiner Abwesenheit spiele ich mit Winnetou. Dieser Name hat tatsächlich ein wenig von dem Rausch, den mein Geist mitbringt. Vor allem berauscht mich die mehrmalige Wiederholung des Namens. Nach wenigen Minuten ist die Handlung der Geschichte vergessen, ich höre

Muttis einschläfernde, eintönige Stimme immer wieder mit viel zu wenig Betonung "Winnetou, Winnetou, Winnetou" sagen.

Die anderen schlafen schon vor mir ein. Manchmal, nach Stunden, fragt sie, ob noch jemand wach ist; es sind immer dieselben Antworten in immer derselben Reihenfolge: zuallererst schlafen meine Schwestern, die sich sehr gern, bevor Mutti zu Bett geht, die Fußsohlen kitzeln. Ich bin ausgeschlossen. Nur einmal, nach sehr langem Bitten und Betteln, durfte ich die Füße, nein, nur einen Fuß durch die Gitterstäbe stecken, damit die ältere Schwester kitzeln konnte, ich hab's anschließend bei ihr gemacht, doch nie war's richtig, immer etwas zu toll oder ein wenig zu sanft. Ich mußte dafür versprechen, am nächsten Tag die Teller zu waschen. Sie haben sich gut aufeinander eingespielt, die kichernden Gänse. Eine von ihnen kann, mein Bruder hat es ihr heimlich beigebracht, künstlich pupen. Sie liegt dabei ausgestreckt im Bett auf dem Bauch, das Gesicht ins Kopfkissen gedrückt, kichert, wiehert in die Daunen, hebt den Po, macht, wie sie mir später erklärt, weil ich es auch können möchte, irgendwas mit dem Unterbauch, und dann geht's los. Ich hab es nie richtig gelernt! Die beiden Schwestern kleben aneinander wie Schnecken, fortwährend Geheimnistuerei, und doch bin ich ziemlich sicher, daß sie außer Fußkitzeln und diesem künstlichen Pupen nichts zu verheimlichen haben. Ich übe heimlich das Kunstpupen, verzweifle langsam an meiner Dummheit, weil es mir überhaupt nicht gelingen will. Ich habe Ersatz gefunden: ich lege meinen Mund fest auf den Unterarm, preß meine Lippen dagegen in die Haut, füll meinen Mund mit Luft und stoße sie leise, langsam, schnell, plötzlich laut, je nach Belieben, aus. Zu Beginn dieser Erfindung, die die Klänge meiner Schwestern weit übertraf, waren sie tagsüber äußerst lieb zu mir, und in diese Zeit fiel auch die Begebenheit mit dem Fußkitzeln. Leider konnte ich das Kunstgeheimnis nicht ewig bei mir behalten, so hab ich es eines Abends übertrieben; sie lachten schrecklich über den Lärm, ich auch, doch sank ich gleich darauf wieder zurück in das von ihnen verachtete Jungschwesterndasein. Aber das macht nichts. Wenn ich groß bin, kauf ich mir Hunde, die ich alle gegen sie hetze, und so einfach ist das mit dem Abwaschen nicht, ich esse absichtlich wenig, um sie zu beschäftigen, sie kreischen herrlich bei den fettverklebten Gulaschtellern, oder wenn Nudeln in der Abwaschbrühe schwimmen, die laß ich ihnen extra übrig.

Ich bete jeden Abend zu meinem Geist, in die Kissen fall ich, auf die Knie: Laß mich nie so tüchtig sein wie meine Schwestern. Fett, Haarbüschel unter dem Bauch und unter den Armen möchte ich nie haben, große braune Flecken auf der Brust, Kuhfladen auf dem Kopf, rosa Spitzenblusen mit Flügelkragenrüschen, lange schwarze Röcke, saudumm kichern, trampelig langsam gehn, Mutti lieb haben, ihr immer in'n Hintern kriechen, freiwillig Hausarbeit machen, ja sogar Böden scheuern, Blumen nur für Vasen pflücken, Angst vor Hunden haben, nicht einmal Steinschleudern und wirkliche Werkzeuge mögen, immer petzen, auch grundlos, mit nichts zu bestechen sein, keine echten Geheimnisse haben. Deshalb verachte ich sie besonders, und dann noch Mittelscheitel, ewig weiße Strickstrümpfe mit blendend hellen Quasten und riesengroße Unterhosen, rosawollene für die kleine Schwester stricken, die sind ja blöd! Ach ja, "stets dem mütterlichen Vorbild nacheifern", igitt!

Dann schläft als letzter der drittälteste Bruder, der eineinhalb Jahre älter ist als ich. Ich verdächtige ihn, daß er auch ein Geheimnis hat. Manchmal fühle ich mich durch ihn gestört. Das Fußende seines Bettes stößt gegen die eine Seitenwand des meinen, er könnte mich beobachten, deshalb beschäftige ich ihn tagsüber so, daß er abends müde ist. Hat er einen seiner häufigen Wutanfälle hinter sich, schläft er schnell ein.

Vor einigen Wochen war das. Mandi sitzt im Kastanienbaum. Ich ziele zwar mit der Steinschleuder auf die Kastanien im Baum, muß aber zufällig meinen Bruder getroffen haben, weil er wie Fallobst in die Wiese fliegt. *Ist ein Mann ins Moos gefallen, hab ihn sehen plumpsen!* Er schreit wie besessen, faßt mit beiden Händen abwechselnd an den Hals, will sehen, ob der Kopf noch dran ist, läuft blau an, sein Gesicht beschlägt, er schnappt nach Luft, kommt nach ziemlich langer Zeit wieder zu sich; wie er wackelig auf den dünnen Beinchen steht, das Kasamandl. Als er wieder laufen kann, hetzt er mich durch den Garten — zu Mutti in die Küche, unter die Schürze, sie wäscht weiter Geschirr ab, begreift wieder einmal gar nichts, "spinn nicht schon wieder", sagt'sie; mein Bruder rast durch die Tür, die ich noch kurz vor ihm zuschlagen kann, greift nach dem Brotmesser, "das darfst du nicht anfassen!" Ich erschrecke bis in die Unterhosen, los, jetzt raus durch das Küchenfenster in den Garten, egal wie hoch, ich hab mir die Knie unters Kinn gestoßen, macht nichts, er

hinter mir her, das Messer zwischen den weißknochigen Fingern, mit der anderen Hand packt er einen rotgebrannten Ziegelstein. Mutti durch die Tür meinem Bruder nach. Ich schrei, er schreit, aus den Winkeln und Ecken des Gartens kommen sie, meine Geschwister, an den Hausecken lauern sie. "Er kommt!" Wieder zurück. Er heult vor Wut, versteckt sich hinter der Rotbuche, hinterm Hühnerstall; entkommen kann er unseren Augen nicht. Er keucht, Messer und Ziegelstein unter den blauen Knöcheln, weint durch seine Zahnlücken, durch die braunen Mausezähne, wir machen weiter. Er droht jedem mit dem Tode, auch Mutti, die komischerweise mitmacht, will uns erstechen, erschlagen. "Frühgeburt!" Bleich bis in die Knochen zielt er, zielt vorbei, "vorbeigeschmissen, Bullamutz, Kasamandl, Mandi!" Er schnellt aus seiner Hockstellung hoch, auf uns zu, die beiden Großen fangen ihn ein, den wildgewordenen Affen, sie werfen sich den leichten Zappelleib durch die Luft zu. Wie sie zischt, die Heulboje, das Weißgesicht, es ist himmlisch. Mutti sagt, daß es genug ist, sie muß immer und bei allem stören, wenn's am schönsten ist. Er petzt, plärrt. Peng-peng! Wir bekommen beide zwei saftige Ohrfeigen. Das geht so schnell, daß ich erst viel später mitheulen kann. Wir brüllen einstimmig, überschreien uns. Mutti, dieses Biest, sperrt uns beide in die Wäschekammer. So haben wir uns, Rücken an Rücken, in den Schmutzwäschehaufen begraben, zwischen dreckige Laken, stinkende Socken, Kinderkleider, Munitionsdosen. In diesem kleinen Raum verliert unser Geschrei an Wirkung. Man kann nicht stundenlang heulen! Wir schämen uns voreinander, fangen an, den Wäscheberg zu untersuchen. Was für ein Rabenaas unsere Mutter ist; wir schluchzen noch einige Male, haben Mitleid mit uns, klopfen gegen die Tür, die verschlossen bleibt, dann kommen die Verkleidungsszenen. Mein Bruder muß Mädchenkleider anziehen. Mutti wurmt's, daß wir lachen, deshalb hört sie unser Klopfen noch nicht. So dumm kann sie eigentlich nicht sein, sie hat die Spielzeugsoldaten mit eingeschlossen. Zwischendurch klopfen wir wieder, jetzt schon etwas stärker, später mit Schuhen über längere Zeitspannen, dann mit kurzen Abständen, und zum Schluß, wenn alles nichts hilft, mit der Munitionsdose, in die wir vorher lärmende Dinge geworfen haben. Das hilft immer. Durch den schmalsten Spalt, der sich zwischen Tür und Angel auftut, drücken wir uns an Mutti vorbei, sie redet und redet immer wieder über die von uns schon längst vergessene Sache. Für sie haben wir nur einen verächtlichen Blick. Ich

kann mir *Tante Friedl-Fiedl-Fiedl* nicht verkneifen und muß schleunigst durch die Eingangstür in den Garten flüchten.

Mein Bruder hilft mir, Mutti zu ärgern. Wir brechen für jeden von uns je zwei Stöcke mit gelben Blütendolden vom Strauch, der neben der Gartentür steht. Der untere ist die Geige, wird unters Kinn geklemmt, der obere der Bogen, den wir mit kräftigen Schwüngen über die Geige tanzen lassen. Der Bogen muß vorher geschält werden, damit er gut gleitet und rutschiger ist. Die grünen Rinden, die sich krümmen wie meine Schnecken unter dem Streichholz, zielen wir durchs Küchenfenster, die staubenden Blütendolden schlagen wir gegen die Fensterscheiben, weil Mutti das "schon gar nicht mag", und dann hüpfen wir hintereinander im Gleichhops von einem Bein aufs andere, vorwärts und rund ums Haus: *Tante Friedl-Friedl-Friedl mit der Fiedl-Fiedl-Fiedl!* Einige Kinder aus der Nachbarschaft machen auch mit. Muttis Geduld ist beinahe zuviel für uns, man kann schon sagen, daß sie vor Faulheit bald stinken wird, wir können doch nicht ewig im Kreis durch den Garten springen, uns heiser schreien, aber immer wenn's beinahe langweilig wird, kommt die *Hex mit die sieben Klex*. Sie lacht, stolpert, keine Puste hat sie, wir sind alle viel schneller und dann ab in die Blumenbeete.

"Meine Roosen, meine Tuuulpen!" Wir machen das nur, damit sie auch richtig wütend wird und dieses alberne Haschenspielen aufgibt. Mutti hat Renate erwischt. Die schreit wahnsinnig, weil sie ihm Hühnerstall gegen die blanke, frischgeschliffene Holzsäge gelaufen ist. Die Verfolgung ist eingefroren, alles vergessen, vergeben, wir sammeln uns ums rote Knie, ich benehme mich sehr gut, hol Jod und Verbandmull, und später muß Renate zum Arzt. Sie trägt wochenlang, monatelang den Verband. Unsere Mutti hat einige Feinde mehr im Ort. Renate ist noch gut Freund mit mir, ich möchte manchmal gern mit ihr tauschen dürfen und den Verband tragen. Fast jeder fragt, was darunter ist.

Nach solch einem Tag schläft mein Bruder sehr gut.

Ich bin immer als letzte müde und lausche stundenlang mit der gleichen Ausdauer. Auf dem Rücken liege ich ausgestreckt unter meiner weichen Daunendecke; das weiße Nachthemd, ich hab's, so wie auch alle anderen Kleidungsstücke, von einer meiner drallen Schwestern erben müssen;

beim Schlafwandeln muß ich die Hülle hochraffen, um nicht hinzufallen, nachts sind sie unbequem, diese Lappen, die mich einschnüren, abbinden, unwickeln, ich schlafe viel lieber nackicht, das ist bei uns verboten; und weil ich Langschläfer bin und morgens meist abgedeckt liege, irgendwo in meiner Bettecke zusammengerollt, könnte sie mich entdecken, und das wäre nicht zu meinem Vorteil. Einmal war das so:

Ich muß mich wahnsinnig erschrocken haben, als Mutti mich weckt, mir dabei auf den nackten Popo schlägt. Ein Schock fürs Leben, und das am frühen Morgen! Sie hält mein Nachthemd mit spitzen Fingern gegen das Fenster, ich erschrecke selbst, wär nie auf die Idee gekommen, es gegen das Licht zu halten! Diese Menge gelblicher Flecken dicht nebeneinander! Ich muß entsetzlich heulen. Mutti fragt mich ziemlich gemein, was das wohl sei. Verbissen schweig ich lange Zeit. Sie nimmt mich auf ihren Schoß, dieses falsche Luder! Solange, bis ich heul, und dann hat sie gemeint, ich würde wohl da unten rumspielen. Mein Aufheulen ist für sie das Ja, dann droht sie mit dem Heim für schwererziehbare Kinder, mit karger Kost, Arbeit, Arzt und nochmals Arbeit. Mir würde wohl mein Vater fehlen, der hätte mich richtiger erzogen, und im übrigen wolle sie mich genauestens beobachten. Sie ist kein guter Beobachter. Ich heul reuevoll, um nicht zum Arzt zu müssen. Sie sagt, ich sei bestimmt nicht ganz normal da oben. Jetzt hab ich selbst Mitleid mit mir.

Einige Tage benehme ich mich außerordentlich gut. Ich mag Mutti nicht mehr in die mir ewig folgenden Augen sehen. Ich hasse sie wirklich, ich ekle mich vor ihr. Der Ekel verstärkt sich, ihre Laken stinken, ihr Mund riecht nach Zigaretten, das Essen nach ihr und alles stinkt, was sie in ihren Händen gehabt hat und dieser Gestank zieht in meine empfindliche Nase. Ich weiche ihren Zärtlichkeiten aus, weil mir davon übel wird, bin boshaft, wo ich kann, spuck in ihr Bett, in die Teller, die ich aufdecken soll, leck ihr Besteck schon in der Küche ab, verstecke den Rohrstock, den Teppichklopfer, den großen Kochlöffel, damit, falls es nötig ist, sie mit den Händen zuschlagen muß und vorher wie besessen die Wohnung nach Prügelwerkzeugen absuchen soll; die Bettlaken leg ich in sorgfältige Falten über die schweren Matratzen, so muß sie diese stinkenden, nach Mutter riechenden Tücher allabendlich vor dem Schlafengehen glattstreifen. Deshalb tu ich ihr auch die Drahtbürste

unter das Kopfkissen, das sie immer nur an einem Ende leicht anhebt. Sie ratscht sich an meiner Drahtbürste den Handballen blutig, und dem Zufall, den ich vorzutäuschen versuche, glaubt sie nicht, so knallt es wieder. Ist nicht schlimm gegenüber dem Erfolg an Muttis Hand.

Ich liege also vor dem Einschlafen ausgestreckt auf dem Rücken, mein Nachthemd bis zum Hals aufgerollt, das Bett steht im Lichtschatten, Mutti liest unter der kleinen roten Leselampe, die sie an der oberen rechten Buchkante festklemmt. Sie kann mich nicht sehen, die anderen Betten stehen dazwischen. Meines ist ein schön weißgestrichenes Gitterbett so lang, wie die beiden aneinandergestellten Betten meiner Schwestern breit sind, mit dicken kleinen Engelein bemalt, die sich alle umschlingen. Mutti liest immer noch Winnetou. Ihre Stimme füllt den Raum gemeinsam mit den Schlaflauten meiner Geschwister. Ich streichle leise meinen Bauch; die Beine etwas auseinandergelegt und höre aufmerksam zu. Die rechte Hand liegt zwischen den Beinen, da wo sie zusammengewachsen sind, mit der Linken mach ich eine leicht gekrümmte Faust, und jedesmal, wenn Mutti Winnetou sagt, schnellt einer meiner Finger in die Luft. Ich zähle den Namen Winnetou an den Fingern meiner linken Hand. Mit dem kleinen Finger der Rechten fang ich an, "mich zu befriedigen", wie man dazu sagt. Mutti sagte dazu onanieren, als sie mein Nachthemd entdeckt hat. Onanieren gefällt mir besser, die vielen i's in befriedigen sind zu kratzig, sie erinnern mich an den Fingernagel des Alten damals im Sägewerk. Ich nenne es kraueln oder Zapferl drehen, heiß und kalt, am liebsten erfinde ich für jedes Spiel einen neuen Namen. Diesmal sage ich eben Winnetou dazu.

Wenn ich ganz schnell meine Fingerkuppen drehe bis zum "Winn", dann ist das der Aufstieg wie auf einen Berg. Beim "e" verweile ich etwas auf dem Berggipfel, und das "tou" ist die sausende Abfahrt durch Schneegestöber bis ins tiefste Tal runter. Hab ich das Winnetou mit meinem kleinen Finger erledigt, kommt der Ringfinger an die Reihe. Ich mag ihn nicht, weil er steif und unbeweglich ist und viel zu schnell müde wird; so darf der Zeigefinger aushelfen, der Ringfinger muß zur Strafe gestreckt und nackt von der Hand absteigen. Ich hab schon zum drittenmal mit der linken Hand fünf Finger durchgezählt. Wenn die Hand einmal in der Reihenfolge vom Daumen zum kleinen Finger gestreckt ist, krümm ich die große Zehe am rechten Fuß, die linke zählt

nur die einzelnen Winnetous, und die rechte zuerst und dann die linke die vollen fünf Winnetous der linken Hand. Ich hab viel zu tun, und Mutti liest und liest. Der einzige Laut, der von mir kommt, ist ein leises Räuspern, aber nur dann, wenn ich das schöne Gefühl gehabt habe, weil mir dann das Herz bis zum Hals klopft, und ich sekundenlang keine Luft mehr bekommen kann. Früher hatte Mutti nichts dagegen einzuwenden, sie hat es nicht einmal gehört, aber nachdem sie das Nachthemd entdeckt hat, darf ich nicht mehr räuspern. Vielleicht "befriedigt" sie sich selbst und braucht das Vorlesen als Tarnung! Ich nehme mir fest vor, ihr Bett niemals mehr zu berühren, weil sie beim Lesen immer eine Hand unter der Decke hat. Da sie mich ewig beobachtet, bin ich bald perfekt in meinen Spielen. Kein Glied an meinem Leib zuckt nach dem "Tou". Mit der Linken hebe ich die Decke über mein Pipi, das Räuspern vertausch ich gegen richtig lautes Husten, Mutti merkt nichts mehr. Mein Nachthemd ist unbefleckt, weil ich mir zu meinem letzten Geburtstag einen kleinen Hund aus Schafsfell gewünscht habe. Sein kleines Stummelschwänzchen löst meine Finger oft ab, und wenn mein Tier feucht ist, trockne ich's am Hundefell. Ich habe ihn sehr gern, diesen kleinen Kerl mit der Foxlschnauze und den grünen Augen aus Glas; Mutti hat mir damit eine riesige Freude gemacht, die ich niemals vergessen werde.

Die ausgedehnten Lesenächte gehören zur Winterszeit, im Sommer spiele ich lieber mit anderen Tieren. Mutti hat Winnetous Tod fünfmal gelesen, jetzt liest sie uns aus dem Buschgespenst vor. Ich hab wahnsinnige Angst vor dem Gespenst. Nach dem Abendessen, wenn es dunkel ist, laß ich mich von meinem ältesten Bruder aufs Klo begleiten. Er freut sich über meine Angst und will mir am liebsten noch mehr Angst machen. Die ersten Male ging ich allein ins Klo, machte ganz schnell, weil wir dort kein Licht haben. Auch im Vorraum ist die Birne kaputt, er kann sich da gut verstecken; ich leide wirklich unter dieser Angst. Verdammtes Verstecken und von irgendwoher Hu- oder Puschreien. Ich werd's ihm heimzahlen! Um sicherer in die Wohnung zurückzukommen, befehle ich ihm, im Klotürrahmen stehenzubleiben und so auf mich zu warten, aber er ist boshaft, und immer wenn ich mitten drin bin, versteckt er sich im Dunkel irgendwo im Kellereingang; der ist auch am Tage unheimlich genug, um sich zu fürchten.

Am Anfang mag er nicht gern mit ins Klo, aber er muß, und ich schließe die Tür hinter ihm zu. Er steht vor dem Fenster, schaut in die Nacht, klopft gegen die Scheiben. Das geht ganz gut. Manchmal muß auch er. Er ist zehn Jahre älter als ich und hat da ein Ding, das man nicht mehr Lämmchen nennen kann; dieses Wort hat Mutti mir verboten, auch das Ansehen des Gegenstands, wenn sie mich mit meinem nur wenig älteren Bruder am Waschbecken abseift. Außer Lämmchen sage ich einfach "das Ding". Mein großer Bruder sagt: "Es heißt Penis" ; ich kann mir darunter nichts vorstellen, aber dafür darf ich es halten, wenn er mal muß, und dann soll ich immer meine Hand auf- und abbewegen. Er sieht sehr komisch aus dabei. Dieses Ding ist wie eins meiner Schneckentiere, nur viel größer, viel härter, und es stinkt; Schnecken stinken nur, wenn sie tot sind und lange in der Sonne geschmort haben.

Er geht jetzt schon sehr gern mit mir aufs Klo, fragt mich von selbst, ob ich mal muß, ich muß immer. Allzulang kann man auf dem Häusl nicht spielen; die anderen müssen auch immer gerade dann, wenn wir den Ort brauchen, und wie er sagt, der Bruder, darf keine Menschenseele von unserem Geheimnis erfahren. Ich muß wieder schwören, steige unheimlich in seiner Achtung, er schenkt mir die Harpunenspitze, die ich schon immer gern wollte, erzählt mir Geschichten von Frauen mit riesigen Brüsten, die Geschichten sind nicht aufregend, dafür schützt er mich aber gegen die Bosheiten meiner Mutter und meiner Geschwister.

Wenn wir nicht im Klo sein können, trägt er mich in den Garten. Kommt zufällig jemand vorbei, singen wir gemeinsam *Weißtduwieviels ternleinstehn* und nachher, wenn wir genau wissen, daß wir allein sind in den Büschen, zeigt er mir das Buschgespenst; ich soll es immer streicheln oder besser noch, meine Hände fest darumlegen —, sie schnell auf- und abbewegen, und dann kommt bald dieses dicke, milchige, nach Schmierling und Pilzen stinkende Zeugs, von dem's mir immer übel wird, nur von dem Geruch, ich darf gar nicht daran denken. Ich bin sehr froh, dieses Ding, diesen Penis und auch die Busen meiner Schwestern nicht mitrumtragen zu müssen. Manchmal, wenn Schritte oder andere Geräusche zu hören sind, wird es plötzlich klein und weich, ich soll es dann nicht berühren, aber wenn die Schritte vorbei sind, muß ich wieder dieses Auf und Ab machen.

Zu meinem Tier ist er sehr lieb, er hat nicht so harte Fingernägel, seine Fingerkuppen sind größer und fleischiger als die meinen. Dieses Spiel ist wirklich sehr schön, aber es ist so, wie Mutti sagt: "Er ist Egoist, ein Mensch, der alles selber frißt" und so ist's auch bei dem Spiel. Er ist längst nicht so ausdauernd wie ich, immer muß ich bei ihm anfangen, immer ist er es, der stärker schnauft, danach fertigt er mich schnell ab, schenkt mir irgendeinen Dreck, mit dem ich halb soviel anfangen kann wie mit seinem Finger. Wir haben uns eine recht gute Lösung ausgedacht: er drückt seinen Wurm gegen mein Tier, macht auf und ab oder hin und her oder bewegt es in kleinen Kreisen. Ich frag ihn immer wieder, wie die Erwachsenen dazu sagen, und immer wieder vergesse ich das Wort. Ich mag ihn jetzt nicht mehr fragen, er muß mich ja für dumm halten, so sag ich zu mir: wippen.

Wir haben alle sehr gute Stimmen, besonders meine Schwester. Sie singt wie ein Glöckchen. Mutti sagt das zu Wurio. Wurio kann meine Geschwister auch nicht leiden, sie kommt nur meinetwegen.

Seit zwei Wochen spiele ich Ziehharmonika. Immer, wenn ich meine Schwester zu ihrem Gesang begleiten wollte, regte sie sich auf. Ich durfte nie mitspielen. Erstaunlicherweise, seitdem ich mit meinem Bruder wippe, darf ich, er hat es durchgesetzt. Weil er der stärkste ist, wagt keiner zu widersprechen, aber so schön ist es auch nicht. Die anderen sind unmusikalischer als ich. Sie können einfach den Takt nicht halten, sind immer etwas zu schnell oder zu langsam, zu laut, zu leise, es ist beleidigend.

Meine Harmonika hat rot-schwarze Tasten und Silberglimmer, das Zeug von Weihnachtskalendern, unter der durchsichtigen Schutzschicht. Zwölf Bässe, riesengroß, ich kann sie nur halten, wenn ich sitze, so schwer ist sie. Wundervoll ist es, irgendwo im Garten allein darauf zu spielen. Ich singe gern ganz tief. Die Stimme meiner Schwester kann ich nicht leiden. Ich kann auch viel lauter singen als sie. Mutti versteht sowieso nichts von Musik. Sie meint, es ist zu laut für den Familienchor. Sie selbst singt wie ein altes Weib, richtig fistelig, fipsig, piepsig, kaum anzuhören, so schlimm ist das. Meine Schwester singt wie ein "Glöckchen"! Haha! Rotzglöckchen höchstens. Oder Schneeglöckchen? Das paßt zu ihr, dem fetten Lästerschwein! "Schwesterlein, Fett am Bein, Schwesterschwein!"

Beim Schwein muß ich leider aufhören, weil ich vor Mutti nicht fluchen darf, ich mach's aber trotzdem laut mit meinem Zwerg oder dem Hund, stell mir dabei eins meiner Geschwister oder am liebsten Mutti vor, ich verdresche sie, bis das Sägemehl fliegt. Wenn Mutti mich Rohling oder so was schimpft, sag ich, sie hätten *Tante Friedl-Friedl-Friedl mit der Fiedl-Fiedl-Fiedl* geschrien oder sich im Bett geräuspert, sie nickt dann verständnisvoll, muß schrecklich dumm sein.

Wenn ich in den Garten gehe, um allein zu spielen, kommt mein Bruder mich trösten, er zeigt mir, wie man richtig spielt. Ich soll mich auf seinen Schoß setzen, ein Scheißspiel, weil mir dabei der Popo sehr weh tut. Ich wehre mich dagegen, wie ein aufgespießter Affe am Stock festgeschraubt zu sein. Auch das vergebe ich ihm nie, dem verdammten Egoisten; in mir hat sich einiger Haß angesammelt.

Es kommt auch vor, daß wir bereits am Klo waren, anschließend im Garten, wieder im Zimmer zusammen mit den anderen; die Schwestern stricken wie meine Mutter. Ich fühle mich unwohl im Lampenlicht, wenn Muttis Augen mich so gut sehen können, ich hasse sie, am liebsten möchte ich sie anspucken. Sie reden dummes Zeug. Mein kleiner Bruder spielt mit Dingen, die brummen wie Autos oder Flugzeuge — immer nur Zusammenstöße. Bei diesen hilft ihm mein anderer Bruder. Sie spielen Soldaten, irgendeiner spielt immer ein Instrument. Wir haben Klavier, Geige, Flöte, Mundharmonika, davon mindestens drei, dann meine Harmonika, Kämmе und Papier, künstliche Telefone, Topf und Deckel, Geräusche wie Löwengebrüll, von meinem ältesten Bruder aus dem Internat mitgebracht, er hat da im Biologieunterricht den Löwenschrei eines afrikanischen Löwen auf einer Sprechplatte gehört und uns überliefert. Ich glaube, sie alle wollen berühmte Musiker, Dirigenten, Ärzte oder so große Mütter werden wie meine. Ich will Schauspielerin oder Hunderlmadame werden, weil mich dann alle Leute ansehen müssen, wenn ich täglich meine zwanzig Hunde mehrmals ausführe. Falls ich Lust habe, werde ich sie grüßen. Die bissigen Hunde sind für meine Schwestern. Schauspielerin ist auch gut, auf die Kinoleinwand muß man sowieso hinsehen, schön genug bin ich, meint Wurio; sie sagt mir das immer wieder, sie möchte auch gern, daß ich berühmt werde.

Mein großer Bruder spielt an den greulichen Familienabenden, wenn Mutti uns alle um sich haben will; dann spielt er mit mir Hoppe-hoppe Reiter. Das geht so, daß ich auf seinem Schoß sitze, das Gesicht zu ihm gewendet, meine Beine zu beiden Seiten auf den Sesselsitz gestellt, mein Rock verdeckt alles, was verboten ist. Er lehnt sich zurück an die Sessellehne, faßt mir unter die Arme, hebt mich hoch, läßt mich fallen, ich juchze vor Wonne, weil Mutti so dumm ist und unser Spiel nicht begreift. Sie sitzt im anderen Sessel, gleich neben uns, *Hoppe-Hoppe-Reiter, wenn er fällt, so schreit er: fällt er in den Graben, fressen ihn die Raben, fällt er in den Sumpf, macht der Reiter plumps*. Beim Plumps laß ich mich zurücksinken, reib dabei mein Tier an seinem Ding, richte mich sehr umständlich wieder auf, dann fragt er: "Noch mal?" Ich: "Ja, ja!" Und dann geht das Ganze wieder von vorn los. Auch beim Hoppe-Hoppe und während des Spiels berühren sich unsere Dinger immer. Mutti lächelt. Sie schaut uns freundlich zu. "Es ist viel schöner und ruhiger in der Familie geworden, seit die ständigen Streitereien zwischen dem Ältesten und der Jüngsten vorbei sind."

Jetzt ist es Frühling. Ich hol mir Riesensträuße frischer, feuchter Schneeglöckchen, Schneerosen von den Wiesen. Sie kommen aus der Erde, meist an Bachrändern, da wo der Schnee zuerst weggeschmolzen ist. Ich sammel Schneckenhäuser, es ist eigentlich noch etwas zu früh dafür, denn die, die ich an den schrägen braunen Hängen finden kann, sind alle leere, ausgebleichene, von Schnee und Wind bleichgemachte Häuser, leicht zerbrechlich. Mir sind diese leeren Häuser unheimlich, ich meine immer, es könnte plötzlich in meiner Tasche etwas krabbeln, das ich nicht hineingetan habe. Unter den Grasbüscheln, in die Erde gegraben, verstecken sich meine ersten Rennpferde, die ich in den Hosentaschen mitnehme, hinters Haus zur Veranda, da wo das Betongeländer den Balkon einrahmt. Der Schnee ist bald weggeschmolzen, dort sind die Wiesen grün und voller feuchter, aufgedunsener Blumen: Hahnenfüße zum Impfen, Akeleien, die schreien, wenn man ihnen die Köpfe, den Fingerhut zusammendrückt. Mutti sagt, weil er giftig ist, darf ich ihn nicht in den Mund nehmen, er schmeckt auch bitter. Unser Magnolienbaum verliert glatte, feste Zungen, der Kastanienbaum wird an den Astspitzen grün, später dehnen sich die klebrigen Knospen wie die Finger meines Bruders, nur viel langsamer. Mein Bruder ist zur Zeit im Internat. Schlüsselblumen, sie sind zart wie Schmetterlingsflügel. Ich

halte sie gegen mein Tier. Mit all diesen Dingen spiele ich unter meinem Blätterdach neben der Steintreppe zum unteren Gartenteil, von der ich früher schon geredet habe, als ich Zigaretten holen sollte und um den Garten herumgehen mußte. Kastanienknospen kleben zwischen meinen Beinen, ich nehm sie oft erst vor dem Schlafengehen aus der Hose, damit Mutti sie nicht sieht. Mit Grashalmen kitzel ich mir die Ohrmuschel, die Nasenlöcher; davon hab ich schon mehrmals Nasenbluten gehabt. Dann sorgt sich Mutti und ist lieb zu mir. Feuchte Blätter klebe ich über meine Augen, dann seh ich ganz komische Lichter, farbige Kreise, die sich bewegen und verschlingen; je fester ich sie in die Augenhöhlen drücke, desto unruhiger werden die Bilder, manchmal ist es dann nur noch schwarz oder rot. Da unter den Blättern kann ich mich ruhig ausziehen. Die anderen kommen so selten in diesen Gartenteil, daß es ungefährlich ist, überhaupt wenn mein Bruder mich nicht sucht, weil er im Internat ist. Ich würde ihn niemals in meine Geheimnisse einweihen, im Sommer brauche ich ihn nicht.

Die anderen sind irgendwo in der Gegend verstreut, ich kann ungestört mit den Schnecken spielen oder auch Ameisen ertränken oder Regenwürmer zerteilen. Mein kleiner Bruder muß sie manchmal schlucken, ich sag ihm, daß es Stöckchen sind. Er ist zwei Jahre älter als ich, aber viel dümmer, er glaubt und macht alles, was ich ihm vorspreche.

Vor dem Kellerfenster ist ein Betonkasten ungefähr einen Meter tief in die Erde gegraben. Ich hab da meine Hölzchen versteckt, es ist besser dort als anderswo, weil ich die Spinnen, Weberknechte und Käfer gleich auf meine Hölzchen festsetzen kann, wenn sie an den glatten Wänden abrutschen und nicht mehr auf die Wiese können. Ich hab auch das andere Werkzeug dazu am Boden des Kellerlochs, besonders die Stecknadel und ein weißes Stück Papier, auf das ich die Beine der Weberknechte lege, weil sie noch so lange zucken. Mit der Nadel spieße ich die Käfer und größeren Spinnen auf, nach dem Knax leben sie noch länger weiter, auch Spucktropfen stören sie nicht besonders; Beinauszupfen macht sie kribbelig. Wenn ich die Streichholzflamme dagegenhalte, schrumpfen sie zu winzigen Häufchen zusammen, die nichts mehr mit Käfern oder Spinnen zu tun haben, und nach verbranntem Haar stinken. Den Ameisen hinter der Hauswand habe ich einen Teich gegraben. Wenn mein kleiner Bruder da ist, pinkelt er in die

Vertiefung, sonst mach ich es selbst. In der Mitte schwimmt die Korkinsel, zu der ich die Strohalmbrücke gelegt habe. Unter den Steinen neben der Hauswand leben viele Ameisen, diese kleinen roten Biester, von denen man Quaddeln auf der Haut kriegt. Ich hab schnell ein Häufchen davon gesammelt, jetzt laß ich sie schwimmen. Die, die sich ans Ufer retten wollen, blas ich ins Becken zurück, oder ich hebe sie mit einem Stöckchen auf die Brücke, über die sie sich zur Insel hinbewegen, um auszuruhen. Einige klettern aus dem Wasser auf die Insel, das sind die Sieger. Wenn sie sich immer wieder retten, auch nachdem ich sie mehrmals ins Wasser zurückgestoßen habe, werde ich böse. Mit dem Stöckchen tauche ich sie so lange unter Wasser, bis sie absaufen. Ich laß auch nicht eine davon leben.

Geschützt durch die vier Steinsäulen, vor Muttis Blick sicher, läuft die prächtige Schneckenstraße, die Autobahn. Die noch zugeklebten, von durchsichtigen Schichten verdeckten Eingänge der Schneckenhäuser breche ich mit harten Stöckchen auf, es dauert mir zu lang, bis die dummen Tiere aus ihren Häusern kriechen, ich muß sie tief ins Innerste stechen, bis sie leise zischend Schleim und bläuliche Würstchen abgeben. Später im Sommer, nach den ausgiebigen Regenstunden, wenn wieder die Sonne scheint, laufen sie überall im Garten, die gestreiften, gelb- und braungescheckten, meine Rennpferde. Die Einfarbiggelb-durchsichtigen sind meine Herdentiere; meine Zuchtpferde die weißen großen. Ich bring sie zur Rennstrecke und setze sie in die gewünschte Richtung. Viele von ihnen sind untauglich, ich muß sie gleich tot machen. Mit meinem Schuh oder mit Steinen knax ich sie auf, gegen den Rest halt ich ein Streichholz. Der komische Wurm da brennt schlecht, ich brauch mehrere Hölzer, bis sich das Klümpchen nicht mehr krümmt. Mutti wundert sich, wo ihre Sicherheitshölzchen, Welthölzchen, Streichhölzer — "verdammte, wer war das, wenn ich euch, ich tu euch nichts" — wo die bleiben. Einige kommen immer wieder von der mit Grashalmen vorgezeichneten Bahn ab; zur Strafe mach ich sie einäugig, mit meinen abgebissenen Fingernägeln ist's recht schwierig, die Augen abzukneifen, aber weil ich viel Zeit habe, gelingt es mir immer. Die Sieger gegen die Sieger, die Untauglichen ins Pinkelbecken, wo sie bald die ausgestreckten Schleimbäuche nach oben kehren. Oder mit blitzschnellen Stichen auf's Käferhölzchen gespießt, sie befühlen sich im sinnlosen Lauf, die Käfer, Spinnen, Schnecken, ich wünschte, Mutti oder meine Schwestern könnte ich so klein verzaubern,

ich würde sie unter der dicksten Spinne festsetzen, stundenlang auf dem Bauch liegen, zusehen, ihren Fistelstimmen lauschen. Ich lasse niemals eines dieser Tiere am Leben, auch Bienen und Wespen mag ich nicht.

Seit Tagen, Sieglinde schenkte es mir, bin ich die stolze Besitzerin eines Eichhörnchens, ich hab es Buschi getauft, weil sein innen steifer Knorpelschwanz ganz buschig ist. Ich nehm es heimlich mit ins Bett, weil es stinkt, steif und kalt ist und Mutti nie erlauben würde, daß ich mit toten Tieren ins Bett geh; ich mußte es auch schon einmal im Misthaufen vergraben. Unter der Bettdecke, wenn alle schlafen, leg ich es auf meinen Bauch, beleuchte den buschigen Schwanz mit der Taschenlampe, den Körper leg ich zwischen meine Beine, damit mach ich's mir.

Abgefallene Frühäpfel voller Schnecken und Laufkäfer liegen im Steingarten. Ich halte schon eine ganze Menge Gekrabbel in meinen Händen, da seh ich, wie eine meiner Schwestern mit frisch gewaschenem in der Kopfmittle gescheiteltem Haar ihre zu beiden Seiten steif geflochtenen Zöpfe in der Sonne trocknen läßt. Ich weiß nicht, was diese Ziege im unteren Garten zu suchen hat, in meinem heiligen Sammelgebiet. Sie ist nackt, ich sehe das schwarze Haarbüschel unter dem Bauch und die zwei großen, fast blauen Flecken auf ihrem Busen. Wenn ich so häßliche Zeichen auf meinem Körper hätte, würde ich meine Haare im Keller trocknen lassen oder mich vorher anziehen. Außerdem ist ihr Leib fett und weiß, obwohl es Sommer ist, ich bin brauner als alle meine Brüder. Sie prahlt mit ihren neuen Affenschaukeln. Weil ich nicht mit ihr spreche, meine Hände auf dem Rücken versteckt halte, fragt sie mich aus Verlegenheit danach, ich soll sie ihr zeigen und das, was ich da habe. Schnell überlege ich mir, daß ein Spiel zu zweit, auch wenn ich sie verachte, doch gerade weil sie häßlich und dumm ist wie eine Riesenschleimschnecke, gar nicht so übel wäre. Ich löse meinen Arm vom Rücken, strecke ihn möglichst nah vor ihr Gesicht — aus den Ritzen der Finger, die ich nicht mehr ganz schließen kann, schauen die gespreizten Käferbeinchen und Schleimzipfel. Wie freu ich mich an dem Gekreisch der tugendhaften Schwester, die ich sowieso sehr verachte wegen der ständigen Heulerei, wenn ich Schläge krieg und auch sonst, und dann wird sie neugierig durch mein geheimnisvolles Augenzwinkern und schweigt weinerlich mit verzogenem Gesicht.

Über uns die Bäume, um uns Gebüsch, wir sind hier so gut wie unsichtbar. Auf meinen Wink folgt sie mir mit plumpen, viel zu lauten Füßen in die Nähe meines Geheimplatzes, das einzige, größere, mit weichem Moos bewachsene Bodenstück; von allen Seiten verdeckt, und nur durch eine Lücke kann ich auf dem Bauch hineinkriechen. Unbedingt sicher also! Hier habe ich meine echten Schätze, die ich von Zeit zu Zeit auswechsle: zwei Küchenmesser, eine Nagelschere, das Manikürzeug von meinem Vater, das plötzlich verschwunden war, und das wir alle tagelang suchen mußten, Mutti tobte wie eine Hexe. Ich hab den Spiegel aus dem Deckel herausgetrennt, damit ich von allen Seiten mein Tier besehen kann; Schachteln mit Knöpfen, Glaskugeln, die Harpunenspitze, etwas bläuliches Schießpulver, Käsedosen, getrocknete Pflaumen, getrocknete Blumen, Geräte zum Impfen, zum Operieren meiner Puppen und Trockentiere. Puppen sind unter der Haut langweilig, immer nur Holzwohle oder Sägemehl. Kleine Vögel, die ich irgendwann gefunden habe mit Ameisen und Würmern, eine Blechdose, die Seltenheit mit dem Seestern, den ich geschenkt bekam und trocken wollte. Ich hab ihn zuerst gekocht und dann in der Dose aufbewahrt. Ich hab sie bisher nur viermal geöffnet, damit die Überraschung spannender wird. Es stinkt unheimlich. Tausend Maden wühlen in der Dose; und dann ist da der verflochte Igel, der mich stur aus seinen toten Augen anglotzt. Ich wollte ihn retten, er hat sich irgendwo ein Bein gebrochen und starb an der Verletzung. Seit er tot ist, sind auch die Flöhe weg. Eines unserer besten Kristallgläser mit tiefem Kelch ist auch da, günstig für größere Käfer, die nicht herauskönnen und so länger lebendig bleiben als am Hölzchen; zwei Blindschleichen, die ich mir manchmal ins Hemd oder in die Hose stecke, weil sie so lustig kitzeln, eine kleine Bürste zum Zipferlstreicheln, Winnetous Tod, mehrere Zeichnungen von Hunde- oder Pferdeschnauzen, gebogenen Kilometersteinen, Brunnenschwengeln, Hammerköpfen und eine Gießkanne mit feingeschwungener Tülle ist da. Mutti hat diese Kanne lange vermißt, sie nahm sie oft zum Blumengießen, ein weißer, ausgeschlagener Porzellannachttopf und ein Stück rot leuchtender Gummischlauch, den ich vom Gartenschlauch abgetrennt habe. In der Waschküche schiebe ich es heimlich über die Wasserleitungstülle und bewege den Strahl über meinem Tier hin und her. Oder ich spritze ruhig gegen eine Stelle, aus kleinerer oder größerer Entfernung. Dabei muß ich zuckend in die Knie gehen. Dieses Spiel ist

sehr gefährlich, ich muß abwarten, bis Mutti Einkaufen gegangen ist und auch alle anderen weg sind. Das Wasser rauscht so laut, daß ich leicht überhören könnte, wenn sie vom Einholen zurückkommt. Ich kann es nur an dem Schatten vor dem Kellerfenster erkennen, aber dieses Wasserspiel ist so schön und anstrengend, daß ich dabei gern meine Augen schließe und so meinen eigenen Schatten habe. Ich sage immer, daß ich Puppenkleider waschen will, sie freut sich über meinen Fleiß, bringt mir Seife und Waschmittel nach, ich nehm jetzt schon immer vieles mit, möglichst etwas, das sie dann braucht und danach ruft. Ich darf die Babypuppe mit dem Schlauch abspritzen. Weil ich nicht naß werden soll, besser gesagt meine Kleider, muß ich sie ausziehen, es ist ja warm und Sommer; mit Wasser dürfen wir spielen.

Diese niemals langweiligen, immer unvollständigen Schätze bleiben den dummen Augen meiner Schwester verborgen. Grau-blau sind sie, meine dagegen groß, schwarz-braun, blitzend und glänzend, nur wenn man mich beim Lügen ertappt, kann ich sie im unschuldig-trüben Licht schwimmen lassen, was die Augen meiner Schwester andauernd tun.

Mein Vater hatte Dosen, ich schreibe — hatte, da diese Dosen eines Tages verschwunden waren und er außerdem tot ist. Man hat mich nicht verdächtigt, weil ich noch zu klein war und diese Dosen angeblich zu groß. Es waren einmal Blechbehälter für Munition, Blechbehälter mit breiten, etwas gewölbten Längsrillen. Sie reichen mir bis zum Nabel. Die Dosen sind regensicher und verschließbar, Schlüssel dazu habe ich leider keine; die sind gemeinsam mit dem Mutterkreuz, der Bernsteinkette, der kleinen goldenen Uhr, einer in Bernstein gefangenen Mücke, die ich manchmal bewundern darf, dem Granatsplitter, der meinen Vater erschlagen und den man meiner Mutter geschickt hat, in der immer verschlossenen Schreibtischlade meiner Mutter. Dort gibt es auch mehrere kleine Silberketten, die ich sehr gern besitzen möchte, weil sie so rutschig sind wie Schlangen (ich hätte damit Käferketten oder auch Schneckengrenzen bauen können), Vatis in rote Schleifchen gebündelte Liebesbriefe und noch einiges mehr, was ich nicht haben darf. Die Schlüssel zu meinen Dosen brauch ich nicht unbedingt, da ich die Vorhängeschlösser mit einer Stricknadel sehr gut öffnen kann, weil es Schnappschlösser sind. Die Nadeln verbiegen leicht. Mutti braucht die Stricknadeln immer nur, um uns diese widerlich kratzigen

Schafwollpullover zu stricken mit Rollkragen, Würstchenmustern, für jedes Kind ein anderes Musterwürstchen. Sie ist stinkwütend, wenn von fünf Nadeln immer eine zu wenig da ist, so gewöhnt sie sich bald daran, mit Horn- oder Plastiknadeln zu stricken.

Vier von fünf Dosen gehören mir, eine ließ ich in der Wäschekammer stehen. Für zu große oder tote Dinge habe ich die Holzkiste, die ziemlich dicht ist, trotzdem muß ich sie nach Regentagen lange Zeit offen stehen lassen, weil der Gestank kaum auszuhalten ist.

Ich hab nicht im mindesten vor, meine Schwester einzuweihen. Ich befehle ihr, sich breitbeinig auf ein über sandigem Grund gewachsenes Stück Moos zu stellen, nein, noch etwas breiter müssen ihre Füße auseinanderstehen, ich krieche unter sie. Meine Tiere, zwei schwarze Nacktschnecken, drei Weinbergschnecken und unwichtige kleinere, leg ich zu einem Häufchen unter sie. Ich hocke mich dazu, beobachte genau, wie sie ineinander, übereinander kriechen. Die vom Schneckenschleim befreiten Käfer laß ich über die Zehen meiner Schwester entkommen. Als sie versucht zu hüpfen, ihre Füße wegzuziehen, drohe ich ihr, Mutti alles vom Fußkitzeln zu erzählen, außerdem wüßte ich noch eine Geschichte, die ich abgelauscht habe, als sie sie der anderen Schwester erzählt hat, das von dem Mann, der mit ihr schwimmen gehen wollte. Sie ist ganz plötzlich still, hält endlich den Mund. Ich weiß noch nicht recht, wie das Spiel aussehen soll, irgend etwas fehlt mir, ich bin ein wenig unsicher, ich will die Tiere verhexen, meine Schwester stöhnt, es sei anstrengend, so zu stehen, sagt sie, ich will in ihr Gesicht sehen, möglichst böse, sie beherrschen, mit meinen verteufelten Augen die ihren verhexen; mein Blick wandert nach oben, da bleibt mir die Luft weg. Noch nie zuvor sah ich solch ein Loch! Rohes Fleisch, braune Gewächse! Sie türmt sich auf über mir, jetzt kenne ich das Spiel.

"Schließ die Augen!" Sie wimmert, heult vor sich hin. Blitzschnell husch ich zu der Dose, in der der rote Plastikschauch ist, greif ihn, zwischen meinen heißen Händen klebt er. Als ich zurückspringe zu dem Platz, an dem meine Schwester steht, verdunkelt sich das Laub. Es ist wie vor einem Gewitter, trockenschwüle Luft, weiße Fleischberge aufgetürmt über fetten Schenkeln; Zehen in moosigen Grund gegraben, sie schwankt vor meinen Augen, unter dem Hintern ist ein schwarzer Schatten, weil er

so weit überhängt, die festgeflochtenen Affenschaukeln wippen,
baumeln um ihren Kopf, sie tanzen. Sie dreht den Kopf im Traum, links,
rechts, der weiße Strich der Kopfhaut angespannt zum Platzen, die Arme
steif vom Körper abgehalten mit weit gespreizten Fingern, aus den
Haaren unter den Armen tropfen glänzende Schweißperlen, Seifenblasen
im Wind, ihr Rückgratstrich feuchter, speckiger Stein, hohles Heulen in
meinen Ohren, verteufelt hüpfte ich — ein Gnom — ein Wicht — im
Kreis um sie — Worte gestammelt erst — Zauberworte — Zauberspruch
splittert aus meinem Mund:

krixi-kraxi-gummilaxi —

einen Schlauch in deinen Bauch —

in die Mitte meine Tritte —

Tiere schwimmt, wenn Bnu sich nimmt,

und mit meiner Hand, der rechten —

halt ich diesen Schlauch, den echten —

ihre Augen schwimmen stumpf —

in dem schmutzignblöden Sumpf —

wie sie zucken Schneckenleiber —

im Gekreisch der Schwesternweiber —

aus den Brüsten hängen Säcke —

Dämpfe bis zur Blätterdecke —

mit Gehüpfte irr und wild —

von dem hoheitsvollen Bild —

Zuckende Stöße durch meinen Leib — mein rechter Arm verkrampft.
Die Hand um den Schlauch fuchtelt wild durch Dickluftschreie — ein
harter Stoß — Widerstand am fleischigen Schlund — Haarwurzeln

umschlingen roten Gummischlauch — ein Trieb in den Leib — der Schlauch! Mein Arm! Ich hocke am Boden, auf den Knien, in den Schnecken unter dem stinkenden Bogen Wabbrigfleisch. Auf und ab gleitet Gummischlauch gegen Innenbauch, irgendwo geht es nicht mehr weiter. Aus dem inneren Ende strömt und stößt es nach, weiße Dickmilch verzaubert mich. Nie hab ich früher solche Schreie gehört! Ich muß mitschreien. Sie freut sich! Sie hüpf! Pipi, Himbeersaft gegen meine Beine. Ich taumel zurück. Schnecken kleben an meinen Knien. Der prasselnde Strahl bohrt sich in den Moosgrund. Sand und Steine wirbeln aus der Kuhle, die immer tiefer wird. Gegen die Lochwand schlagen meine Schneckenleiber, vollgesaugt mit Himbeersaft, Weißschaum. Zäh bewegen sie ihre Glieder. Meine Rennpferde, meine kleinen Lieblinge, mein Spielzeug! Ein Schatten verschwindet über dem schäumenden Loch. Ich führe meine Hand ganz vorsichtig über den Erdwulst am Kühlenrand in den glitzernden Schaum, Milch verdeckt meine Tierleiber, meine Schneckenkinder, sie tauchen auf und unter in Pipi, sie hat sie angepinkelt! Sie darf meine Tiere nicht anpinkeln! Das sind meine, meine, meine. Die mit dem ekligen Saftbauch, sie hat sie angepinkelt, sie hat sie rotgemacht, totgemacht. Ich werde sie erwürgen. Meine Schnecken liegen da, verpestet in der Schaumkuhle, sie sind tot. Ich muß sie erwischen, bevor sie petzt, dreh mich um, ras los, da sitzt sie zusammengekauert auf der Steintreppe, hält sich den Bauch, wimmert, heult und heult. Auf der Treppe, auf meiner sauberen Steintreppe sind Bluttröpfen.

"Was machst du da!" Ich schrei sie an. "Schäm dich, in deinem Alter solltest du nicht nackt im Garten herumspazieren! Was soll das Blut da! Zieh dir gefälligst was über! Ich werd alles Mutti sagen, was du mit mir gemacht hast!" Sie heult nur noch mehr.

"Ich bin unwohl!" flennt sie. "Mein Bauch tut so weh!" Ich kann sie nicht mehr ertragen, sie soll sich doch endlich waschen, ob sie nicht sieht, wie dreckig sie ist, mit einem Grasbüschel soll sie sich abreiben oder an der Gartenwasserleitung abspülen, verschwinden, verschwinde!

Sie ist weg, kommt bestimmt nicht wieder. Ich lauf zurück zu dem Loch. Ich hocke mich darüber. Mein Tier ist ganz unruhig und aufgeregt wegen der Schnecken, die aussehen und sich auch anfühlen wie kleine Dinger.

Immer noch hocke ich über dem Loch, ich schiebe mein Tier so dicht es geht über die Schnecken, mir ist heiß und kalt zugleich, ich verbiete mir, mein Tier mit den Fingern zu berühren, dann wird es unheimlich heiß in meinem Schlitz. Mein Herz klopft im Hals, ich bin blind wie in der Waschküche, nur viel schmerzhafter ist es, so ähnlich wie abends, wenn mein Geist kommt, und dann bin ich ganz naß zwischen den Beinen.

Ich warte in meiner Laube, bis es Zeit zum Abendessen ist. Wahrscheinlich hat sie doch gepetzt, weil mich meine Mutter verprügelt. Den ersten Schlag ins Gesicht kann ich gut abfangen, ich hab den Mund aufgemacht, die Oberlippe zurückgezogen, so kommt mein vorstehender Vorderzahn hervor, gegen den der Handrücken meiner Mutter schlägt, sie hüpfte vor Schmerz um das eigene Bein, nimmt den Besen, die Hex, und verdrischt mich nach Strich und Faden.

Noch vor kurzer Zeit stand ich so, wie sie es wollte, ließ mich schlagen, schrie wie am Spieß, es tut auch wirklich weh. Später merkte ich, daß sie nicht schlagen kann, wenn ich mich an sie oder den Stock klammere. Ich bin darin so ausgezeichnet, daß meine Geschwister Mutti helfen müssen, und ich so etwas wie Familiendresche beziehe. Jede dieser Begebenheiten ist mit meinem Herzblut in meinen Popo gehauen, und die, die mich quälen, sollen irgendwann gezüchtigt sein!

Dann lief ich auch weg, aber das ist sinnlos, weil ich ja doch irgendwann nach Hause zurück muß und nicht ewig bei Heidi im Fensterrahmen sitzen und drohen kann, daß ich springe. Ihr Fenster ist von unserem Garten aus gut zu sehen, es liegt bloß etwas höher. Im unteren Stock wohnt die Freudenzimmer-Frizi, sie hat zwei Hunde, im nächsten Stock Omama-Wieserl, die mit dem Theaterspielen, darüber wohnt Wurio und dann ganz unterm Dach Heidi.

Ein Mittel zieht auch ganz gut, ist aber erst nach dem fünften oder sechsten Schlag anzuwenden: so brüllen, bis man blau wird, ohne Luft holen, nur ausstoßen, dann anhalten und umfallen. Dies ist gefährlich, weil man sich beim Fall, der echt aussehen muß, verletzen kann. Deshalb versuch ich, schon vorher im Wohnzimmer auf dem Teppich zu stehen. Mutti prügelt lieber in der Küche, um anschließend schnaubend ins Wohnzimmer zu laufen. Die Tür hinter sich zuschlagen — zitternd nach

der Zigarette greifen — sie anzünden — wieder ausdrücken, bleich werden — sich aufs Sofa werfen, stöhnen und Magenkrämpfe vortäuschen. Sie kann das wirklich einmalig gut. Ich sag auch manchmal, ich hab etwas zerbrochen, sie hört dann auf zu schlagen, aber dies stundenlange Gerede ist noch viel schlimmer, sie muß sich richtig abreagieren, damit sie auf dem Sofa stöhnen kann, dann ist Ruhe. Ich hab auch schon zurückgeschlagen, gebissen, gespuckt, leider ist sie vorerst noch stärker, so tu ich gar nichts mehr. Sie rast vor Wut, übergibt sich wirklich, liegt stundenlang auf dem Bauch, und meine leise huschenden Schwestern flößen ihr warme Kuhmilch mit Tunkzwieback ein. Also mach ich nichts mehr außer Zähne zeigen, weil ich diese geschwollenen Augen oder ihre Fingerabdrücke in meinem Gesicht hasse. Sie brennen wie tausend Ameisen auf einmal. Den Zähnen tut's nichts, und am Hintern vergeht der Schmerz ziemlich schnell; die Vorderseite läßt sie zufrieden, weil ich ein Mädchen bin, würde sie mich doch nur an den Haaren ziehen, da bin ich völlig unempfindlich! Ich trainiere mit Renate "Überschmerz". Wir ahmen die Kraft meiner Mutter nach, ich zeig, wie toll sie zugeschlagen hat, übertrage die Stockhiebe auf Haarziehen. Renate zieht gleichzeitig an meinem Schopf, bis sie in den Augen schwitzt. Mutti ist einfallsloser als wir, schlägt meist auf den Popo. Es gibt noch eine Möglichkeit, den Schmerzen zu entkommen: ich schaue mit aller Kraft auf den Fleck über der Küchendecke, versetze meinen Leib in den meiner Mutter, es ist mir zuwider, aber jetzt bin ich Mutti, und ich prügeln und prügeln auf sie ein, all die Schmerzen, die ich leide, sind die ihren, sie kommen von mir. Mein Gesicht ist zur Küchendecke erhoben, blutrote Hautfetzen meiner Mutter kleben da, tanzende Fliesenmuster unter mir, meine Stimme ihre Stimme, die gleichen Schreie, die sie nachts von sich gibt, stundenlang, und mit nichts zu wecken außer durch Licht anmachen und wachrütteln. Lieber soll sie ersticken, als daß ich ihren nackten Arm berühren müßte! Eins der Einmachgläser ist explodiert, gegen die Decke geknallt — Blutstriemen meiner Mutter, eingetrocknete Spritzflecke, so wünschte ich sie mir.

Sie brüllt, stöhnt, schnauft, will sich in ihrem Magen verkriechen, sagt, daß ich präpotent, ordinär, gemein bin, Schwererziehbarenheim, Magenkrampf, Sargnagel, Würgen in der Kehle, meine Schwestern richten heulend Brot und Milch, sie stürzt durch drei Türen gleichzeitig aufs Klo, dann wird mir auch schlecht. Ich muß in den Garten, weil ich ihr

Gekotze nicht mitanhören kann. Meine Schwestern folgen ihr tatsächlich aufs Klo, stehen wackelig neben ihr, stützen sie, haßerfüllte Blicke rutschen mir beim Verschwinden den Buckel runter.

Heute abend werde ich vorlesen, damit Mutti die Hände frei hat oder sonst was tun kann -- i-gitt! Bloß schnell weg, sonst wird mir wirklich noch schlecht, wenn ich an ihre Raucherküsse oder die eingetrockneten Unterhosenzwinkel denke! Ich muß zu Wurio, ein Schnapsbonbon, etwas Kaffee, ein Stück Kuchen — nein, essen kann ich erst mal nicht, vielleicht schlaf ich auch gleich da, ich glaub, das ist das beste; heute kann ich sie alle noch weniger ausstehen als sonst.

Heidi hat einen Bandwurm, ich soll mal vorbeikommen, möglichst bald, weil sie Angst vor dem Wurm hat, sie hat ihn selber gesehen, als sie ein Würstchen drückte, er ist aber wieder zurückgekrochen. Ich möchte schon, aber es paßt mir nicht, wenn sie die Striemen auf meinem Popo sehen kann. Niemandem auf dieser Welt würde es einfallen, sie so zu verdreschen wie mir, sie sieht so lieb aus, so blond, so mollig, so hilfsbereit und schutzbedürftig mit ihren an die Faltenröcke geknöpften Hemdblusen. Darüber ärgert sie sich schrecklich, aber was nützt's? Über diesen Trommelbauch rutscht auch der stärkste Strick. Habe ich sie lang genug gepflanzt¹⁶, schneidet sie die Knöpfe ab, sie hat meistens einige Sicherheitsnadeln in ihre Rocksäume gesteckt, aber am nächsten Morgen sind die Knöpfe wieder angenäht. Sie macht es selbst, ich beobachtete sie dabei, schiebt es auf Wurio, die mir hoch und heilig verspricht, solch Unwürdiges nie zu tun. Also macht sie es selber und lügt. Heidi geht hinter mir her, ich sehe sie nicht.

Jeden Morgen, sie ist Frühaufsteherin, brüllt sie, sie spricht Sopran, singt Sopran, schreit Sopran, durchdringend durch Glas, Ziegelsteinmauern, eiserne Eingangstüren, durch mein Bettzeug. Ich muß meistens gleich aufstehen, weil sie Mutti mit ihrem Frühgebrüll weckt. Wenn Mutti morgens wach ist, kann sie nicht länger schweigend im Bett bleiben, sie stößt stockende Laute durch die während der Nacht verklebten Nasenlöcher, sammelt die Luft im hintersten Gaumenwinkel und dann geht's ungefähr zehn Minuten Gn-Kgn-Gn. Jeden Morgen nimmt Heidi

¹⁶ sic! Sinn unklar.

sich einen anderen Buchstaben vor, und am liebsten U's, die sie stundenlang ohne abzusetzen in den Himmel röhrt.

Ich hasse Mutti schon morgens, weil sie mich gleich nach Heidis erstem Schrei, den ich genausogut gehört habe, weckt. Ich stell mich noch einige Sekunden schlafend. Die Gn's werden schneller, deutlicher, dann ihr Greifen nach dem Taschentuch, ein unheimliches Schneuzen, mir dreht sich der Magen um, die Bettdecke fliegt im hohen Bogen gegen das Fußende, dann Kissen schütteln, klopfen, an Schlaf ist nicht mehr zu denken. Weil sie selbst schlecht geschlafen hat, wie ich an den stampfenden Füßen merke, die sich meinem Gitterbett nähern, ich habe beinah vergessen, mein Nachthemd runterzuziehen, läßt sie uns alle merken, daß sie wach ist. Sie reißt mir die Bettdecke weg, fängt an mit dem gottsverdammten Gerede von Arbeit, morgens sofort aufstehen, sonst käme man allzuleicht auf dumme Gedanken im Bett, sie steigert sich in diese Rolle; die Nachthemdengeschichte wird noch einmal aufgewärmt, ich kann das Gesabbel nicht ertragen, ich hab ihr gesagt, sie solle den Mund halten oder es passiere etwas. Sie schäumt, aber ich auch. Jeden Morgen die gleiche Scheiße. Ich bin so stinkwütend, daß ich heule. Ich hasse, hasse, hasse sie, ich wünsche ihr den Tod! "Sargnagel", sagt sie. Wär ich doch bloß einer und dann so lang und spitz geschliffen, daß bei dem Zuschlagen des Deckels meine angefeilte Nagelspitze in ihr Auge bohrt, über dem Schädel soll es auslaufen, der langsam verbleichen, sich schälen soll wie ein Bratapfel. Ich möchte auch, daß sie im Winter stirbt, damit's recht eisig ist da unter der Erde, und ich um die Weihnachtszeit an sie denken kann, wenn ich am warmen Ofen sitze und richtige Bratäpfel esse.

Ich habe das alles so in Gedanken vor mich hingesagt, damit ich sie übertöne. Jetzt bin ich unterwegs in den Garten; mein "ich komme gleich" hört Heidi nicht, weil sie mit zum Morgenhimmel erhobenen Augen am Balkon steht und U's brüllt. Ich werde ihr gleich eine knallen, sie muß dann für den Rest des Tages friedlich sein, zeitweise tut's ihr gut, sie braucht das auch, die Heidi.

Sie riecht immer etwas säuerlich nach Hefeteig, hat das Kopfkissen mit dem Luftloch übergestülpt, das Handtuch mit den rot-weißen Fransen um den Kopf geschlungen, es ist ihr über die Ohren gerutscht, sie ist

etwas größer als ich und der Kopfkissenmode entwachsen. Bei jedem Schreiansatz, sie ist immer noch bei U, kneift sie die Popobacken zusammen, ihr Popo sieht jetzt genauso aus wie ihr Gesicht; ich kann ihr dann einfach nicht mehr böse sein; auch möchte ich die Sachen ihres toten Großvaters, und das Puppenspiel der Mutter, die noch nicht so lange tot ist, nicht missen.

Die Puppen des Theaters haben die Fäden verloren. Vom Wasser, Feuer, Erde, Luft oder Wind wie wir zur Luft sagen, ist der Wind unser liebster Genosse, den haben wir auseinandergenommen. Die aus dem durchscheinenden Wachsgesicht dringende Gumpel war wirklich unglaublich lang. Ich habe Heidi geheiratet und dabei brach die Nase ab. Wir versuchten, sie wieder anzukleben, hielten den bemalten Kopf über eine Kerzenflamme; die Augen flossen blau über die eingefallenen Wangen, auf dem Kinn ballten sich Wachstropfen, ein Kräuselbart um die mächtig ausgestreckte Zunge, die Stirn gespalten durch einen tropfenden Bach. Wir gruben mit dem noch heißen Streichholz neue Augen, unheimlich tief und schwarz, lachende Münder, Spitzmäuler, durch leichtes Pressen der Fingerkuppen Flachköpfe, aufgespießte Mohrenköpfe, Zwiebelköpfe; die Windhaare krochen durch die Masse, die weich und nachgiebig über Hals und Schultern lief, den schwarzen Umhang befleckte, wir kratzten einzelne Tropfen vom Stoff ab, drückten sie zu kleinen Kugeln. Wir wollten die Wachsschicht, die über dem Drahtgerüst schimmerte und einmal der Kopf war, wieder aufbauen, die Nase, die blauen Augen mit winzigen Pupillen, die echten Wimpern, die die Mutter aus einzelnen Haaren über den Augen in leicht geschwungenem Bogen ins Wachs gesetzt hatte, die aufgeplusterten Backen, den zusammengezogenen Mund, der kaum Platz fand in dem Gesicht, das fortwährend Wind ausstößt, Sturm, Orkan, Wirbelwind. Er ist ein böser schwarzer Wind mit buschigen Augenbrauen, lang wehenden Haaren. Wenn man den Wind auf den Mittelfinger aufspießt, mit ihm durch die Räume schwebt, wehen diese Haare wild durch Türen, er heult mit uns, springt über Betten und Stühle, klettert auf den Kleiderschrank; von da aus wirft er alles zu Boden, auch Heidi, die sich flach hingestreckt in den Ritzen des Fußbodens festklammert, wimmert, bettelt, den Wind doch zum Föhn werden zu lassen, zum Lüftchen! Er verspricht es, Kleiderwolken, Bücherhagel prasseln auf sie nieder und sie flennt wieder einmal, doch nur, wenn er sie heiraten darf und sie, die

glückliche Braut, lauscht der Stimme des Mächtigen, die aus den Lüften klingt und braust, die in Schwarz und Gewitterwolken gehüllt, von den Bergspitzen über Hügelketten unheimlich saust, durch tosende Wälder, in Nacht und Geheimnis gehüllt, verborgen unter dem Pelzrock des Großvaters, befiehlt die Stimme der Braut abzuwerfen, Knopfröckchen, Knopfleibchen, Strickstrümpfe, wollene Unterhosen, bis sie nackt, zitternd auf den Hölzern des Zimmerbodens steht. Sie soll sich mit Blüten schmücken, mit den Laken der verstorbenen Mutter, die weißer noch sind als das Gefieder der Schnee-Eule im Zoo, weißer als Schnee, ebenso weiß wie Tafelkreide und der ungelöschte Kalk in der Gartenkuhle, dessen blitzender Schein durch die Augäpfel sticht und schmerzt im Sonnenlicht; sie windet Blütenkränze zwischen ihre Weißwurstfinger, Blüten wie Pflanzen aus den Blumentöpfen der schaurigen Omama-Wieserl, die ranken und wuchern bis in unsere Lichthöhen, sie schlingt sie um ihren Leib, in ihr strähniges Haar, in Mund und Naslöcher, und frischer Morgentau fließt auf sie von der Höhe des Schrankes; sie heult, der Wind wird böse, schreit, tobt. Stürme brausen aus allen Himmelsrichtungen, unerwarteter Donnerhagelbüchersturm, Wolkenkleiderhaufen rauschen auf sie nieder, die am Kopf verbeult zu Boden stürzt. Er trägt den schweren Leib, aus dem kein Laut kommt, er zieht an dem mit Schnapsbonbons, Schokolade und Kuhmilch prall gefüllten Arm, den Körper der Ohnmächtigen, der schwer und schwerer wiegt, zieht er gegen den Himmel des Bettes, er zerzt die, die nicht erwachen will aus ihrer Ohnmacht, über die Bettkante, sie jammert über das harte Holz; als sie wieder ohnmächtig werden will, befiehlt er ihr, noch damit zu warten, sie soll zuerst helfen. So verzaubert er sie, bis sie unter dem hellen Laken aufhört zu schweben. Er verschlingt sie mit dem schwarzen Flügel seines Mantels, bedeckt die Augen, sie stürzen gemeinsam unter die daunengleiche Himmelswölbung, so daß ihr albernes Kichern erstickt, er kitzelt seine Braut unter den Armen, sie windet sich bei der Berührung, lacht Ornamente, die sich mit Tränen mischen. Er küßt sie auf die Wangen, die Augen, bis sie aufhört zu flennen, sie kichert wieder. Er befiehlt ihr, eine weibliche und eine männliche Puppe zu holen, legt die männliche Puppe über die weibliche, bedeckt sie mit Tüchern, mit seinen Federn, die er sich aus dem Flügel rupft. Sie kriechen unter die Bettdecke, der Wind liegt auf der Braut, sie soll die Beine auseinandermachen; da wo sie angewachsen sind, genau

dort in die Mitte legt er Blütenfinger, die sich langsam über ihrem Spalt bewegen. Nachdem sie lang genug Braut gewesen ist, vertauschen sie die Rollen. Sie ist jetzt der Wind, liegt über ihm, bis auch er geheiratet worden ist.

Heute habe ich keine Lust zu all diesem Zeug. Ich muß zu Wurio. An der Gartenpforte läßt Heidi mich vorangehen. Renate steht im Gebüsch, rechts neben der Pforte, da wo der Garten angrenzt. Sie hält mir ihren Lederarm durch die Zweige entgegen, wir begrüßen uns, sie lädt mich für diesen Abend ein, Heidi lädt sich selbst ein. Ich kann sofort zusagen, da ich heute meine Familie verachte und nicht im mindesten daran denke, dort zu schlafen. Also grüße ich noch einmal, weil ich ihren steifen Lederarm so gerne knistern höre und fühlen mag. Auch wiegt er schwerer als alle anderen Arme, die ich kenne. Die speckige Haut knarrt, wenn man ihn auf- und abbewegt. Ich lauf schnell die paar Stufen zur Eingangstür hoch, Heidi mit dem gottsverdammten Bandwurm, den ich eigentlich zu gern sehen möchte, immer hinter mir her. Ich knall ihr die Tür vor der Nase zu, zwischen den verschiedenen Stockwerken schließe ich die Türen ab, spuck durch Schlüssellöcher. Sie windet sich mühsam durch das gedrechselte Treppengeländer, ist immer wieder hinter mir, will mit zu Wurio, ganz abschieben mag ich sie auch nicht, weil ich in nächster Zeit den Bandwurm sehen möchte. Sie wollte Wurio fragen, ob die den Wurm entfernen mag, sie heult, weil sie Angst vor dem lebendigen Ding in ihrem Leib hat.

Und so sehe ich durch das Auge der Riesin Wurio; als sie die Tür öffnet, schwebe ich auf ihre geöffnete Hand, durch ihr rechtes Auge, das verdeckt ist von wundervollen Silbergeschmeiden, unterbrochen vom geschliffenen Rund blutroter Rubine, groß wie die Tränen von Heidi. Durchsichtig sind die Strahlenbündel, durch die wir reden in einer Sprache, die nur uns eigen ist, ich sehe hindurch, schimmerndes Oval, Schleimschatten vor dem verdorrten Grund; sie ist einäugig, ich sage auch manchmal blind, weil nur ich sie so sehen darf. Sie ist blind, bis meine Hand die blinden Spuren von dem Auge wischt.

Ich springe in den Sattel, den sie um ihren Leib geschnallt hat. Der Esel unter mir wächst, bis ich schwindlig bin, so hoch, auf vier spindeldürren, rostigrot bestrichenen Metallbeinen steht er, trägt rote Strümpfe,

übergestülpte, rotseidene Handschuhe, Flecken auf dem Fell, aus den Wölbungen hinter dem Sattel peitscht der Haarschwanz in mein Gesicht, meinen Nacken streift er, ich schlinge meine Arme um den hochgereckten Hals; mein Gesicht zärtlich in die Mähne gegraben, sehe ich hinein in das Auge unter dem Schwanz. Hinter gedehnten Lippen zeigt es Zähne, durch die es wiehert, schnaubt; ich habe meine Familie vergessen, meine Freundin Heidi, die gegen den Türrahmen gelehnt unserer Begrüßung zuschaut.

Wurio ist meine einzige Freundin, meine wirkliche Mutter, meine liebste Schwester, meine schöne Hündin, mein weichstes Tier, meine Eselin, mein Reitpferd. Sie ist sehr oft wie ich, das ist das Größte. Sie kann sich verwandeln in Tier, Baum, Sonne, Hitze, Eiskalt, Blütenblatt, Zunge, Schmetterling, Brennschere, Seife; ihre Spiele sind niemals egoistisch, ich kann in ihr schwimmen, ich bin blind mit geöffneten Augen, niemals bin ich bei ihr verloren oder einsam. Ich stürze in den tiefsten Schlund, wenn die Bäche aus ihrem Mund mein Tier berühren, das nicht mehr ist oder riesig groß, einfach alles. Wenn ich wieder zu mir komme, schützt sie mich mit ihren Schenkeln, umschlingt mich ihr Haar, ich sauge an ihrem Finger; Wurio ist der einzige Mensch, bei dem ich mich wohl fühle, sie beobachtet mich nie, wie Mutti das tut. Ich weine manchmal, weil ich nicht auch bei ihr schlafen darf, es ist schwer zu begreifen, daß ich mit diesen Geschöpfen da drüben zusammen leben muß, obwohl ich doch so anders bin als sie, diese langweiligen Dinger.

Wurio tanzt mir nur manchmal was vor, wenn ich sie sehr bitte, weil sie bescheiden ist. Ich kann nie lang und oft genug die Wölbung über ihrem Fuß ansehen, den Rist oder Spann wie sie sagt. Ich hocke dann auf ihr, sie liegt auf dem Rücken, ausgestreckt über dem Teppich, ihr Leib ist voller Hindernisse, Überraschungen, Geheimnisse, ihr Fuß ist bezaubernd, wenn sie meinem Gebettel folgt und damit am ausgestreckten oder angewinkelten Bein eine einzige Gerade zieht, so daß sie mit den Zehen den Grund berührt. Auch wenn sie, ausgestreckt liegt, mit dem Gesicht nach oben, eine Linie über Schienbein, Fuß bis zum äußersten Zehenende, ich kann das einfach nicht nachmachen, weil meine Füße zu steif sind und ich nicht solch eine große Tänzerin bin wie sie ist. Trotzdem bin ich niemals neidisch auf sie, es ist wirklich schwer zu begreifen,

warum ich ihr nicht ganz gehören kann, zwischendurch immer nach Hause muß. Ich möchte heulen.

Unter den weit geöffneten Fenstern von Wuriors Wohnung blüht der Heckenjasmin. Das ganze Zimmer ist voll von diesem Duft, gemischt mit Kaffee- und Kuchengerüchen. Die Sonne scheint in den Raum, vor mir steht eine neue Schachtel mit Bonbons, die vielversprechend auf dem Deckel aufgemalt sind. Wir ziehen beide unsere Kleider aus, weil der Abend warm ist. Ich leg mich mit der Bonbonschachtel auf den Boden, damit Wurio den von Mutti gequälten Hintern besser massieren kann, sie streichelt meinen Rücken; knetet die Muskeln über den Schultern, ich fühl mich rundherum wohl.

Sie hat ein Kristallfläschchen, das mit bläulicher Flüssigkeit gefüllt ist. Wir verspritzen einige Tropfen im Raum, sprühen Bläuliches gegen unsere Haut. Es ist wundersam duftendes Parfüm; wenn ich zuviel davon rieche, wird mir ganz angenehm schwindlig, ich werde davon sehr durstig, aufgereggt und unruhig. Die Gegenstände im Raum verändern sich, sie lösen sich auf zu fleckigen Geschöpfen, die von den Wänden glotzen. Alles um mich dreht sich, ich sehe nur Wurio und ihr Gesicht, ihre Nase wird lang, riesig wie eine Eselschnauze, zwei mächtig behaarte Ohren, zackige Ornamente aus dunklem und hellem Fell über ihr Gesicht gemalt; ich fühle ihre großen Hände über meinem Leib, sie halten mich, heben mich hoch durch die Luft, bis ich im Haarnacken der Eselin sitze, die unter mir galoppiert durch platzendes Glas, über rote Erde hin, durch die dicht aneinandergewachsenen Knorpel der Olivenbäume, mein Leib ist geschwollen durch die Geschwindigkeit, mit der ich, auf der Eselin hockend, durch den brennenden Abend jage. Ich bin besessen, mein Arm streckt sich aus, greift nach dem Eselschwanz hinter mir, der steif abstehend vom Leib unter dem harten Aufprall der Hufe vibriert, er ist heiß und fest, wie ein bleierner Kilometerstein gebogen, die Schwanzunterseite ist nackt und glatt und rutschig von dem Schweiß, der durch die Poren dringt. Zwischen meinen Beinen fühle ich das stachelige Fell, das gegen mein Tier reibt; Wurio ist es, die Eselin, meine Finger umschließen den Eselschwanz, den Riesenpenis; der andere Arm nach vorn gestreckt, Finger in der Rückenmähne vergraben. Nach hinten gebogen verschmilzt mein nackter Leib mit dem warmen Fell, mit der Haut, die verschiebbar ist, dem zitternden Fleisch darunter, dem

harten, durch Hufschlag zu spürenden Knochengeriüst; geschleuderte Erdschollen, klatschende Zweige, taumelnde Vögel. Meine Hand schiebt sich unter die Schwanzwurzel in graue Weichheit, die sich spaltet, auseinanderfällt, rosarot, heiße und weiße Salzmilch; das Tier galoppiert besessen durch die Landschaft, die Blüte um meine Faust platzt auf, plötzlich steht sie still die Eselin, ich sehe nur noch roten Grund, der vor meinen Augen fließt und sich in Kreisen, großen und kleinen, dreht. Ich sehe die Hufe der Eselin, die sich zitternd festgeklebt in den Grund bohren, in die Knie stößt es, der Hals schwingt im gleichen, kurzen, abgehackten Takt, der Leib ist matt und schwach und fällt in sich zusammen wie ein geplatzter Luftballon.

Ich habe mich an den harten Boden gewöhnt, kann wieder auf beiden Beinen stehen und entferne mich von ihr, die auf dem Rücken liegt mit hoch in die Luft gestreckten Beinen, die weiß sind über den angewinkelten Knien und auseinandergespreizt. So kann ich die violette Blüte sehen von blaugeäderten Faltenwürfen eingerahmt. So kann ich sehen, wie das blutunterlaufene Auge verdeckt ist von Zuckerfäden, die sich im Inneren der Kapsel spinnen und nach außen quellen.

Ich höre das wütende Gekläff eines Köters, der in unregelmäßigen Sprüngen querfeldein auf uns zustürzt. Seine Bewegungen sind lächerlich. Als er nur noch einige Meter von uns entfernt ist, erkenne ich den Grund des holprigen Vorwärtstrebens. Er läuft auf drei Hundebeinen, doch sein linkes Hinterbein ist das eines Mannes. Verharrt er ruhig, ist es im Knie gekrümmt und ragt mit der Länge des Oberschenkels weit über das linke Vorderbein. Wenn er läuft, benutzt er dieses Bein als Sprungbein, indem er es blitzschnell im Knie durchdrückt und so ein großes Stück vorwärts geschleudert wird. Der übrige Leib klebt wie das Ei einer Riesenspinne an der Hüftschale, am Ende des Menschenbeins, das nackt und rosig aus dem kurzhaarigen Doggenboxerleib absticht. Landet er auf dem Boden, hockt das Knie des Menschenbeins vor dem linken Hundebein, die Fußsohle gegen den Grund, wirbelt unruhig durch die Luft, bis der Hund es in die Erde schlägt, einen Moment ausruht und erneut hochschnellt.

Wurio liegt immer noch unbeweglich. Am leisen Zucken des einen Auges kann ich erkennen, daß sie nicht tot ist.

Der Hund ist jetzt nur noch einige Meter von uns entfernt, ich habe keine Angst vor ihm, weil ich weiß, wie man mit solchen Viechern umzugehen hat. Sein Oberschenkel ist fett wie Heidis, der Hals quillt aus dem Brustbein, der Kopf, den man ihm vor langer Zeit zerschlagen haben muß, zum harten Geschwür vernarbt, ist das Ende eines prallgefüllten Nylonstrumpfs. Wendet er diesen Stumpf gegen Wurio, dann knurrt er böse aus dem zusammengezogenen Schlund. Ich geh langsam auf ihn zu, und zwar von hinten, da wo sein praller Stummelschwanz, der auch mit kurzem braunem Fell bezogen ist, aus dem Hintern wächst. Der Hund knurrt, will mich abschütteln, die ich seinen harten Schwanz mit beiden Händen fest umklammert halte. Er versucht zu springen, schleift nur mühsam, durch mein Gewicht behindert, über den Boden, zieht sein langes Bein an den Körper, winselt, blufft, zerrt, ich laß den Schwanz nicht los; verzweifelt heult und schreit er, sein abgeschnürter Hals ist viel zu kurz, als daß er sich zu seinem Hinterteil drehen könnte, wo ich ihn festhalte und an der Wurst drehe, bis er nur noch einen einzigen schrillen Ton von sich gibt. Ich beiß so fest in sein Schwanzende, daß mir mein Gebiß weh tut. Wir kullern über den Boden, er ist hilflos mit seinem fleischigen Menschenbein. Der Kampf ist anstrengend für mich, doch er keucht noch stärker aus seinem eingeschnürten Schlund. Ich schlag ihn fürchterlich auf seine Schnauze, bis er nur noch einmal laut aufschreit und dann leise vor sich hinbrummt.

Wurio ist aufgewacht, sie muß mich schon eine ganze Weile beobachtet haben und kommt mir jetzt zu Hilfe. Wir nehmen das Brett aus der Zimmerschaukel heraus, knoten eine Schlinge und packen das Vieh am fleischigen Oberschenkel. Wurio hebt den wieder etwas zu Kräften gekommenen hoch, der kreischt und strampelt. Ich ahme ihn lauthals nach, hüpfte um die beiden herum, dann halt ich die Schlinge vor seinen rotgescheuerten Fuß, Wurio schiebt ihn bis zum Schenkel durch, da wo sein Fleisch am weichsten ist, und läßt ihn fallen. Ein kurzer Ruck — das Bein wirft richtige Falten, weil der Strick darumgeschnürt ist, ich berühre sie, sie sind ganz fest, und ich versuche mit aller Kraft, meinen Zeigefinger zwischen Strick und Fleisch zu bohren, es geht aber nicht. Das Vieh quietscht verteufelt laut, ich zieh ihm den Strumpf noch etwas weiter über den Schädel, sonst könnte uns vielleicht die verdammte Omama-Wieserl hören, die sowieso vor Neugierde schon ganz ranzig und stinkig ist. Das Quietschen ist gedämpfter, ganz leise möchte ich es ja

auch nicht haben. Jetzt kann ich seinen Popo ganz genau sehen, der zwischen weit gespreizten Schenkeln in der Luft baumelt und plötzlich quillt ein weißer Wurm aus dem Popoloch. Ich sag zu Wurio, die mir den Mund zuhalten will, weil ich zu laut geredet habe, ich sage "ein Bandwurm", aber sie meint, es sei ein Spulwurm, der aus dem Löchlein quillt, aus dem Po, der jetzt schneeweiß ist, weil wir ihm seine Stoppelhaut über den Kopf gezogen haben. Ich befühle den Wurm, der von selbst aus dem Loch kriecht, plötzlich aber steckenbleibt, ich zieh ein bißchen dran, er kommt wieder weiter raus und mit ihm ein bißchen Kacke, es stinkt gewaltig! Ich mag mir nicht die Finger noch dreckiger machen und kann zusehen, wie Wurio zieht und das Ding in der Hand hält. Der Hund brüllt entsetzlich, aber ehe er runter darf, schlage ich ihn noch ein paarmal auf den Hintern, damit seine Stimme besser zu hören ist. Dann müssen Wurio und ich ziemlich hart arbeiten, um ihn aus der Schlinge zu lösen, die sich in dem weichen Fleisch verdammt festgezogen hat. Er liegt auf dem Boden, heult, reibt sich den Schenkel, Plärrsuse! Ich zieh ihm jetzt das ganze Fell über die Schnauze, den Nylonstrumpf vom Kopf, das Gebrüll wird unerträglich laut.

Ich weiß nur noch ein Mittel: ich halte den Wurm ganz nah vor ihre Augen, sie muß ja fast blind sein von den Sturzbächen, die da rauskommen, aber irgendwie sieht sie den Wurm doch, hält schnell die Luft an, reißt die Augen auf, fällt rückwärts auf die Knie, eins mit dem breiten roten Ring darüber und schiebt sich so langsam in Richtung Tür. Nackt darf sie nicht durchs Treppenhaus laufen, es könnte ihr einfallen, irgend jemandem was erzählen zu wollen, und außerdem ist sie selbst schuld. Was hat sie bei Wurio zu suchen? Muß sie mir folgen wie ein räudiger Hund? Sie hat eine Strafe verdient, und schließlich haben wir ihr diesen stinkenden Wurm aus dem Hintern gezogen. Hätten wir das nicht getan, ich zeig ihr den Wurm etwas deutlicher, wäre sie vielleicht jetzt oder morgen schon tot, und zum Arzt dürfte sie damit nicht gehen, der würde schon sehen, daß sie unten rumgespielt hat (wie meine Mutter dazu sagt), und die Folgen wären dann noch viel schrecklicher als vom Schaukeln. Sie solle sich schämen, überhaupt solche Würmer in ihrem Darm zu tragen, und wenn sie heute abend mitkommen wolle, müsse sie sich jetzt erst mal waschen und die alberne Hundeverkleidung an den richtigen Platz legen. Wurio ist wahnsinnig sauer, weil Heidi beim Strumpfüberdenkopffziehen Laufmaschen reingemacht hat, "und es ist

überhaupt eine Frechheit, sich ohne zu fragen fremde Sachen anzueignen."

Sie sieht jetzt alles ein, heult vor lauter Angst, will sich verteidigen und meint, wir hätten so schön geritten, wie sie es noch nie gesehen habe. Da wollte sie auch mitmachen und ganz hoch springen, um aufs Pferd — ich verbessere sie sofort, daß es kein Pferd, sondern ein Esel war — zu kommen, und da sei ihr das mit dem Bein eingefallen.

Wir wollen jetzt alleine sein, vergeben ihr also und schicken sie nach oben, weil ich ihr weinerliches Geheul satt habe. Sie bedankt sich für die Wurmentfernung und fragt ganz lieb, ob sie heute noch mit zu Renate dürfe. Sie will noch den Wurm ins Klo werfen, aber das mache ich lieber, weil sie Angst davor hat. Sie ist selig, geht aus der Tür und fragt, ob sie noch stinke. Diese alberne Gans.

Ich helfe Wurio, den braunen Pelzmantel, die roten Handschuhe und Strümpfe, den Schwesternzopf wegzuschaffen, zwischendurch umarmen wir uns ganz glücklich, ich hab dann immer ein so schönes Gefühl in der Kehle, das mir Tränen in die Augen treibt. Wurio nudelt mich fest in ihre Arme, manchmal drückt sie mich, bis ich quieke wie ein kleines Ferkel. Sie sagt das auch, und ich quiek dazu noch lauter. Wenn sie mich in Mundhöhe gehoben hat, küß ich sie auf die Lippen, das heißt, ich beiß sie gern, aber nie sehr fest, und sie wimmert dann, wenn ich ihre Unterlippe zwischen meinen Zähnen halte, aber absetzen kann sie mich nicht, weil ich viel kleiner bin und ihr weh tun würde. So muß sie mich aufs Bett legen und sich darüber, und dann löse ich meine Zähne erst, wenn sie mir in meinen Mund spuckt, davon werd ich richtig wild; das ist ein Gefühl, als würde sie das gleiche mit meinem Tier tun. Dafür schieb ich meine Zunge vorsichtig in ihren Mund, ich glaub nicht, daß sie jemals draufbeißen würde so wie ich, sie ist immer lieb, und ich habe oft ein böses Gewissen, weil ich das bei solchen Spielen ausnutzen darf. Doch ich glaube, sie mag das gern, wenn ich sie ein bißchen reize und lustig dabei bin.

Es ist später Abend geworden, dämmrig und kühl. Ich bin etwas unruhig, weil ich wohl doch zum Abendessen müßte oder wenigstens mal nachsehen, was los ist. Mutti verbietet uns, über Nacht wegzubleiben. Sie

hat mir auch noch nie erlaubt, anderswo zu schlafen. Ich bin wahnsinnig wütend darüber, daß ich nicht auch nachts mit Wurio spielen darf, immer wenn es dunkel wird, muß ich zurück in dieses verdammte Haus, weil Mutti manchmal im Schlaf schreit. Die anderen wecken sie dann, würde sie mich vermissen — und die darauffolgenden Schläge wären nicht auszudenken. Ich hab noch nie gewagt, eine ganze Nacht bei Wurio zu bleiben, aber heute kann ich ruhig zu Renate und der übrigen Bande gehen, weil die Alte bestimmt Schlaftabletten eingenommen hat. Wenn sie doch mal mehr schluckte als nur zwei, Wurio sagt, sie würde dann selig entschlummern, aber das wäre viel zu einfach für sie! Ich möchte gern, daß man ihr bei vollem Bewußtsein die sommersprossige Haut von den Knochen schält, ihr Gesicht mit sauberen Schnitten zerteilt, wieder alles annäht, was vorher abgetrennt worden ist, in ihre Nase spitze Gegenstände stopft, bis sie so geschwollen und blutunterlaufen aussieht, wie die eines Schweins, das gestolpert und hingeknallt ist, und seitlich über dem Gesicht würde das gespannte, plärrende, schrägaufgerissene Maul hängen, weil ja die ganze Haut für die Nase gebraucht wird. Und dann möchte ich sie von Eiterpickeln so überzogen sehen, daß sie sich nicht mehr rühren kann, oder die Knochen müßten sie ihr aus der Haut ziehen, ganz langsam, Stück für Stück, oder sie sollten sie vorher in tausend Splitter zerbrechen, die von innen aus ihrer Haut stechen und pieksen, und sie müßte dann tanzen, bis sie taumlig wird und mit dem Gesicht auf die Erde fällt, auf den steinharten, dunkelrot gebohnerten Boden einer Turnhalle. Aber am liebsten würde ich sie in mehrfacher Ausführung gleichzeitig an extra für sie nach Maß gebaute Stühle gefesselt sehen, in einem riesigen Glaskasten ohne Tür. Ein Arzt müßte bei ihr sein, der ganz genau weiß, wie man einen Menschen zerteilt und wie man diese grauen Haare aus ihrer Kopfhaut zieht, so daß sie schlitzäugig wird wie eine Chinesin. Der Mann müßte einen weißen Kittel tragen und immer wieder neue Einfälle bereit haben, um sie zu quälen, sonst möchte ich ihn nicht, und ich würde vor dem Glaskasten stehen, so daß sie mich sehen könnte und mich verzweifelt mit diesen liebevollen Mutteraugen anglotzte, die Bucklige. Ich würde meine Nase gegen die Scheibe drücken, kein Laut könnte gegen mein Ohr schlagen, weil die Wände aus dickem Glas schalldicht sind. Sie müßten auf einem außen himmelblau gestrichenen Eisensockel stehen, der so dicht geschweißt ist, daß sie genau sehen kann, wie wenig Möglichkeiten sie

hat, aus dieser extra für sie gebauten, von mir ganz allein ausgedachten Kiste zu entkommen. Und dann, wenn es mich langweilte, und der Chirurg, der doch lieber einen hellblauen Kittel tragen sollte, einfalllos geworden wäre, dann würde ich gehen. Ich wendete mich noch einige Male um, zeigte ihr den Vogel, den Hintern, die lange Nase, die Zunge, bis mich meine Kiemen schmerzten, erst dann nichts mehr. Diese verdammte Hexe!

Von Wurio habe ich mich sehr schwer getrennt. Ich kann kaum von ihren warmen, weichen Armen loskommen, wenn sie mich so gegen ihren Bauch drückt. Am liebsten würde ich immer wieder mit ihr aufs Bett zurückfallen, je öfter ich das mache, desto verrückter werde ich. Sie schreien aber schon nach mir, diese Idioten! Heute ist es mein Bruder, er hat mir schon manchmal eine geknallt, wenn ich nach Muttis Schlägen weggelaufen und erst später wieder nach Hause gekommen war, oder wenn ich zu einer bestimmten Zeit hätte da sein sollen und absichtlich unpünktlich gekommen bin, dann auch. Er wird meine Rache noch zu spüren kriegen! Berühmt will er werden, Dirigent. Mit seinen Schweißhänden! Daß ich nicht lache!

Ich verspreche Wurio, morgen ganz früh zu kommen, weil ich bei ihr besser ausschlafen kann als zu Haus.

Beinahe habe ich Renate übersehen, sie ist wieder im Gebüsch und hat Besuch vom Toni, ich soll doch schnell mal kommen, er will sehen, wer von uns beiden den schöneren Hintern hat. Ich mag Toni nicht, aber ich kann Renate zuliebe mitmachen, weil sie alleine ist und keinen Vergleichspopo hat. Renate hat sich ohne mein Wissen meinen Roller geliehen, ich hau ihr eine runter, Toni mischt sich ein, weil sie seine Freundin ist. Ich will gehen und ihrer Mutter vom Hinternzeigen erzählen. Sofort sind beide lieb zu mir. Sie zeigt mir ihr Puppenklo mit einem richtigen Wasserhahn und fließendem Wasser, es ist bloß leider immer so schnell abgelaufen, weil man nur einen kleinen Blechbehälter füllen kann, der nicht größer ist als eine Niveadose. Am Tage will ich mal eingehend damit spielen, vielleicht kann man eine Verbindung zur Wasserleitung herstellen, dann hätte man immer Wasser und müßte nicht extra zur Küche laufen.

Jetzt schreien sie schon zu dritt nach mir, ich muß schnell machen, bevor sie mich entdecken. In dem Holzschuppen, in den wir jetzt gehen, werden sie uns nicht suchen. Renates Mutter hat einen Freund, mit dem sie ins Bett geht, man kann das durch die Holzwände sehr gut hören, und außerdem soll sie offene Tuberkulose haben, und Renate auch. Wenn der Freund von Renates Mutter da ist, hört und stört sie uns nicht. Renate pfeift manchmal, sie kann es auf zwei Fingern; wenn ich dann Lust habe, geh ich sie besuchen.

Es ist schon richtig duster im Schuppen. Wir schleichen die schmale Treppe hoch bis unters Dach, in der Tiefe das gestapelte Holz, dessen weiße Kanten in der Dunkelheit schimmern. Es stinkt hier, als hätte jemand hingekackt, beinahe so wie in meinen unterirdischen Gängen von der Badeanstalt, wo ich das ruhig machen kann, wenn ich keine Lust mehr habe, nach Hause zu gehn. Toni dreht verlegen an seinem Ledergürtel, er ist bei den Pfadfindern und hat diesen breiten Gürtel mit einer Silberschnalle. Ich hab noch nie mit ihm gespielt, so bin ich lieber etwas vorsichtig und warte ab, wie dieses Spiel gehen soll. Er sagt dann, wir müßten beide unsere Röcke ausziehen und auf die Erde legen, auch die Unterhosen. Ich frag ihn, was das soll und was wir dafür kriegen. Er meint, die mit dem schöneren Hintern wolle er bohren. Wie er das wohl machen will? Er sagt, ganz echt, so wie er es bei seiner älteren Schwester machen dürfe, wenn sie alleine seien. Ich bin neugierig, weil ich mit meinem älteren Bruder noch nie gebohrt, sondern immer nur gewippt habe, und so mach ich mit, hab meine Hose schnell runtergezogen und schäm mich, weil es eine dieser rosanen Strickdinger ist, die aus dem Übereifer meiner Schwester entstehen. Aber als ich Renate sehe, die so spindeldürr ist, nur Knochen und weiße Haut, bin ich doch gleich wieder obenauf, es ist auch so dunkel, daß sie meine Hose gar nicht erkennen können. Unsere Popos blitzen trotz der Dunkelheit. Wir stehen beide vor ihm, sehen ihn an. Er sagt, er wolle erst das Rückwärtige sehen bevor er bohrt, wir sollen uns mit dem Gesicht zur Holzwand stellen, am Balken festhalten, die Beine steif machen, Knie nach hinten durchdrücken und uns so im Kreuz biegen, daß die Wölbung richtig zur Geltung komme. Wir machen alles mit. Es ist still hinter uns und das etwas zu lange. Ich frag, was denn nun komme, ob er nicht mehr weiterwisse? Er meint, es dauere ein bißchen. Dann hör ich die Schnalle, die silberne mit der Lilie, von seinem Gürtel klimpern. Er fragt, ob er meinen Popo mal streicheln

dürfte, aber ich will nicht, ich will wissen, wer den schöneren Popo hat, er soll sich endlich entscheiden, wen er bohren möchte. Meiner sei schöner, sagt er. Ich bin ganz stolz, will aber wissen, warum.

"Weil Renates zu dünn ist." Wir fragen, ob wir uns umdrehen sollen, wir dürfen. Er hat den Hosenschlitz aufgeknöpft und holt sein kleines Würstchen hervor, ich dachte, er müsse doch so ein Dings haben wie mein Bruder. Aber nein, das Würstchen wird weder härter noch länger, ich hab wirklich kaum mehr Lust, ihn bohren zu lassen. Renate ist beleidigt, sie flennt. Ich sag noch, daß ich ihm niemals wieder meinen Popo zeigen werde. Er will trotzdem versuchen. Stellt sich vor mich hinter mich, es geht einfach nicht, ich spür nur die kalte Schnalle von seinem Gürtel. Daß er ein Aufschneider, ein Verlogener, ein Angeber ist, weiß ich schon lang. Ich überlaß ihn samt seinem Stummelschwänzchen der Renate, die recht glücklich darüber ist und mit dem Geflenne aufhört.

Inzwischen ist es stockduster. Sie haben aufgehört, nach mir zu grölen. Ich glaub, es ist besser, wenn ich mich durch die drei Gärten an unser Haus heranschleiche und dann vorgebe, im Garten geweint zu haben oder so etwas Ähnliches und nur bockig war. Also den Hintereingang nehmen. Mein Bruder springt sofort auf, als ich ins Zimmer komme, und scheuert mir eine, dieses Schwein! Ich hab's zwischen meinen Zähnen hervorgestoßen. Er fragt mich, was ich gesagt habe, ich wiederhole "Schwein", er schlägt noch mal zu, das geht so lange, bis ich vor Wut heule, ihm gegens Schienbein trete, so daß er's wirklich spürt, dann hau ich ab durch die Tür, die ich hinter mir zuknalle. Ich hab zum Schluß aus vollster Überzeugung "Drecksau" geschrien, so zwischen Tür und Angel, jetzt muß ich schleunigst weg. Ich verzichte aufs Abendessen. Rauf aufs Fahrrad, meine schwarzen Hosen sind noch hinterm Sattel auf den Gepäckträger geschnallt und der dicke Pullover auch. So werd ich nicht frieren, wenn wir uns später treffen.

Als ich aus dem Gartentor radle, hör ich neben mir einen Stein in die Büsche sausen. Wir rufen noch einiges hin und her, ich soll überhaupt nicht mehr nach Hause kommen, könne für immer fernbleiben, ich Wechselbalg, er Hurensohn! Ich hab's von Renates Mutter, die mal mit meiner gestritten und ihr übern Zaun zugeschrien hat, sie sei eine Hure, weil jede Frau mit soviel Kindern eine ist. Mutti war stinksauer, und als

ich sie fragte, was eine Hure wäre, hat sie mir verboten, dieses Wort nochmals in meinen Mund zu nehmen. Wurio hat mir gesagt, was eine Hure oder auch Nutte ist. So paßt der Hurensohn zu meinem Bruder. Für meine Mutter trifft "Hure" eigentlich nicht zu, weil ich sie noch nie mit einem Mann gesehen habe und wir alle schon da waren, als mein Vater gefallen ist, also stimmt das nicht. Bei Renates Mutter wohl schon eher.

Ich radle rechts in die Kurve, um die Hausecke der Schneckervilla, in der Frau Baronin Ehrenfeld wohnt, die Alte mit den rosarot geschminkten Backerln, die ich einmal gesehen habe, als sie mitten auf dem Weg ihre Beine breit gemacht und gepiet hat. Sie trug lange, bis auf die Kieselsteine fallende Rüschenröcke, und nachdem sie längere Zeit so gestanden hatte, habe ich das Bächlein abwärts fließen sehen. Als sie wegging, war da eine Pfütze, später ein dunkler Fleck im Sand. Dieses alte Weib darf ohne Unterhosen laufen und mieft süßlich nach Gesichtspuder und säuerlich nach Pipi. Sie ist eine echte Baronin, kannte auch Heidis Mutti recht gut, weil sie manchmal zusammen Gedichte vorgetragen haben, aber das ist schon lange her. Jetzt spinnt sie richtig, ist ziemlich taub und hört darum nie, wenn man sie grüßt, ist außerdem halbblind trotz ihrer dicken Nickelbrille. Wenn ich sie das nächste Mal beim Wischerln ertappe, werd ich sie ganz laut grüßen und so dicht mit dem Fahrrad an ihr vorbeizischen, daß sie hüpfen und sich dabei naßmachen muß.

Ich fahr den steinigen Weg bis zur nächsten Kurve weiter, der Boden ist vom letzten Gewitter gefährlich ausgeschwemmt, blanke Steine blitzen im Laternenlicht. Ich will ganz weit weg von zu Haus; es könnte ihnen einfallen, mich zu suchen. Hinter der Biegung fällt das Forstmeisterhügerl steil ab bis zum Marktplatz mit dem Brunnen, der Pestsäule mit der bleichen Madonna auf der Spitze, den ältesten Häusern von Olteve, dem Standesamt, dem Haus mit den Zwiebeltürmen, die verkupfert sind und früher Getreidespeicher waren, als ich noch nicht gelebt habe, und in dem heute der Schuldirektor und der Notar wohnen. Ich fahr dicht an den Brunnenrand, lehn mein Rad gegen das Becken, das so hoch ist wie meine Lenkstange, denn ich muß an meiner Glühbirne fummeln, das Biest will nicht leuchten. Rund um den Platz sind die Gaslaternen angezündet worden, mein Bruder hat mir mal ein Lied beigebracht, das er nach der Melodie von *O, Tannenbaum* gesungen hat: 0

Gaslatern, o Gaslatern, wie haben dich die Hunde gern; sie heben auf ihr rechtes Bein und flüstern dir die Liebe ein; o Gaslatern, o Gaslatern, wie haben dich die Hunde gern.

Dieses verdammte Licht macht mich wütend, es will und will nicht brennen. Ich hab schon mehrere Runden gedreht, gebimmelt, gesungen, ich singe jetzt die *Gaslatern* lauter, spreize meine Beine beim Fahren weit auseinander, weil Georg, der Sohn von Doktor Pilar, aus dem Fenster des ältesten Hauses von Olteve, im ersten Stock hängt und mich beobachtet. Ich hab ihn schon längst gesehen. Er ist etwas jünger oder vielleicht genauso alt wie mein ältester Bruder, es ist schwer zu schätzen, weil er weißhäutig, still und schüchtern ist, eine sehr reine Stimme hat und immer noch zu Weihnachten im Chor die höchste Stimme bringt. Ich finde ihn irgendwie gut. Er hat mich einmal sehr höflich begrüßt, die Tür zum Milchladen aufgehalten, seitdem nicken wir uns immer zu, wenn wir uns begegnen. Ich halte für ihn die Türen auf, wenn er mir nicht zuvorkommt. Einmal, als er beim Milchholen neben mir stand, fiel ihm das Geld auf die Erde, ich hab mich schnell gebückt und's ihm wiedergegeben. Mutti, die dabei war, fragte, warum er so rot geworden sei. Das kann ich doch nicht wissen. Sie meckert, ich sei schon zu erwachsen, um Männern Geld von der Straße aufzuheben oder Türen zu öffnen, und gerade an diesem Tag, als ich mit ihr einkaufen ging und das mit Georg und dem Geld war, mußte uns auf dem Nachhauseweg der Mann mit dem Finger begegnen. Mir ist ganz heiß im Gesicht geworden, gleich darauf eiskalt. Er ging an uns vorbei, ich hab schnell weggeguckt, und danach sagte Mutti zu mir, warum mich die Männer so anschauten. Ich müsse nicht so aufreizend hopsen, und wie ich überhaupt wieder angezogen sei mit meinen kurzen Röcken, ich könne auch die Konfirmationsröcke meiner Schwestern erben, diese dumme Gans! Es sind doch Dinger, die sie selbst genäht hat. Ich darf ja keine langen Hosen auf der Straße anhaben, aber ich werd es jetzt einfach tun, ist viel bequemer. Dann hab ich Georg lange Zeit nicht wiedergesehen, weil auch er im Internat ist wie mein Bruder, von dem ich heute die Watschen bekommen habe. Sie haben jetzt beide kurze Ferien.

Ich schau immer zum Fenster hoch, wenn ich vorbeifahre, dreh sehr kunstvolle Serpentina mit meinem Rad, immer kleiner, schwieriger, abgehackter werden die Kreise. Er schaut mir zu, nickt aufmunternd,

irgendwie hab ich wohl zu lange hochgeguckt, da hat sich die Lenkstange unter meinem Rock verfangen, ich komm nicht mehr los, fall ganz gemein vornüber auf das Kopfsteinpflaster, schlag mir den Lenkstangengriff gegen mein Knie, tut verdammt weh, ich könnte heulen. Größer noch ist die Schande, da auf dem Boden rumzukrauchen, sich vielleicht noch auslachen zu lassen! Lange schau ich nicht zum Fenster hoch, bin auch zu beschäftigt damit, wieder auf die Beine zu kommen und muß jetzt richtig heulen, weil es so weh tut. Meine Mutter hätte jetzt bestimmt gesagt: "Gott straft auf der Stelle" oder "die Strafe folgt auf dem Fuß" oder Sprüche am Leib.¹⁷

Ich bin noch nicht ganz wieder auf den Beinen, will mir gerade die Tränen abwischen und endlich das Licht reparieren, da steht Georg neben mir, fragt ganz besorgt, ob ich mich gestoßen habe, ob es sehr weh tue. Er hebt mein Rad vom Boden auf, dann mich und führt uns zum Brunnen. Ich muß schwer humpeln, soll mich auf seinen Arm stützen, er ist wirklich lieb zu mir. Ich werde ihn fragen, ob er heute abend mit uns auf den Berg kommen will, um Theater zu spielen. Wir wollen im Mondschein etwas aufführen. Aus seiner Tasche zieht er einen Kalender und schaut nach, ob wirklich Mondschein ist, aber das ist nur Verlegenheit, weil der Mond schon über den Bergen steht und das Wasser im Brunnen ganz silbern davon aussieht. Er will mir das Licht heilmachen. Mein Bein ist aufgeschabt und blutig. Georg möchte Verbandszeug holen, aber ich will nicht, daß er seinen Vater oder andere Leute ruft. Es ist so angenehm ruhig und kühl. Wir waschen gemeinsam mein Blut vom Knie, ich kann auch schon wieder besser humpeln. Er streichelt meine Haare, weil ich sehr tapfer bin. Komisch, vor ihm hab ich so etwas Ähnliches wie Respekt; Mutti meint, vor ihr nie, nur wenn ich was will, wie könnte ich auch sonst; es ist ja kein Grund vorhanden.

Wir setzen uns auf den Brunnenrand mit dem Rücken zum Wasser. Der Draht zu meinem Fahrraddynamo ist durchgewetzt, er flickt ihn. Ich kühl ab und zu die wunde Stelle. Zwei Besoffene kommen aus der Wirtschaft, die am Ende des Platzes liegt. Sie grölen, schmeißen die Tür hinter sich ins Schloß, daß das Glas nur so scheppert, singen eng umschlungen, *jo gestern auf'd Nocht, do hob i vos glocht, hob i d Tuchend aufghobn, is a*

¹⁷ sic!

Schoaß außagflogn, wanken in Richtung Brunnen auf uns zu. Wir haben beide keine Lust, angedet zu werden. Einer von ihnen ist der Forstmeister, der kennt mich und Mutti gut, er würde sicherlich petzen, weil es schon spät ist und Kinder nicht mehr auf der Straße sein dürften. Wir verstecken uns in der schmalen Gasse, die steil abfällt und zwischen zwei hohen Mauern zur Hauptstraße auf den Markt führt. Weil es da immer nach Haufen stinkt, heißt sie "Kackgasserl". Wir schämen uns beide wegen des Gestanks. Ich frag Georg, ob er nicht Lust hätte, mit zum Hügel zu kommen, einige meiner Bekannten wollen auch dasein, ich weiß jedenfalls sicher, daß Renate und Heidi kommen werden. Er kennt sie flüchtig, ich bin ihm lieber. Weil ich verletzt bin, will er mich vorn auf die Stange setzen und hinfahren. Ich bedanke mich. Die Besoffenen sind seit längerer Zeit verschwunden, man hört sie in der Ferne grölen wie Kühe.

Georg will seinen Freund, den Joachim oder Achim, wie wir sagen, abholen. Ich hab mit dem noch nie geredet, weil er erwachsen ist und immer mit gesenktem Kopf und auf dem Rücken verschränkten Händen gegen den Wind anläuft und Dichter ist und auch Bilder malt, die ich noch nie gesehen habe. Er ist groß, dünn, schlaksig.

"Ob der denn so einfach mitkommen darf?" — "Ja." Ich soll mir vorher meine warme Hose anziehen, den Pullover, und den Rock in die Hose stecken oder als Kissen über die Lenkstange legen. Georg hat schon einmal mit Achim über mich geredet, beide sind sich darüber einig, daß ich ein sauberes Dirndl sei und nicht so wie die anderen Mädchen im Ort. Sie haben mich beobachtet, als ich einmal im Schnee einen Jungen verprügelt habe, der gleich groß war wie ich. Ich finde das alles sehr gut, zieh meine Hose über, wir gehen über den Marktplatz und fahren zu Achim. Ich weiß nicht einmal genau, wo er wohnt.

Es ist eiskalt während der Fahrt. Georg hält sein Gesicht dicht neben meins. Ich schäm mich, weil ich nicht mit meinem Rad fahre, er möchte nicht mit mir tauschen, so anstrengend, wie ich glaube, sei das nicht. Sein Atem ist heiß. Wie ich in sein Gesicht schau, seh ich da kleine Schweißperlen auf Stirn und Nase stehen. Ich erzählte ihm, daß ich heute abend frei habe und spazierenfahren wolle und dann später zum Hügel

und daß meine Mutter nichts dagegen hätte, wenn ich nachts wegbliebe. Er glaubt mir.

Wir sind mindestens zehn Minuten bis zu Achims Haus gefahren. Ich warte an der Gartentür, es ist unheimlich still. Georg geht nicht durch die Eingangstür, er kriecht zwischen der Hecke durch, die ums Haus gepflanzt ist, wirft kleine Steinchen an ein Fenster, hinter dem noch Licht brennt. Gleich darauf verdunkelt sich das Fenster, Achim kommt durch einen Hinterausgang. Sie reden etwas, das ich nicht verstehen kann, weil sie zu weit weg sind und außerdem flüstern. Und weil die Schatten bei der geringen Beleuchtung verschwimmen, weiß ich nicht genau, ob ich richtig gesehen habe oder nicht. Wenn ja, haben sie sich umarmt, beinah so, wie ich es mit Wurio mache, wenn ich sie besuche. Aus dem einen Schatten werden zwei, die Kieselsteine des Gartenwegs knirschen trocken. Sie sind bei mir. Erst mal geben wir uns die Hand, Achim und ich, er meint, es sei schön, daß ich da bin und was ich denn mit ihnen vorhabe zu solch später Stunde? Ich sag, wir wollen etwas "Nochniedagewesenes" spielen mit den anderen auf dem Hügel. Er lacht, ich hoffe nicht, über mich und holt sein Fahrrad, ich steig wieder auf die Lenkstange. Achim fragt Georg, ob er ihn nicht ablösen solle, ob ich ihm nicht zu schwer sei, ob er nicht zu müde wäre. Die ganze Zeit geht das so weiter, ich find's recht komisch, wo es Georg doch unangenehm ist, dieses ewige Gefrage, aber er beherrscht sich, antwortet immer wieder lieb mit "nein danke", ich sei ja doch so klein und leicht, und er hätte heute noch nichts für seinen Körper getan, weil er den ganzen Tag gelesen habe. Wir reden nicht mehr. Die Hinfahrt war viel angenehmer, er hätte Achim nicht zu holen brauchen, aber dann wären wir nicht so lange allein durch die Nacht geradelt.

Der Hügel liegt hinter dem Marktplatz, auf dem wir heute abend schon waren. Wir holen mein Rad aus der Gasse. Der Weg führt steil in den Wald, wir müssen von den Rädern absteigen. Ich geh vorweg, ab und zu flimmert das Licht meiner Fahrradlampe auf, fällt gegen Steine und Büsche, mein Schatten ist sehr lang vor mir; ich hab einen Gurkenschädel, bin riesengroß, die beiden hinter mir können nicht auf meinen Kopf steigen, wenn ich aufpasse, manchmal muß ich einige Schritte laufen, sonst tun sie's doch. Georg geht hinter mir, Achim als letzter. Wir reden nicht, weil uns zu warm ist. Der Mond scheint, es ist

taghell, wenn wir aus den Baumschatten herauskommen. Ich hab mich wahnsinnig erschrocken. Von der Holzbank, die zum Ausruhen für alte Leute gedacht ist, erhebt sich eine Figur. Ich stehe dicht vor ihr. Es ist ein Mann mit einem Hausiererkasten vor dem Bauch, er schnauft und stinkt nach Schnaps, so dicht bin ich bei ihm, die Luft ist auch frisch, daß dieser Gestank auffallen muß. Wir alle sagen guten Abend. Er will unbedingt mit uns reden, will mit uns weitergehen, das dulden wir auf keinen Fall. Wir setzen uns auf die Bank, von der er sich bereits erhoben hat. Ich rede nicht, damit mich meine Stimme nicht verraten könnte, obwohl er mir unbekannt ist, hab ich ihn hier im Ort nie gesehen. Er muß aus dem Nachbardorf kommen, das weit hinter dem Wald liegt, und auf dem Nachhauseweg sein. Was mag er sonst um diese Stunde hier zu tun haben, mitten in der Nacht? Ich mach mich zwischen Achim und Georg ganz klein. Die beiden rauchen, ich soll auch, lehne aber ab, ich will erst mal, daß der Alte verschwindet.

Da kommt von unten, den Weg hoch, Lichtschimmer, und wir hören ein Quieken, das muß Renate sein! Der Mann darf nicht merken, daß wir verabredet sind. Ich flüstere Georg zu, daß ich mich hinter dem Baum verstecken werde. Der Mann redet und redet, er habe da ein Licht gesehen, ob wir es auch sehen oder ist es keins? Wo wir noch hinwollten, ja wenn man zu zweit wäre, sei man nicht so einsam und weiter solchen Quatsch und — es ist ja doch ein Licht. Er steigt, bevor das Licht näher kommt, den Berg weiter aufwärts, geht sehr langsam und will sich wahrscheinlich von dem Licht einholen lassen.

Es ist Renate. Sie schiebt schnaufend schwer ihr Fahrrad und sagt überlaut guten Abend, weil sie Angst hat. Hinter ihr wackelt Heidi, der das Fett zu schaffen macht, auch sie grüßt lärmend, will ausruhen. Renate lehnt das Fahrrad gegen den Zaun, ihr Knie tut weh, sie nimmt den Verband ab, steht im Mondlicht, ich kann sie gut sehen, sie mich nicht. Sie hat schon oftmals die Hand mit dem Verbandknäuel ums Bein geführt und wimmert jetzt, denn die letzten Lagen sind festgeklebt, sie kann die Binde nicht mehr länger aushalten, weil sie auf dem Knie so scheuert und weh tut. Achim hilft ihr, er stößt einen komischen Laut aus, sie solle lieber zum Arzt gehen oder ins Krankenhaus. Renate hat schon so lange wegen ihres Arms im Krankenhaus gelegen, daß sie keine Lust dazu hat und lieber mitspielen will, sie heult leise vor sich hin. Achim

beleuchtet das Knie mit dem Feuerzeug, ich hätte beinah geschrien, das sieht ja irre aus! Alles blutig, eitrig, eine richtige Infektion, wie Georg sagt. Ich hab noch schnell die Hand vor den Mund gehalten und die Augen ganz weit geöffnet, um hinzusehen. Renate heult jetzt lauter. Sie wollte sich doch hier mit mir treffen, ich wäre nicht gekommen, sie sei schon dreimal den Berg hochgelaufen und dann beim Runterfahren hingefallen, davon wäre das Knie so blutig, vorher habe es auch nicht so weh getan!

Der Mann ist schon längst im Dunkel verschwunden. Heidi hat sich von der Bank, auf der sie die Beine baumeln ließ, auch wieder erhoben und schiebt Renates Rad von hinten mit, ich glaube zu sehen, daß sie sich noch dranhängt, weil sie so faul ist. Ich hör noch, wie sie zu Renate sagt, ihr Bein täte ihr auch sehr weh. Ach ja, meins übrigens auch, ist doch komisch, alle drei kaputte Beine, meins ist wenigstens nicht mehr schmerzhaft kaputt, der Heidi und Renate glaube ich die Schmerzen schon!

Neben mir im Gras raschelt etwas, ich denke sofort an einen Igel, aber es ist eine kleine Katze, die da mit Grashalmen spielt. Ich lock' sie durch meine Finger, die ich wie kleine Mäuse durch das Gras wischen laß:

*wenn der Wind noch einmal weht,
wenn der Zug im Bahnhof steht,
wenn der Schnee vom Himmel fällt,
wenn der Fisch im Wasser schnell,
wenn es Frühling wird und Winter —
Sommer, und dann Herbst dahinter,
wenn die Kräh auf Bäumen schmatzt,
und der Luftballon zerplatzt,
wenn die Hexen pfeifen dreist,
und die Maus durch's Löchlein schießt —
erwisch ich dich.*

Ich halt sie fest, die kleine Katz, die dachte, ich sei eine Maus. Sie schnurrt, windet sich, mag gar nicht weg von mir, vielleicht hat sie Hunger, ich werd sie mit nach Hause nehmen und behalten, so lieb ist sie.

Ich will den beiden auf der Bank die Katze zeigen. Sie halten sich an den Händen, Achim streichelt Georgs Gesicht, ich sehe seine geschlossenen Augen im Mondlicht. Ich komm mir etwas nutzlos vor, weil sie bestimmt nicht mehr mit mir reden wollen, so schleich ich wieder hinter den Baum, neben dem Weg, den Zaun entlang aufwärts, hinter Renate, Heidi und dem Mann her.

Renate und Heidi haben den Mann überholt. Ich geh den Pfad links von ihm, damit ich ihn gut sehen kann. Sein feistes Gesicht, die fleischigen Wangen hängen über dem Hemdkragen, er murmelt unverständliches Zeug vor sich her. Bemüht sich, mit dem Hausiererkasten über dem Bauch schneller zu gehen. Sein Schädel ist spitz wie ein Zuckerhut, von einem zottigen Haarkranz umwachsen. Wahrscheinlich ist ihm warm geworden. Er hat die schlabbrige Hose, die er vorhin noch trug, ausgezogen und auf den Kasten gelegt. Seine Unterhose sieht schwarz aus, sie muß wohl rot oder violett sein, klebt an dem fetten Bauch, hängt lang und locker über dünnen weißen Beinen, die im Mondschein die Treppen hochstolzieren, dabei leise knaxen. Jacke und Hemd hat er auch ausgezogen und über den Kasten gepackt, an dem er schwer tragen muß.

66

Ich fürchte mich nicht vor ihm, weil ich weiß, daß die beiden großen Jungs gleich nachkommen werden. Rechts neben dem Weg sind die Wiesen, wo ich im Frühling meine ersten Schnecken finde, weil es dort sehr steil ist und der Schnee deshalb schneller wegschmilzt als anderswo. Ich seh etwas Helles neben dem Wegrand. Es muß Renate sein, die heute abend ihr weißes Kleid trägt, das sie zur Firmung angezogen hatte, sie will darin Theater spielen.

Ich klettere knapp vor dem Mann über das Zaungeländer. Er ist neben mir, bleibt stehen, sagt wieder guten Abend, ich mach meine Stimme ganz tief, damit er nicht merkt, daß ich noch ein Kind bin.

"Schönes Wetter heute abend, gell?" sagt er zu mir und: "Muß wohl schon sehr spät sein." Fragt mich, ob ich hier wohne und was ich auf dem Hügel mache, ob ich nicht schlafen müsse. Ich erzähle ihm, daß meine Freundin vor mir und vor ihm hier hochgegangen sei, daß ich sie nach Hause bringen solle, ihr dieses Kätzchen schenken wolle, weil sie sehr krank sei und, wie die Leute im Ort sagen, bald sterben müsse. Der Mann sieht

mich aus zugekniffenen Augenschlitzen an, fährt mit der Hand über die speckige Brust, in der dunkle Haarbüschel stecken, will mit derselben Hand das Kätzchen streicheln, das dulde ich nicht.

Er habe meine Freundin gerade eben noch gesehen; wenn sie ein weißes Spitzenkleid trägt und ein blutiges Bein hat, müsse sie es sein, sie sei mit einem anderen Mädchen vorbeigekommen, die habe ein Fahrrad geschoben und mächtig dabei gestöhnt. Ich verspür keine Lust mehr zum Reden, will aber auch nicht vor ihm gehen, weil er mir nicht ganz geheuer ist, ich kann nicht verstehen, warum er sich bis auf diese ausgeweiteten Unterhosen ausgezogen hat, so warm ist es doch nicht!

Also bleib ich knapp hinter ihm. Er schaut ständig zu der Wiese mit dem hellen Fleck, der unbeweglich auf einer Stelle verharrt. Ob ich nicht vorgehen möchte, fragt er, ich sag, ich warte lieber, geh dann hinter ihm, weil ich aufpassen müsse, daß er nichts aus seinem Kasten verliere. Er meint, das täte nicht not, er könne selber aufpassen, wird beinahe böse, weil ich nicht den Platz, den er mir zum Überholen freiläßt, benutzen will, endlich schnaubt er durch seine Naslöcher und steigt den Berg hoch.

Zur gleichen Zeit muß Renate von der Wiese aufgestanden sein. Ich seh sie in ihrem Spitzenkleid, aus dem sie schon fast herausgewachsen ist, die steilen Treppen hochsteigen, die ab und zu in den Weg gebaut sind, um bei Regen den Pfad nicht wegschwemmen zu lassen. Sie humpelt und schleppt ihr linkes Bein, das sie nicht krumm machen kann, mühsam nach. Wir sind jetzt im vollen Mondlicht oben auf dem Hügel. Die Bäume, zu beiden Seiten des Weges, liegen hinter uns. Der Mann geht knapp hinter der Renate, wackelt mit seinem Hausiererkasten, stiert auf Renates Bein, das dick angelaufen ist. Der Pfad wird steiler, steinig, verläuft weiter in Serpentin. Ich bewege mich langsamer, spiel mit dem Kätzchen, will nicht so dicht hinter dem Mann gehen. Der Abstand zwischen ihm und Renate verringert sich; wenn sie durch die Kurven geht, kann ich ihr Profil sehen. Sie hält den Kopf etwas schräg zu Boden geneigt, der Alte ist nur mehr zwei Schritte hinter ihr, ich seh auch ihn von der Seite und sein Ding. Es muß riesig lang sein, weil es die Unterhose, wie auf einen Stock gespießt, im Wind flattern läßt, mit dem Ende stößt es gegen den Bauchladen, so als würde er den Kasten damit stützen. Renate dreht sich nie um, sie geht langsam weiter, der Mann mit der aufgespießten Hose im

immer gleichbleibenden Abstand hinter ihr her. Die Katze auf meinem Arm jammert, vielleicht friert sie? Ich steck sie unter meinen Pullover. Renate hat das Miauen gehört, sie ist nicht mehr weit von mir, ich geh nur eine Biegung tiefer. Sie bleibt stehen, dreht sich langsam um, ich heb die Katze hoch, um sie ihr zu zeigen. Da kann ich sehen, wie blaß Renate im Gesicht ist, aber sie lacht ein bißchen.

"Soll ich dir die Katze leihen?" Sie mag nicht, möchte weitergehen, dort zur Lichtung, wo der Wald anfängt, und wo wir sonst Räuber und Gendarm spielen. Sie geht also weiter. Der Mann hat auch gewartet, verfolgt sie wieder.

Wenn ich mich umdrehe, um nach den beiden Jungs zu sehen, kann ich die Badeanstalt erkennen, ihr schimmerndes Wasser im Becken, den weißen Sand, das Haus, in dem ich wohne, Wurios Haus, die Kirche, den Fluß, die Kneipe mit dem Sägewerk. Bei uns zu Hause ist alles verdunkelt, die schlafen bestimmt schon, denken, daß ich irgendwie doch noch nach Haus gekommen wäre, oder sie denken nicht mehr. Im Eßzimmer könnte Licht sein, ich kann das nicht beurteilen, weil es zur anderen Seite hin liegt. Die Berge rund um den Ort sind weiß beleuchtet, es sieht alles sehr kalt aus, hier oben auf dem Hügel weht ein kühler Wind, im Wald wird es wieder wärmer sein. Ich sehe die drei nicht mehr, sie sind hinter den Bäumen verschwunden. Die Katze schreit immer noch, macht sich kratzig, sperrig, ich will sie aber nicht laufen lassen. Es ist doch ziemlich ruhig hier, bis auf das Sausen der Baumwipfel.

Nach einigen Minuten, ich gehe jetzt schneller, bin ich auf der Lichtung. Georg und Achim sind auch schon da, sie müssen sich an mir vorbeigeschlichen haben, ich bin ganz froh, sie zu sehen, und Heidi ist da, sie dreht auf dem moosigen Waldboden ihre Runden mit dem Rad, immer im Kreis um die Gesellschaft. Renate ist da und der Mann, er kramt in seinem Kasten, die wippende Rute trägt er immer noch vor sich her, schleicht zu Renate, er will offensichtlich mit dem Spieß ihr krankes Bein berühren. Renate ist das ganz egal, sie tut als wäre er Luft, aber er redet andauernd auf sie ein, ich kann nicht verstehen, was er von ihr will. Da sind noch fünf andere Gestalten, die ich nicht erkennen kann, weil ihre Köpfe mit schwarzen Tüchern ver mummt sind, verrostete Metallteile baumeln an langen Schnüren um' ihre Hälse. Vor einem von ihnen steht

ein Fotoapparat, auf langen, spindeldürren Metallbeinen sieht er aus wie eine Libelle, glotzt uns durch sein Glasauge an, ich seh eine knochige Hand, durch die ein schwarzes Bändchen läuft, manchmal klickt es und wühlt nervös unter dem Tuch, wühlt in den schwarzen Falten, ein ruheloser Haufen Stoff, richtet sich auf, wird starr, es klickt weiter.

Ich hab solch einen Apparat zu sehen bekommen, als unser Dienstmädchen mich zum Muttertag fotografieren lassen wollte. Sie wusch mir die Haare, ich mußte sie offen über meine Schultern und das Dirndlkleid fallen lassen, klemmte mir einen Strauß Papierrosen in die Arme, packte mich mit den Rosen auf einen verschnörkelten, steinernen Sockel, ich sollte lächeln, weil es für Mutti ist, recht peinlich! Mir war eher zum Heulen. Der Fotograf sagte, daß da gleich ein Vogel rauspringen würde, ich solle nur genau hinsehen. Ich hab kein's gesehen, fragte Wurio nach dem Zauber, die mir dann alles erklärt und aufgezeichnet hat.

Die anderen Männer mit den verhängten Gesichtern, den klingenden Metallstücken, ahmen den einen Fotografen mit dem Apparat, der klicken kann, nach. Die Metallteile müssen von dem Auto sein, das vor einigen Tagen den steilen Paß runter in ein Gasthaus gesaut ist, es wär völlig zermatscht, der Mann im Führerhaus auch. Sie spielen Reporter, meint Heidi. Im Sommer, wenn die Festspielwochen sind, kommt ein Reporter. Er hat das Gesicht aber nicht in komische Tücher gehüllt wie diese hier.

Der Mann, der hinter Renate hersteigt, scheint den anderen gut bekannt zu sein, sie begrüßen ihn, verneigen sich tief vor ihm. Ich kann diese Leute an ihren Figuren nicht erkennen, vielleicht sind es welche, die im Gipswerk arbeiten und in den Nachbardörfern wohnen. Der Mann redet jetzt zu uns, er will, daß wir noch ein Stück tiefer in den Wald hineingehen. Ich weiß, daß da Zigeuner hausen, bin noch nie zu dem Lager hingegangen, Mutti hat's uns strengstens verboten, wir haben auch zuviel Angst, um da zu spielen, und Wurio sagte mir, daß es gefährlich sein könne, ich solle nicht hingehen, so hab ich's nicht gemacht, weil ich ihr glaube. Jetzt bin ich nicht allein, der Mann sagt, wir brauchen uns nicht zu fürchten, er winkt mit dem Arm und geht voraus in den Wald, die Fotografen hinter ihm, dann Heidi, Renate, ich mit der Katze, zum

Schluß Achim und Georg, sie halten sich an den Händen, vielleicht haben sie Angst.

Wir können zwischen den Stämmen das Zigeunerlager sehen, die rote Ziegelmauer, die mit hellem Lehm geflickt ist; sie sieht aus wie ein aufgespanntes Schimmelfell in diesem Mondlicht, ist kreisrund um die Lagerhütten gezogen, die wir durch den Eingang sehen können: Zerfetzte Lappen auf Stöcke gespießt; vor den Hütten liegende Menschen in Decken gehüllt, seitlich ausgestreckte Klumpen, haben die Köpfe in die Handflächen gestützt und beobachten uns. Sie müssen uns schon längst gehört haben. Der Mond bestrahlt ihre Gesichter, sie sind so, wie ich das meiner Mutti nach der Operation gewünscht habe. Sechs Männer, keine Frauen, keine Kinder. Einer lallt eintönig vor sich hin, einschläfernder Singsang, aber nicht schön. Wir stehen alle dicht gedrängt am Lagereingang, beschauen die Menschen, die uns wiederum anglotzen; unruhig werden, wie sie uns so dicht sehen. Der Mann steht mit dem Rücken gegen die Liegenden im Eingang, sein Gesicht und den immer noch so großen Zeigestab richtet er gegen uns. Der Platz vor dem Lager ist sandig, ausgetreten, ein Rechteck von Bäumen umstellt. Das Ganze gleicht der Theaterbühne im Kurhaus.

70

Georg schiebt mein Fahrrad in den Vordergrund, lehnt sich lässig dagegen. Der Mann sagt zu uns, er möchte, daß wir ihn Durkan nennen, weil er so heißt. Achim bringt eine weißlackierte Waschschüssel; ein Stück Seife, das der Durkan in seinem Hausiererkasten hat, muß er nehmen, zwei weiße Handtücher aus dem Kasten und zwei ebenfalls weiße Tischtücher mit langen, schmierigen Fransen, die sich wie die Federn unserer Hühner im Nachtwind bewegen. Achim soll Renate und Heidi ein Tuch geben. Ich geh zu Georg, nehm ihm das Fahrrad ab und fang an, im Kreis um die Gruppe zu radeln, erst in engen, dann in weiteren Schlingen, so wie vorhin auf dem Platz. Der Durkan sagt, man solle die Waschschüssel in die Platzmitte stellen, Heidi und Renate müssen sich ausziehen und ihre Geschlechter waschen, sie sollen sich vorstellen, es sei Wasser in der Wanne. Die beiden ziehen sich aus, das Ding vom Durkan schlägt aufgeregt im Takt. Renate läßt sich von einem Fotografen das Kleid am Rücken aufknöpfen, die vielen winzigen Knöpfchen. Der Mann, der das macht, zappelt, schnauft, die anderen stürzen zu den beiden, tun so, als wollten sie fotografieren. Unter dem

Kleid trägt Renate ihre Unterhose, die der Mann ihr auch auszieht. Sie ist splitternackt, knochig und friert, was ich daran erkennen kann, daß sie zittert. Sie legt das Tischtuch um ihre Schultern, hüllt sich völlig ein damit. Bei Heidi dauert das Ausziehen länger, weil sie wieder einmal alles angeknöpft hat: ihr Leibchen, die Strümpfe, die Bluse. Gegen Renate ist sie fett, hat entsetzliche X-Beine, und steht immer so komisch da, daß man meinen könnte, sie finde diese Haltung samt ihren Beinen schön. Sie nimmt auch ein Tischtuch, weil sie sowieso immer alles nachäffen muß, macht das gleiche wie Renate. Ihr zu Füßen kugelt sich ein Reporter im Sand, versucht unter das Tischtuch zu kriechen, will da fotografieren, sie kichert albern.

Der Durkan sagt, sie solle sich waschen, seine Stimme ist heiser, er flüstert trocken. Ein Mann möchte mein Tier durch eines meiner Hosenbeine fotografieren, ich fahr aber mit meinem Rad weiter, seh mir lieber an, was die anderen machen. Die Männer bekommen den Befehl, immer die Schlitze der Mädchen zu fotografieren, sie sind wahnsinnig aufgeregt, die meisten von ihnen haben die Hosenschlitze geöffnet, machen mit der freien Hand immer auf und ab, einmal soll ich es bei einem tun, ich will nicht und fahr immer weiter mit meinem Rad im Kreis. Als ich beim Durkan vorbeikomme, hält er mich an, holt aus seinem Hausiererkasten eine Stablampe, eine sehr stark leuchtende Taschenlampe, und bindet sie vorn an meine Lenkstange, weil der Mond hinter den Baumkuppeln verschwindet, es wird dunkel. Ich darf weiterfahren. Renate kann ihr krankes Bein nicht biegen, sie sieht sehr komisch aus, ich muß immer wieder hinsehen, sie redet nicht, lacht nicht, und dann fängt sie, über die Schüssel gebeugt, an, ihr Tier zu waschen, ganz langsam, seift sich die Hände ein, alles ohne Wasser, sie spielt gut. Heidi macht das jetzt auch.

Hinter dem Durkan wird es unruhig. Die Männer, in ihre Decken gehüllt, stehen dicht am Ausgang, sie wollen zu den Mädchen. Der eine Zigeuner zittert am ganzen Leib, er zuckt, öffnet sein zahnloses Maul, aus dem Schaum sprüht, plärrt wie ein abgestochenes Schwein, wie der Hirsch im Frühtau, springt den Durkan an, der sich bedächtig umdreht. Dem Alten sind die schmutzigen Lappen vom Gestell gerutscht, er will neben dem Durkan aus dem Eingang stürzen, der eine Arm ist verwachsen, ein Fleischknödel muß abgepreßt worden sein und irgendwie wieder

verheilt, fleischiger Winkel mit Muskelloch, sieht aus wie das Loch einer Kuh, bevor sie Fladen fallen läßt, dadurch hat er ein Messer gesteckt und will's dem Durkan in den Leib stoßen. Gelassen dreht sich der Durkan gegen den wütenden Trottel, der mit seinem gesunden Arm in die Luft sticht, wie wild fuchtelte, der Durkan drischt die Faust in das verschrobene, verzerrte Gesicht, der Mann steht versteinert, völlig unbeweglich plötzlich, kein Zucken mehr, kein Laut,

Schaum spritzt aus dem Schlund und etwas Blut. Der Durkan zieht das Messer aus dem Armloch und führt es mit unheimlich gekonnten Strichen zuerst waagerecht, dann senkrecht über die Stirn des Irren, kein Tropfen Blut ist auf dem Schädel zu sehen, die Haut biegt sich trocken gegen den Haaransatz, wölbt über der Stirn, Haarschopf, Kringelnacken, am Haaransatz im Nacken macht sie eine Krause, der Schädel ist rot wie die Ziegenköpfe beim Schlachter, denen man das Fell abgezogen hat, und rot wie das Fleisch, das da hängt oder liegt und auch nicht mehr blutet. Die andere Hauthälfte trennt sich im unteren Gesichtsteil von den Augen, zwei haarumsäumte Wimpernlöcher zwinkern, die Nase wird mit einem flinken Ruck frei, dann das Mundloch, der Lappen hängt unter dem Kinn, kringelt sich da zusammen wie die Apfelsinenschale auf dem Ofen. Er zieht blitzschnell einen Querschnitt über die Brust und einmal noch längs am Körper runter. Der Irre sieht aus wie ein geplatzter Granatapfel im Hochsommer; mit einem ganz kurzen Hieb schlägt der Durkan das alte Ding ab, steckt dem Krüppel, der immer noch steif steht, das Messer ins Arschloch, dann geht der Durkan zum Toreingang. Der Alte schreit nicht und tut nichts als dastehen, durch seine glasigen Augen stieren, er wartet wohl, daß man ihn auch noch anstößt, damit er umfallen kann. Die anderen Zigeuner sind in die Hütten gehuscht, mucksmäuschenstill lugen sie zwischen den Schmutztüchern ins Freie. Aus dem abgeschlagenen Pint drückt von innen Fleisch nach, er scheint noch lebendig zu sein, aber das glaube ich nicht!

Der Durkan geht auf die Waschschüssel zu, sein Glied hat sich während der vorigen Szene nicht verändert, es ist immer noch so groß, und jetzt pinkelt er durch seine Hose in die Schüssel. Die Mädchen lassen sich fotografieren, werfen sich von einer Pose in die andere, mir ist ganz heiß geworden über meinem Sattel, will mich ausziehen, mach das wie ein Akrobat im Zirkus, bleib auf dem Fahrrad sitzen, drehe dabei immer

weiter meine Kreise. Als ich nackt bin, kann ich mein Tier ganz fest an meinem Sattel reiben. Die Kreise dehne ich immer weiter um die Gesellschaft, so daß sie beinah im Dunkel liegt. Die Männer kreischen wie die Hühner, der Riesenkäfer schnurrt unentwegt. Georg steigt auf mein Rad, setzt sich knapp hinter mich auf den Gepäckträger, ich biege mich weit über die Lenkstange nach vorn, sein Bauch und seine Brust liegen über meinem Rücken, mir ist so heiß wie beim Erscheinen meines Geistes, er steckt die Arme nach vorn, lenkt das Fahrrad, ich trete mit weitgespreizten Beinen in die Pedale, Heidi hat den Kopf nach hinten gebogen, ihr Hals ist dick angeschwollen, die Augen sind aufgerissen. Einer der Männer hockt unter ihren X-Beinen, den Mund freigemacht, leckt er gierig an ihrem Loch, sie zittert in den Knien, hockt sich manchmal hin, steht wieder auf, der Fotograf mit dem großen Apparat, der schimmernden Glaslinse, steht dicht neben den beiden und knipst und knipst. Renate hat sich das Tischtuch um den Kopf gewickelt, sie spreizt ihr krankes Bein weit weg, hockt sich mit dem gesunden hin, den Bauch weit vorgestreckt, macht Brücke auf dem einen Bein, ihr Leib ist schrecklich dürr, diese Hühnerrippchen. Sie will, daß jetzt jeder ihr Tier sehen kann, geht im gleichen Rhythmus wie Heidi hoch und runter, auf das gesunde Bein gestützt, immer noch in der Brücke, den Kopf vom Tischtuch verhüllt. Sie macht Liegestütz rückwärts. Wenn sie sich daraus aufrichtet, ist das die Brücke, legt sie die Schenkel auseinander, fällt sie aus der Brücke in den Liegestütz rückwärts, das kranke Bein immer abgestreckt, weil sie es nicht biegen kann. Ich fahre weiter meine Kreise mit dem Rad. Georg streckt die zusammengelegten Beine steif nach hinten über den Gepäckträger weg, läßt sich so langsam auf den Boden gleiten, eine Weile noch schleift er mit, dann plumpst er auf den Bauch, aufs Gesicht. Achim ist gleich bei ihm, streichelt seinen Po, holt die mit Pipi gefüllte Waschschüssel, stellt diese zwischen sich und Georg, der sich langsam zusammenzieht und so auf die Knie zum Hocken kommt. Achim kauert an der gegenüberliegenden Seite der Schüssel im Sand, ich zieh jetzt sehr enge Kreise, die Reporter sind am Waldrand verschwunden, alle haben sie die Hände an ihren Dingern, bewegen sie besessen auf und ab, zwei davon beschäftigen sich mit Renate, Heidi sitzt auf dem umgefallenen Fahrrad, hat die Hand, die onaniert, zwischen die X-Beine geklemmt, freut sich und lacht dabei. Ich kann sie nicht mehr

ertragen, diese alberne Ziege, hätt ich sie heute bei Wurio bloß noch tüchtiger verdroschen!

Georg und Achim sitzen sich mit steif aufgerichteten Oberkörpern gegenüber, sehen sich unentwegt in die Augen, verneigen sich voreinander, bis ihre Gesichter beinahe die Schüssel berühren; die Arme hinter dem Rücken verschränkt, sitzen sie auf den Fersen, die sie in feierlicher Bewegung unter sich geschoben haben. Es ist die Lotoshaltung des Durkan, der immer im Hintergrund bleibt und befiehlt. Jetzt geht er zu seinem Hausiererkasten, holt daraus einen winklig gebogenen Metallstab, schreitet auf die feierlich sitzenden Jungs zu, sie sind erstarrt, verzaubert. Er schiebt den angespannten Gummi seiner Unterhose runter, so daß ich den Stab genau mit meiner Lampe beleuchten kann. Wie die Eisenbahnlinien auf einer Landkarte über eine Flöte gebogen, sieht das aus. Die Hose bleibt darunter irgendwo hängen, ich beleuchte sie nicht. Er nimmt den gebogenen Haken, zwingt ihn in die Öffnung, durch die Männer sonst wischerin, durch die das Sahnige kommt, seine Beine sind gestreckt, aneinandergestellt, die Zehenspitzen etwas nach außen gedreht, der Oberkörper ist über die Flöte gebeugt. Jetzt bohrt er den Haken tief in das Ding, bis seine Hand die Mütze berührt, zieht es langsam wieder aus dem praller werdenden Schwanz, schiebt's wieder rein, wird immer schneller, das Tier spannt sich nach der gebogenen Form des Werkzeugs, im schnellen Schwung reißt er es aus dem Loch, Funkenregen sprüht, am Ende des Metallstabs baumelt eine gelb gewundene Schnur, er hockt sich hinter Georg, der schweißgebadet in Achims Gesicht starrt, hält Zunder an dessen Kleider, geht um die Schale herum auf Achim zu, den er auch anzündet. Ich habe aufgehört meine Kreise zu drehen und nicht bemerkt, daß der Durkan mein Licht gelöscht hat, ich starre auf die Flammen, auf die Gesichter der beiden, die da sitzen, in die Augen derer, die so langsam ihre Kleider versengen lassen, kein Ton entweicht ihren Lippen. Sie sind nackt, ihre Schwerter verkreuzt aneinandergelegt, das Feuer zuckt im gleichen Rhythmus wie zuvor Heidis oder Renates Bewegung, wie das Tier des Durkans im Takt getanzt hat, aus beiden Spitzen sprüht Rahm, mit dem sie sich gegenseitig die brennenden Münder füllen, sie sind durchsichtig, in Flammen aufgelöst, ich sehe das Weiß, das Weiß im Mund, im Schlund, da wo es sinkt, verlöschen die Flammen, die dunklen Konturen der Leiber zeichnen sich ab gegen eine noch dunklere Nacht, aufgerichtet an dem

weißen Stab, der sich windet bis zum Boden, und langsam verlischt die Wunderkerze, im letzten Schein kreuzt sie sich, wie vorhin die Schwerter mit der zweiten, verzischt schlüpfend im Urinbecken.

Ich bin schon unterwegs nach Haus, hab meine Klamotten irgendwo im Dunklen gefunden, möchte mit niemandem reden, nur in mein Bett, unter die Decke kriechen und schlafen. Es wird schon hell, Mutti darf nicht merken, daß ich weg war. Heute früh muß ich Blinddarmreizung vortäuschen, weil sie sich dann sorgt, lieb zu mir ist und ich lange schlafen darf.

Ich flitz die Treppen runter, den Hügel, kann unser Haus wieder sehen, es ist noch kein Licht in den Fenstern, so früh ist niemand auf den Beinen. Als ich am Gartentor bin, schwitze ich, mein Fahrrad klappert viel zu laut, ich lehn es gegen das verschnörkelte Geländer des Hintereingangs, lauf die paar Steinstufen hoch, verdammte Scheiße, die Haustür ist abgeschlossen! Wieder raus, aufs Geländer klettern, das Oberlicht vom Wäschekammerfenster ist immer einen Spalt geöffnet, gerade so breit, daß ich mich durchschlängeln kann. Ich sollte meine Sachen um den Bauch binden und ein schmutziges Nachthemd darüberziehen, falls jemand aufwacht.

Die Idee war, wie sich zeigt, günstig. Mein Bruder sitzt, aus dem tiefsten Schlaf aufgeschreckt, im Bett und fragt viel zu laut: "Was ist los?"

"Der Hund ist los!" sag ich. Dieser Idiot, ich könnt ihn anspucken. Mein Magen ist faul, ich bin todmüde, mir geht es nicht gut, ich muß blaß aussehen. Im Schlafzimmer ist Mutti von unserem Reden wach geworden, sie ist erst sauer, dann fragt sie mich, wie ich denn überhaupt aussehe und ob ich krank sei.

"Ich war am Klo, weil mir so schlecht ist und ich immer brechen muß, aber manchmal nicht kann, weil mein Bauch so sehr verkrampft ist." Der tut wirklich weh, aber vor Hunger, so fällt es mir nicht schwer loszuheulen. Mutti raus aus dem Bett, ich schmeiß mich mit aller Wucht in die Federkissen, sie darf nicht sehen, daß ich das Bett nicht benutzt habe. Ich soll ihr die Stelle zeigen, wo's weh tut. Unter meinem Nachthemd sind die Klamotten. Warum ich sie nicht geweckt habe, und eine Wärmflasche sei doch besser als diese schmutzige Hose. Ich heul weiter, bin hundemüde.

Sie legt, wie sie es immer macht beim Fiebermessen, ihre Wange gegen meine Stirn, das kann ich gar nicht vertragen. Muß wohl noch ziemlich heiß sein vom Laufen, weil sie die Augen weit aufreißt, das Fieberthermometer holt, um's mir in den Po zu rammen, was ich noch viel weniger leiden kann. Ich schämte mich, wenn sie meinen Hintern sähe, hoffentlich merkt sie nichts. Sie weckt meine verdammten Schwestern, die sollen Frühstück machen, ich krieg Diät: ein Sonntagsei, heiße Milch, Zwieback mit Butter. Es ist herrlich, ich fühl mich sehr wohl bis auf die bleierne Müdigkeit, die in mir steckt. Den gestrigen Vorfall hat sie vergessen, ich bin ihre Beste, ihre Kleinste, alle fünf Minuten kommt sie angerauscht, ob ich große Schmerzen habe? Ich rede nicht viel, nicke mit dem Kopf, halte die Augen geschlossen, möchte nur, daß sie sich einen Moment verflüchtigt, damit ich das Thermometer mit dem Bettlaken hochreiben kann. Ich mach ganz flink, trotzdem ist sie schon zurück, bevor ich es kontrollieren kann, hab ich an die vierzig Fieber, vielleicht hab ich mich verguckt, aber nach Muttis sorgenvollem Blick, ihrem Gehusche und Geflüster entsprechend, muß es sehr hoch sein. Ich sag, daß ich erschöpft sei nach dieser Nacht, die ich mehr auf dem Klo als in meinem Bett verbracht hätte. Trotz der frühen Morgenstunde schmeißt sie alle aus den Betten, damit ich meine verdiente Ruhe kriege. Wenn sie zu laut sind, brauche ich nur zu stöhnen. Mutti will später den Arzt holen, find ich gar nicht gut, vielleicht kann ich bis dahin wieder gesund sein. Ich sag, ich brauchte jetzt Ruhe, sie läßt mich stundenlang schlafen, bis zum Mittagessen. Mutti bringt das Thermometer, diesmal hab ich Zeit zur Kontrolle, bring es auf siebenunddreißig neun, eigentlich wollte ich lieber achtunddreißig erreichen, aber dann hätte sie bestimmt gleich den Arzt geholt, ich will noch schlafen, bis das Essen vorbei ist.

Schon wieder wecken sie mich. Doktor Pilar mit seinem Köfferchen steht neben meinem Bett. Ich sag, daß Mutti etwas übertrieben habe, es sei schon viel besser und die Schmerzen, die er dann auch gleich mitfühlen will, wären beinah weg. Ich muß mein Nachthemd hochschlagen, er legt seine eisige Hand auf meinen Bauch, klopft, wie ich es auch bei meinen Puppen mache, mit dem Ring- und Zeigefinger der anderen Hand auf den Handrücken der einen, die auf meinem Bauch liegt. Wenn er zu toll klopft, stöhne ich etwas, auch wenn er die Finger fest in meinen Bauch drückt und sie dann hochschnellen läßt. Es sei eine Blinddarmreizung, wenn es morgen nicht besser wäre, käme er nochmals, dann müßte ich ins

Krankenhaus. Er fragt, ob ich mir immer noch Glasperlen ins Ohr- oder Nasenloch stecke, antwortet sich selbst, ich wäre wohl schon zu groß dazu.

Ich bin immer noch müde und vor allem hungrig. Mutti hat mich auf Diät gesetzt, das reicht einfach nicht aus. Die anderen sind, bis auf die Schwester, deretwegen ich die Dresche bezogen habe, aus dem Haus gegangen. Wenn einer von uns krank ist, geht man lieber, weil Mutti den einen dann so bevorzugt, daß die anderen darunter zu leiden haben.

Mutti ist zum Einkaufen gegangen, meine Schwester mit ihr, um die Tasche zu tragen, die anderen haben sich sonstwo verkrümelt. Ich wanke durch die beiden Zimmer in die Küche, um nach Eßbarem zu suchen. Meine Schwester, das Stinktier, wäscht Geschirr ab. Das macht sie am liebsten stundenlang, und dabei trällerliet sie vor sich hin, die alte Trödellesse. Sie fragt, ob ich etwas brauche.

"Eigentlich nicht, ich wollte nur aufs Klo. Weißt du, ob Papier da ist?" Ich seh in der Brotdose, die auf dem Kühlschrank steht, zwei knusprige weiße Wecken. Sie sind für die Dose viel zu groß, lugen unter dem Deckel hervor. Ich muß die dumme Gans aus der Küche lotsen.

"Soll ich dir dein Bett machen?" Ich bedanke mich, nachdem ich einige Male gefragt habe, ob sie's auch wirklich möchte, ob es ihr nichts ausmache. Am Klo ist doch kein Papier.

Hinter dem Klobecken hab ich eine zerbrochene Muschelschale versteckt, die ich beim Tauchen aus dem Bromberger See geholt habe. Ich brauch sie zum Abkratzen der kalkigen Wand im Klo. Aus dem Behälter, in dem es ewig rauscht, tropft ständig Wasser, läuft an der Wand runter und hinter dem Klo in die Rille am Boden. Deshalb ist die Wand mit grünschimmeligen Flecken überzogen, auch im Hochsommer feucht aufgeweicht. Wenn ich mit der scharfen Muschelkante von unten die Wand hochkratze, bröckelt Kalk in die Schale, den ich dann mit meinem Finger, der zuvor abgeleckt werden muß, damit die Klumpen kleben bleiben, in den Mund stecke, um sie zu essen. Alles was Kreide ist, mag ich unheimlich gern. Komme ich zum Sparen, kauf ich mir in der Papierhandlung einzelne Stücke Tafelkreide, die ist leider steinig und bitter. Mutti hat sich wahnsinnig aufgeregt, weil ich mehrmals ihre

Schneiderkreide gegessen habe, danach hat sie mir Vitamin C-Tabletten besorgt, die natürlich kein Ersatz für den Kreidegeschmack sind. Ich mag auch sehr gern Kreidegeruch! Wenn Mutti in der Waschküche die riesigen Bettlaken schrubbt, stehe ich oben im Kellereingang, aus dem die nebligen Schwaden dringen, und fang an zu riechen. Die ersten Gerüche sind am kräftigsten, je tiefer ich sie einziehe, desto schneller gewöhnt sich meine Nase daran, und dann steige ich langsam, Stufe um Stufe in den Keller, tief eingehüllt in Duftwolken. Muttis Geräusche werden lauter, ich kann mich einfach nicht zurückhalten, bis ich neben ihr stehe, dicht am Waschtrog. Durch das Kellerfenster dringt Sonnenlicht, meine Duftwolke schwimmt von dannen, hier riecht's nach Waschpulver und dem verdammten Laugenstein.

Als ich mal einen braunen Steinguttopf in der Speisekammer stehen sah, der mit glitzernd weißen Kristallen bis obenhin gefüllt war, dachte ich, das müßte Zucker sein. Naschen ist bei uns streng verboten, Mutti meint, weil wir immer fragen könnten, und wo käme man denn da hin, wir wären ja so viele, sollten uns gefälligst zu den Mahlzeiten satt essen! Dann habe ich ein Stückchen herausgebrochen, darunter waren andere Schichten. Ich fand das sehr gemein von Mutti, daß sie Zucker macht und uns nichts davon erzählt. Ich habe nur dieses kleine Bröckchen in den Mund gesteckt und wollte schon schlucken, da fing meine Zunge an, so verteufelt zu brennen, daß ich heulen mußte, das Brennen wurde aber immer schlimmer! Noch dazu war Tante Do mit ihrer albernen Tochter im Haus. Das Prachtstück ist so alt wie meine Schwester und rennt schon mit angemalten Lippen und goldigen Ohrringen durch die Gegend! Ich hab den Frottébademantel meines Bruders genommen, die Zunge weit herausgestreckt, gerieben und gerieben, es wurde aber nicht ein bißchen besser; im Gegenteil, der ganze Mund brannte wie Feuer, die Lippen schwellen an, ich hatte wahnsinnige Angst, weil die Blasen immer stärker wurden und die Blasen um so dicker, je mehr ich rieb. Ich war hilflos, ging in meiner Verzweiflung zu den anderen ins Wohnzimmer, die da bei Kakao, Kaffee und Kuchen saßen, und setzte mich still aufs Sofa. Mein Mund war ein Klumpen, die Tränen liefen, obwohl ich nicht wollte und, wohl weil ich so still war, fragte mich meine Tante, was mir fehle. Doch als sie mich ansah, quiekte sie, ganz hoch und vornehm, alle schauten mich an, ich konnte ja nicht sagen, was ich wirklich gemacht hatte, und da fiel mir etwas ein; ich sagte einfach, ich hätte die

Verschnörkelung an der eisernen Ofentür abgeleckt, weil das so schöne Muster wären. Sie glaubten es. Ich bekam Milch in den Mund geflößt, kalte Milch, warme Milch, Milchumschläge, ich durfte nicht reiben. Meine Geschwister hockten vor mir, schüttelten die Köpfe, der eine Bruder, mit dem ich wippe, lachte: "Wie kann man bloß so blöd sein und den Ofen ablecken!" Alle lachten mit, aber mir tat der Mund zu weh.

Ich werde es ihnen heimzahlen, es ist noch nicht soweit. Die Schwellung ließ bald nach, später erst habe ich erfahren, daß man dieses Zeug zum Waschen braucht und Laugenstein nennt.

Wenn ich so dicht neben Mutti stehe, erschreckt sie sich so, daß sie eine ganze Weile zittert. Sie mag nicht, wenn man sie anschleicht, ich mag nicht, daß sie mich schon oben hört, sie hat dann immer gleich was vergessen, und ich muß flitzen oder mir das Gerede anhören vom Holzhacken, das die Jungs nie für sie machen wollen, über den vielen Dreck, den sie wegwaschen muß für uns, und dann soll ich die Knötchen an ihren Händen befühlen, an den roten, nassen Händen; das mag ich gar nicht! Sie würden sooo schmerzen, soo schwach sein! Wenn sie damit zuschlägt, ist nichts davon zu merken. Ich versuch dann, mich so schnell wie möglich zu verdrücken, geh in den Garten, tanke Frischluft in meine Lungen, schleich vorsichtig zum Kellereingang zurück und riech noch einige Male.

Heute schmeckt mir die Kreide von der Klowand nicht richtig, ich will auch schnell zurück in die Küche, um vom Brot abzubeißen. Hoffentlich ist meine Schwester noch beim Bettenmachen! Als ich in die Küche komme, geht sie gerade ins Schlafzimmer. Die trödelt unheimlich! Ich dreh die Wasserleitung auf, damit sie das Klappern des Brotdeckels nicht hört, schnell hol ich mir einen Küchenstuhl, weil die Dose auf dem Kühlschrank steht und ich mit meinem Mund das Brot nicht erreichen kann, dann beiß ich fix den Zipfel ab, dreh den Wecken um, und überleg, ob's genug war. Ich hab aber noch viel mehr Hunger, beiß also auch vom zweiten ab, nehm mir den ersten vor und knabbere auch noch das andere Ende an, dann steig ich schnell vom Stuhl. Mein Mund ist voll vom knusprigen Weißbrot. Ich wisch die Krümel mit dem Handrücken von den Lippen, kau und kau, während ich die Hände wasche. Den Stuhl hab ich wieder an seinen alten Platz gestellt; sie kommt zurück, ich kann das

Zeug grade noch schlucken, ohne daß sie's merkt, dann fragt sie, wie es mir gehe, und sag, daß mir schlecht sei und ich Ruhe brauche und schleich zurück in mein Bett.

Ich war soeben etwas eingedämmt, es dauert jetzt länger, vielleicht weil ich nicht mehr müde bin, ich muß vor dem Einschlafen ein oder zweimal mit meinem Zipferl spielen, weil ich davon müde werde, da hör ich meine Schwester in der Küche heulen: "Ich war das nicht, nein, Muttilein, bestimmt nicht!"

"Wer war das?" Einige meiner Geschwister sind nach Hause gekommen, ich hör immer, wie sie sie fragt, ob sie es waren, und dann sagen sie: "Nein, Muttilein, bestimmt nicht! Ich war gar nicht zu Haus!"

"Doch, du warst vor mir da!"

Nein, meine Schwester muß es gewesen sein, und dann Mutti wieder mit: "Ich tu euch bestimmt nichts, sagt mir, wer es war! Keiner war es. Ich hör den Teppichklopfer hinterm Schrank knistern und dann immer weinerlicher, immer lauter die Geschwister: "Ich war's aber bestimmt nicht!"

Ich tu euch nichts, wenn ihr mir sagt, wer es war, oder ich verdresch euch alle! So ein verlogenes Pack! Feige Bande!"

"Aber Mutti, ich bin ja nach dir nach Hause gekommen! Wir sind zu zweit gekommen! Er weiß, daß ich es nicht war. ja, das stimmt!" – "Also warst du's! Sag's jetzt! Ich tu dir nichts! So sag doch schon!" – "Aber ich war's wirklich nicht!"

"Die ist viel zu klein, das war ein großer Mund, seht euch das an, das mußt du gewesen sein, du warst die ganze Zeit allein zu Haus!" Sie heult auf, die Schwester: "Ich war es aber bestimmt nicht, Muttilein, bitte glaub mir!"

"Dann war es wohl der heilige Geist! Ihr verdammten Gören, daß ihr immer lügen müßt! Dir werd ich's zeigen!" Sie heult, die Schwester! "Muttilein, glaub mir, so glaub mir doch, bitte, ich hab, aua, das Geschirr, au-au, glaub!" Es klatscht gewaltig, klingt dumpf, endlich hat sie ihre Strafe und nicht die schlechteste. Sie schreit noch immer, daß sie es nicht

war und: "Muttilein, so hör doch auf, glaub mir, mein Muttilein." Aber Muttilein wird immer wütender: "Auch noch lügen, du Aas!" Und schlägt und schlägt, sie macht das recht gut heute, war ja auch lange an der frischen Luft. Meine Schwester, die Ziege, bekommt kein Abendessen, weil es ihr so zusteht, sie muß gleich ins Bett und heult so laut, daß ich nicht schlafen kann. Mutti kommt zu mir, weil mir langweilig ist und ich deshalb gestöhnt habe, sie sorgt sich sehr, fragt mich nach den Schmerzen. Ich mag nicht mehr im Dunkel liegen, sie bettet mich auf die mit einem weichen Kissen bezogene Bank im Wohnzimmer, mein Bruder liest mir was vor, ich fühl mich recht wohl, vor dem Essen fragt mich Mutti, ob ich Appetit habe, ich sag: "Ein bißchen", weil es Tomatensauce mit Kartoffelpüree gibt und ich das wahnsinnig gern esse. Mir wird ein Lätzchen umgebunden wie einem Kleinkind; es ist wunderbar, so verwöhnt zu werden. Wenn sie immer so rücksichtsvoll wären, würde ich sie alle viel lieber mögen, als jetzt. Ich weiß ganz gut, wie es aussehen wird, wenn ich wieder gesund sein muß; und morgen muß ich, wenn ich nicht noch mal untersucht werden oder gar ins Krankenhaus will. Meine Schwester schluchzt erbärmlich, sie wird sich jahrelang an diesen Tag erinnern! Vielleicht sieht sie jetzt ein, daß man Mutti nicht zu sehr vertrauen soll, weil sie falsch ist wie Rotz.

Nach dem Essen knipst Mutti das große Licht aus, die Stehlampe an, nimmt den bis zum Rand mit zerlöchernten Strümpfen vollgepfropften Korb und stopft. Ich finde ihre Stimme so entsetzlich blöd, aber sage, sie solle uns doch was vorsingen. Sie behält nur die Liederanfänge; wenn sie in den höheren Regionen schwebt, kann man sich die Melodie nur denken, dann ist nichts mehr zu hören. Sie merkt nie, daß ich sie damit auf den Arm nehme, hat auch nur zwei Lieder drauf: *Droben steht die Kapelle, blicket weit ins Tal hinab*, und dann ohne Text weiter, weil er ihr ab jetzt fehlt, *nananaaa nananaa*, und jetzt ganz hoch, *nananaaa nananaa*. Und dann noch das schönere, weil man den Kuk-kuck mitsingen kann: *ein Schäfermädchen wei-de-te*, Luft holen und jetzt hoch trillern, *allhieieraufgrüüner Weid*, dann fehlt der Text, *dada dada dada dada, dadaa dadaa dada*, das wird gesungen wie der erste Satz, *dann sieht er da im frischen Mut, dem kleinen Schäfermädchen zu*, und jetzt alle: *kukuu kukuu kukuu kuku, kukuu kukuu kuku*.

Das Kuuu summen wir mit. Meistens singt sie nur, wenn wir in den Betten liegen und keiner ihr ins Gesicht schau'n kann, weil die Großen immer lachen, aber heute singt sie bei voller Beleuchtung. Manchmal schluchzt meine Schwester noch dazwischen in den Pausen, die Mutti vor den Ansätzen braucht, langen Pausen, denn sie zieht mehr Luft ein als ihre Stimme jemals hergeben kann. Brüllen kann sie gut! Ihr Organ ist laut und durchdringend und nicht zu überhören, wenn sie schimpft, ich weiß immer, wo sie steckt, sehr unvornehm.

Weil Samstag abend ist, stopft sie noch lange unsere Strümpfe. Am Sonntag hängen über jedem unserer Stühle frische Wäsche, gestopfte Strümpfe, Socken, gebügelte Hemden, Blusen, Röcke, Kleider, mir ist momentan alles zu klein, nur die geerbten Kleider sind zu groß, es ist schrecklich. Meine Lieblingshosen soll ich nicht zu oft anziehen, aber in den Ferien darf ich. Wenn es zu warm ist, um Hosen zu tragen, sag ich einfach, ich hätte Halsweh, dann brauch ich nicht diese verdammten Konfirmationsröcke anzuziehen, die man mir vererbt hat, sondern eben meine Männerhosen, die wir aus Amerika vom Mann meiner Tante Do bekommen haben. Sie sagt "Jeans" dazu, ich bin die einzige im Ort, die solche Jeans hat. Meinem Bruder passen sie auch, wir kämpften darum. Dabei hat er mir auf die Brust geboxt, ich hab unheimlich laut geschrien und an der Stelle gerieben, bis Mutti kam, die ihm eine kräftige geknallt hat. Wehe, wenn er das noch mal mache, ich sei doch ein Mädchen — seitdem gehören die Hosen endgültig mir.

Die anderen müssen schlafengehen, ich darf noch am Sofa liegen bleiben, auf der Bank und Mutti Gesellschaft leisten. Sie zieht meterweise Stopfgarn über die Löcher, redet, erzählt aus ihrer Kindheit — läßt mich ziemlich kalt — sagt zwischendurch, ich sei ihr liebstes, schwierigstes Kind, ihr Sorgenkind, ich könne doch so lieb sein, wenn ich wolle, sie hört mit der Sabbelei gar nicht auf, ich schick sie eine Wärmflasche holen. Als sie mir die Flasche auf den Bauch gelegt hat, nimmt sie mein Gesicht zwischen ihre Hände, so fest, daß ich den Kopf nicht mehr rausdrehn kann, so nah an meinem Gesicht, daß ich die grauen Flecken in ihren Augen sehe. Ich hasse das, ihr stinkender Zigarettenmief zieht bis in mein Gehirn, mir tränen die Augen, und da macht sie sich lustig über mich oder sonst was, heult beinah mit.

"Du hast die Augen deines Vaters, mein Kind! Genau die gleichen Augen!" Ich kann nicht verstehen, warum er sie gemocht haben kann, wenn ich ihm so ähnlich sein soll; es ist mir einfach unbegreiflich, wie man mit so was Kinder machen kann. Ich bin froh, daß er tot ist und ich ihn nie kennengelernt habe. Entweder hätten wir uns beide gegen sie verbündet, oder für mich wäre es die heißeste Hölle auf Erden geworden!

Nachdem sie das von Vatis Augen gesagt hat, sieht sie mir noch viel zu lange und ohne etwas zu sagen ins Gesicht. Es ist schrecklich, weil ich nicht weiß, wohin ich blicken soll. Dann stöhnt sie noch mal ihren Duft in meine empfindliche Nase, erhebt sich mühsam von den Knien, fällt rückwärts in den weichen Sessel — "Ach ja!" Nun stopft sie wieder Zigaretten und Strümpfe.

Wir gehen auch schlafen. Mutti schnarcht bald unverschämt laut, zwischendurch schnappt sie nach Luft oder ihren Klüten in der Kehle, wacht davon auf, macht Licht, kramt ihr Taschentuch unterm Kopfkissen hervor, zieht den Rotz hoch und spuckt recht vernehmlich den neuen Qualster zu dem alten, verpackt alles wieder unter ihr Kissen, nachdem sie sich die zusammengezogenen Lippen damit abgewischt hat. Mich reckt's davon jedesmal. Ich kann so wütend werden, daß ich in mein fest vor den Mund gepreßtes Kopfkissen brülle, bis es in meinen Augen rot blitzt. Das kann ich leider nur so lange machen wie sie hustet, weil sie dann die Nebengeräusche nicht hört. Dabei schlag ich ganz wild mit den Beinen unter der Decke. Wenn sie erst mal wach ist, dauert es eine Weile, bis sie wieder schnarcht. Sie stöhnt im Dunkel, wälzt sich von einer Seite auf die andere und dann — wieder Licht, die Bettdecke fliegt im gezielten Schwung gegen das Fußende, plumps, mit beiden Beinen gleichzeitig auf den Boden, stapf-stapf-stapf durch die Zimmer, "der Trampel" sag ich zu meinem Kissen. Auf's Klo geht sie, und das schlimmste, sie stinkt auch noch vorher, und das bestimmt nicht rücksichtsvoll, wie wir das machen, wenn andere dabei sind; sie meint wohl, sie dürfe uns die Luft verpesten. Wenn man sie auslacht, lacht sie auch däppisch, sagt, ihr Magengeschwür brauche das, es schmerze sie angeblich, wenn sie die Luft drinnenbehalten muß. Ich kann ihre Geräusche nicht mehr ertragen, liebendgern würde ich ins Schwererziehbarenheim gehen, aber sie wird mich sicherlich nie dorthin

schicken, ich muß schon selbst versuchen, mein Leben neben ihr erträglicher zu machen.

Vorhin, als ich so auf der Bank lag, die Wärmflasche unter meinem Bauch, konnte ich meinen Bruder im Bett sehen, er sah mich auch und grinste komisch. Ich kann diesen schmalen, speckigen, rotlippigen Mund nicht mehr ertragen, diese gottsverdammten Schweinsaugen! Die Tür zum Jungszimmer stand einen Spalt offen, der Lichtstrahl unserer Stehtischlampe fiel genau auf sein Bett. Er hat die Hand unter der Decke gehabt und immer rumgefummelt, sein Gesicht war feucht und rot, seine Nase glänzte, und dann hat er die Decke gelüftet, mir ganz vorsichtig das Ding gezeigt, es war auch so knallrot und spitz wie sein Gesicht. Ich kann dieses Vieh nicht mehr ertragen! Dann, nach einer Weile, Mutti saß hinter dem geöffneten Türflügel mit dem Rücken zu ihm (er hat mir die Taubstummensprache beigebracht, die Buchstaben, die man mit den Fingern macht, wir haben uns schon oft bei Tisch verabredet oder uns witzige Sachen erzählt, denn die anderen können sie nicht), dann hat er mich in der Taubstummensprache *morgen* gefragt, *wollen wir morgen spielen?* Ich konnte nicht mit den Händen antworten, Mutti hätte mich gesehen, so hab ich die rechte Augenbraue hochgezogen, die Unterlippe dick gemacht und vorgeschoben. Ich hasse seine egoistischen Spiele allmählich, und die Erzählungen von den dicken Weibern mit den Hängebussen ebenfalls, die er immer alle gleichzeitig anfassen will. Fette Hintern und Wespentaillen mag er auch, er ist ein geiles Schwein, eine rotunterlaufene Drecksau! Ich werde das auch in mein Tagebuch schreiben, aber verschlüsselt, so daß es niemand lesen kann.

Mutti hat mir nach dem letzten Besuch bei Onkel Arbs, der in Waldon wohnt, das Tagebuch mitgebracht. Ich hatte mir immer so sehr ein Tagebuch mit Schlüssel und Schloß gewünscht, damit ich alles aufschreiben und hineinzeichnen kann, was mir einfällt. Ich schließe es dann ab, und den Schlüssel trag ich an einem Kettchen aus Muttis Geheimlade um meinen Hals. Das Buch liegt im Steingarten in einer der Blechdosen. Die Texte, die keiner lesen dürfte, hab ich über zwei Seiten geschrieben, die Seiten in ganz verzwickelt gezeichnete Kästchen aufgeteilt, Kreise mit Ecken zum Beispiel oder übereinanderliegende Sterne. Dann hab ich irgendwo angefangen, über die Gefühle zu schreiben, wenn mein Bruder mein Pipi anfaßt, oder ganz genau

beschrieben, wie es ist, wenn mir so heiß wird, und daß ich das gern mag, und dann schimpf ich über Mutti auf Teufel komm raus, so wie es mir behagt. Ich hab auch, wenn mir die Worte fehlen, kleine Zeichnungen gemacht, die ich aber dann teilweise wieder zustrichle, weil es ja doch sein kann, daß jemand diese Sachen einmal sieht. Oder ich radiere eine Zeichnung aus, die ich zuvor fest ins Papier grabe und immer wenn ich Lust habe, kann ich sie nachziehen und wieder anschauen. Ganz zum Schluß zerreiße ich die geschriebenen Sachen noch einmal in kleine Fetzen, die ich auf zwei neue, mit anderen Sternen und Kreisen vollgezeichnete Seiten klebe. Und damit ich, falls ich Lust habe, die Dinge zu lesen, nicht so lange nach den Zusammenhängen suchen muß, hab ich die Sterne und Kreise in irgendeiner Ecke numeriert. Ich lese immer nur in meinem Versteck, hab dabei die Hand in meiner Unterhose und spiel mit meinem Tier, als würde ich es nicht kennen, konzentriere mich gewaltig aufs Lesen. Dann kommt endlich der Moment, wo ich nicht mehr lesen kann, weil ich die Augen schließen und meine Finger noch viel schneller bewegen muß, so schnell, bis ich am ganzen Leib zucke und dann wieder ruhig und müde werde; nur ganz tolles Herzklopfen hab ich, und meine Finger sind naß. Das weiße Zeug riecht ein bißchen komisch, ich muß meine Hände mit Erde abreiben, weil es sein kann, daß sie den Geruch kennen, das wäre sehr schlecht für mich, denn es ist verboten, da unten rumzuspielen. Ab und zu muß ich das Buch mit ins Zimmer nehmen, dann mal ich mit Buntstiften Mickymäuse, Mutti findet sie gut und freut sich, daß ich so liebe Dinge ins Buch reinmale. Wenn die wüßte!

Sobald sich meine Wut in Magenschmerzen oder Heulkrämpfen Luft machen will, geh ich lieber in mein Versteck, schreib in mein Buch, da kann ich fluchen, so lange ich lustig bin: die Muttersau hat einen Blutegelpopo mit vertrockneten Unterhosenwickeln — meine Geschwister, dieses Kotzvolk, sind Eiterbrustsauger, durch ihre Schädel donnern die Mutterfütze.

Also, sie schnarcht, hindert mich am Einschlafen. Ich bin nicht mehr richtig müde, aufstehen kann ich auch nicht, so stöhn ich noch ein bißchen rum. Ich muß wohl doch geschlafen haben, plötzlich bin ich hellwach, ich seh in der dunklen Ecke hinter dem Kachelofen, der bis unter die Decke reicht, eine Figur, sie bewegt sich. Mir ist heiß vor Angst, es ist unheimlich still, alle schlafen. Wo ist Mutti? Ich stell mich in

meinem Bett gegen die Gitterwand, die Muttis Bett am nächsten ist, kann sie aber nicht sehen, ihr Bett ist leer, doch hinter dem Ofen bewegt sich etwas, ich sehe eine Gestalt. Die Straßenlaterne, die vor unserem Haus in der Kurve steht, wirft ein wenig von ihrem Licht nur gerade in diese Ecke, so kann ich ein buckliges altes Weib, das sich in lange schwarze Röcke gehüllt hat, die am Boden nachschleifen, sehen. Ein großes Tuch ist um ihren Kopf geschlungen, ich soll sie wohl nicht erkennen! Ich hab solche Angst, sie kommt auf mich zu, nur noch einige Schritte ist sie von mir entfernt. Mir bricht der Schweiß aus allen Poren, rinnt mir den Rücken runter. Die Alte kommt näher, ich will schreien, meine Kehle ist wie zugeschnürt, ich krieg keine Luft, klammer mich an die Gitterstäbe, preß komische Laute durch meine Lippen, endlich, wie sie schon ganz nahe ist und nach mir greift, wie ich in ihr Gesicht sehen kann, in dieses verteufelte Gesicht meiner Mutter, da kommt ein Schrei aus mir und dann noch einer, ich brüll und brüll und heul und schrei und strampel vor Wut, weil keiner Licht macht. Die Hex verschwindet hinter dem Ofen, dorthin, woher sie gekommen ist. Mutti bewegt sich endlich, tut, als ob sie geschlafen hätte, erschrocken springt die falsche Sau aus ihrem Bett, zittert ganz aufgeregt, diese verdammte Heuchlerin, will mich in ihre Arme schließen, ich könnte ihr in den Bauch treten, bis ihr Nachthemd blutig wird. Sie will auch noch hören, was war, was denn um Gottes willen passiert ist!

"Geh doch noch einmal hinter den Ofen!" schrei ich sie an, aber nein, die Vorstellung allein, daß sie dann vielleicht noch mal das Licht auslöscht — aber sie geht zum Ofen.

"Wo hast du die langen Röcke gelassen, das Kopftuch, du Lügnerin!" Sie schüttelt den Kopf, geht zum Ofen, schaut dahinter, natürlich ist da nichts!

"Guck doch selbst nach!" *Ich hab solche Angst davor, neben ihr auf dem Boden stehen zu müssen, auf dem gleichen Teppich, wer weiß, ob sie dann nicht das Licht ausmachen würde! Ich hasse, hasse, hasse sie und will sie irgendwann umbringen! Ich möchte Flügel haben und fliegen können, sie sollte irgendwo wohnen und alle anderen Mütter auch mit ihren Kindern. Ich würde durch alle Räume fliegen, nur nachts, die Kinder mit meinem vergifteten Atem anblasen, dann müßten erst die Kinder tot sein und*

dann die Mütter beim Anblick ihrer toten Lieblinge vor Gram krepieren, steif wie die Haselnußsträucher sollten sie umkippen, sich im Fall die Schädel einschlagen an den Nachtpöten, Bettkanten, Leselampen, Wasserleitungen, Zimmerspiegeln! Ich werde ein fliegender Hund sein mit schneeweißem Fell, das im Mondlicht glimmert und flimmert, mit spitzer Schnauze. Mit weit nach vorn, nach hinten gestreckten Pfoten, buschig aufgedrehtem Schwanz werde ich durch die Räume fliegen, in denen die schlafenden Kinder liegen, gesunde, kranke, alle schön aneinandergereiht in weißen Kinderbetten mit Gitterstäben, Babysalben, Teddybären, Puppen und bunten Bällen, mit denen sie noch einige Stunden zuvor auf der Wiese gespielt haben. Ich werde meine zugespitzten Vorderzähne in die aus dem Schlaf erwachenden Augen treiben, ihnen die dünnen Hälse anbeißen, damit sie alle verbluten, gesunde und kranke, damit es auf der ganzen Welt keine Kinder mehr gibt und somit auch keine Mütter; ich will dann der Hund bleiben, der wunderschöne weiße, und mit glänzenden Flügeln über die höchsten Berge fliegen, über Kirchtürme, wenn der Mond scheint, über den tiefsten Seen werde ich schweben, meinen schlanken Leib darin spiegeln, mich wunderschön finden, alle sollen sie Angst haben vor dem grausam schönen Vieh!

Ich heul in mein Kopfkissen und denke noch eine ganze Weile an mich schönen Hund, nur so kann ich die Angst vor Mutti vergessen, den Haß bewahre ich mir auf, bis der Tag kommen wird, an dem ich ihr, nicht nur ihr, allen alles heimzahlen kann, was sie mir Böses angetan haben. Ich werde sie alle so lange piesacken, bis sie nur mehr verschmolzene Häufchen sind, irgendwo auf den Hügeln, die um unser Dorf liegen, ganz unscheinbar grau wie verwaschene, ausgelaugte, verwitterte Hundewürstchen.

Am folgenden Morgen ist Muttis Laune schon wieder gefallen. Sie lärmt wie immer und ist ungenießbar bis zur Zigarette, die sie nach dem Frühstück raucht. Noch mehr Grund, auf sie sauer zu sein! Sie kommt wieder an mein Bett, preßt ihren Kopf gegen meine Wange, mir sträubt sich das Fell, ich hätte kein Fieber mehr, sagt sie, wir brauchten keinen Arzt, ich solle aufstehen, sonst käme ich bloß auf dumme Gedanken. Sie betet ihren Lieblingsspruch: "Mit Arbeit fängt der Morgen an!" Ich im stillen — "das Himmelstor ist aufgetan für dich Arschkuh, damit du mit

einem Fußtritt vom lieben Onkel Petrus durchfliegen kannst, gegen die Erde knallst". Es kommt so weit, daß sie mir die Decke, die ich mit aller Kraft festhalte, wegzieht. Ich muß gewaschen werden, diese Prozedur läuft vor den Augen der anderen ab, kein bißchen Schamgefühl hat die Alte, aber wenn ich zusehe, wie sich mein Bruder Seifenschaum vom Gesicht schabt, im Unterhemd dasteht, verjagt sie mich. Na ja, sie spinnt eben! Ich muß mich eiskalt von oben bis unten waschen lassen, sie schlägt den Waschlappen gegen meine Haut, wäscht mich auch zwischen den Beinen, nichts ist mir widerlicher als das, dann ruffelt sie mich wild und schnell ab, packt mich auf einen Stuhl, reißt mit der Metallbürste, an der sie sich die Hand aufgeratscht hat, über meine Kopfhaut, kratzt Striemen mit dem Kamm unter die Haarwurzeln, es ist wirklich sehr verwunderlich, daß ich immer noch meine langen, dunklen Zöpfe behalten habe. Gott sei Dank ist inzwischen ihr Kaffee durch den Filter geronnen, wenn sie ihn getrunken und eine gestopfte Hülse geraucht hat, ist sie wieder lieb. Ich soll heute noch nicht viel laufen, mich auf die Bank hinterm Haus in die Sonne setzen, dort spielen, und später darf ich vielleicht die Heidi besuchen. Ich mein natürlich Wurio, von Heidi hab ich erst mal die Nase voll, sie ist mir zu albern, auf die Dauer unergiebig und einfallslos. Sie spielt zwar alles mit, aber die Spiele und das Wie und Was muß immer ich vorschlagen.

Das wird ein heißer Tag heute, die andern wollen schwimmen gehen, ich darf sicherlich nicht, aber vielleicht kann ich mich nachmittags in meinen Gang schleichen, wenn Mutti schläft. Mein Bruder sagte schon am Frühstückstisch, er wolle heute angeln gehen. Seine Taucherausrüstung ist großartig. Er hat sich eine Unterwasserbrille gebastelt, auch meterlange Harpunen, und besitzt einige der schärfsten Messer. Immer wenn er zum Tauchen war, bringt er Fische mit nach Haus. Ich möchte einmal mitgehen, weil ich eine sehr gute Schwimmerin bin, er hat mich aber noch niemals mitgenommen, alles Wippen nützt nichts. Er ist eben dieses egoistische Schwein, für das ich ihn schon lang gehalten habe, einmal werd ich ihm's zeigen!

Ich spiel ein bißchen mit den Hühnern, die um mich rumgackern. Unsere Prinzessin ist so zahm, daß sie ins Schlafzimmer fliegt und ihre verhutzelten Eier ins Puppenbett legt. Die Federn sind schneeweiß.

Heidi schreit gegen die andere Handwand nach mir. Ich mag sie nicht sehen. Außerdem wird Mutti gleich wild werden, wenn sie so lang brüllt, das will ich noch abwarten. Jetzt schreien sie beide nach mir. Ich geh dann eben langsam ums Haus, über den Misthaufen, hinter den Hühnerstall; hab mich wahnsinnig erschrocken, weil da mein Bruder hockt und grinst, er will Pilze suchen, Morcheln, manchmal gibt's da wirklich welche. Ich denk, er wollte fischen gehen?

Er hätte doch gestern abend zu mir gesagt, daß wir spielen wollten, habe schon die ganze Zeit den Moment abgepaßt, bis er mich erwischt, oder ob ich heute morgen sein Zwinkern nicht gesehen hätte?

Das hatte ich wohl, aber ich verspürte keine Lust, ihm zu antworten, Idiot. Wenn er nicht so groß und stark wäre, würde ich ihn so zusammenschlagen, daß er für sein Leben genug hätte.

Heidi verschwindet vom Balkon, sie geht ins Wohnzimmer, hält endlich die Schnauze, Mutti auch.

"Ob wir uns im Hühnerstall verstecken sollen", fragt mein Bruder, "in der oberen Etage?" Der Hühnerstall ist ein großes, helles Holzhaus mit zwei Stockwerken, eins für Hühner, das andere für Kaninchen. Mutti füttert die Tiere abends, tagsüber ist es unwahrscheinlich, daß sie in den Stall kommt. Wenn sie für die Gackerer was zu fressen hat, schmeißt sie's aus irgendeiner Öffnung des Hauses, spielt selbst dabei Henne, die anderen Federviecher kommen dann. Die Waschküche sei doch besser, weil sie den Hühnerstalleingang vom Küchenfenster aus beobachte, und außerdem könne man sich im Notfall im Nebenraum der Waschküche verstecken, da gehe sie nur rein, wenn sie leere Einweckgläser brauche, das sei im Herbst.

Wir schleichen, zuerst ich, dann mein Bruder, in die Waschküche. Die Luft im Keller ist kälter, als man denkt, wenn wie heute draußen die Sonne scheint. Ich friere sogar ein wenig, als ich die unteren Steinstufen erreicht habe. Mein Bruder geht auf Zehenspitzen voran in die Waschküche. Dieser Steinboden knarrt bestimmt nicht, doch mein Bruder hat Schiß, ich auch. Manchmal dreht er sich nach mir um, zieht seinen fiesen Mund noch weiter in die Breite. Kurz vor dem Kellerraum, der am Gangende liegt, streckt er mir sogar seine schweißige Hand

entgegen. Ich muß sie halten, weil ich etwas Angst vor ihm habe, nur weil er stärker ist. Ich grinse zurück in seine schrägen Schlitzaugen. Noch werd ich mit ihm, dem Schwein, spielen so wie er will, aber einmal bin ich stark genug!

Die Holztür zur Waschküche steht weit offen, über dem Eingang hängen dicke Spinnweben, der Boden senkt sich in der Mitte bis zum Abflußloch. Es ist hell und sonnig in der Waschküche, die Sonne scheint genau ins Fenster, mir wäre lieber, wenn es dunkler wäre, ich hab sein verdammtes Ding doch nie so hell beleuchtet gesehen. Er geht auf den von Mutti schon oft abgeschrubbten Waschtisch zu, der unter dem Kellerfenster steht, lehnt sich mit dem Rücken dagegen, grinst noch breiter.

"Kommst du?" sagt er, zieht sich die Badehose runter, fummelt dann an meinem Tier rum, ich hab keine Lust und frag, ob ich nicht lieber an dem Ding unter seinem Hemd rumspielen solle. Er knöpft sein Hemd auf, zieht das ganze Zeug aus, steht splinternackt, riesengroß dicht vor mir, erst mag ich nicht recht hinsehen, aber dann bin ich doch zu neugierig. Er nimmt das Ding selbst in seine Finger, umschließt es ganz fest, und schon fängt es an, unheimlich zu wachsen. Seine Fingerknöchel sind bläulich wie an einem kalten Wintertag, er umklammert den Wurm, schiebt bei jedem ab einen Knorpel mehr aus der Hand, lila Hautschichten, die sich steif aufgehängt gegen die Deckenbalken richten, an der Spitze die Kuppel, der zehnmal so große Schädel von Heidis Spulwurm. Er schiebt die Hautschichten über den Wurmeib, über den Knorpel, über den Schädel, bis er blind ist, dann läßt er ihn, feucht glänzt er, wieder frei aus dem Schal und sagt, ich solle noch näher kommen, ganz genau zuschaun, ich müsse auch mal auf- und abmachen, aber ganz vorsichtig und langsam, ich wüßte ja warum. Er setzt sich auf den Tisch, mein Gesicht ist in gleicher Höhe mit dem Wurm, den er mir entgegenhält, in meinen Mund schiebt. Mir ist kotzübel, ich hab dies verdammte Würgen in meinem Hals. Er hüpf, der Wurm füllt meinen Mund bis in die hinterste Zahnücke, bis zum Gaumenzäpfchen, bis unter die Zunge schlüpft er, der Bruder springt einige Male mit seinem Hintern auf und ab, dann verschließt es mir die Gurgel. Gegen meine Augen drückt der weiße Schaum, aus meinen Nasenlöchern quellen die klebrigen Tropfen, die zähen Fäden kriechen über meine Lippen, ich kann nicht schreien, ich ersticke, ich will das Ding aus meinem Mund reißen, ich will weg, es

stinkt, vor meinen Augen wird es dunkel, ich weiß nicht mehr, was mit mir ist, ich klebe in der Dickmilch, meine Füße gleiten aus, ich fall in die weiche Klebe, die mich zudeckt, will mit meinen Armen schwimmen, sie liegen träge am Boden neben mir, mein Mund ist bis an die Lippen voll, ich muß ersticken, und dann weiß ich von nichts mehr.

Wie lange ich so am Boden gelegen habe, kann ich nicht sagen. Mein Bruder ist verschwunden, alles was von ihm geblieben ist, ist der Schleim in meiner Mundhöhle, über mein Gesicht hat er sich gelegt und da, wo er getrocknet ist, spannt und brennt die Haut, stinkt so grausam, daß ich immer wieder den Knoten in meinem Hals zurückdrängen muß. Ich kann's nicht mehr aushalten hier unten, ich will raus. So schnell ich kann, klettere ich auf den Holztisch, wo er gesessen hat, reiß das Kellerfenster auf, bin in der Betonvertiefung vor dem Fenster, zieh mich an der Wand hoch, stolpere über den Weg, der ums Haus führt, schleif mich mit letzter Kraft über die Wiese, hinter den Kastanienbaum, und dann kommt es endlich aus mir, vorweg dieser Scheißsaft und dann die ganze Blinddarmdiät. Immer wieder knotet sich mein Magen zusammen, bis ich in die Knie gehen muß; endlos lang quäle ich mich, dann hab ich nur noch den einen Wunsch, mir den Mund, die Hände, die Augen, alles das zu waschen, was er berührt hat mit seinem gottsverdammten Engerling.

Ich kann den Geruch nicht aus meiner Nase verlieren. Wochenlang stinke ich nach Scherling, nach Pilzen, nach zuviel Schokolade, nach geilen Torten, nach Muttis Taschentuch. Ich bin verklebt, verschmiert, beschmutzt bis in den Bauch von dem Saft dieser Drecksau, ich beschließe, daß dies sein letztes Spiel gewesen sein soll, ab jetzt plane ich Rache!

Seit dieser Begegnung bin ich verpestet, ich hasse meinen eigenen Leib, der nach ihm riecht, ich mag meine Spiele nicht mehr, mein Tier nicht. Morgens sind meine Augen von Eiter verklebt, ein Gerstenkorn wuchert aus dem anderen, sogar unter den Lidern. Geschwollen, verbogen mein Gesicht von den Eiterbuckeln unter der Haut. Abszeß unter der Nase, ich leide nie geahnte Schmerzen, immer diese heißen Wattebäusche mit Kamillentee, damit ich überhaupt noch ein bißchen sehen kann. Mutti füttert mich mit Vitamin C-Tabletten, sie sagt, das käme von meinem Kalkmangel.

Am schlimmsten ist der Abszeß, der aus meinem Tier wächst. Ich will Mutti nichts davon sagen, kann aber tagelang nicht laufen, steh morgens als erste auf, weil ich mich alleine waschen will, damit Mutti das nicht macht und mir dabei vielleicht das Geschwür aufreißt, und auch, damit sie nicht mein Pipi sieht, weil man jetzt wirklich erkennen kann, daß ich da unten rumspiele. Ich hasse alle, mich auch. Die Schmerzen sind unerträglich. Eines Morgens hat sie mich heimlich beim Waschen beobachtet, springt aus dem Bett, rast schnaufend auf mich zu.

"Du sollst dir den Hintern auch waschen, wie oft muß ich das noch sagen!" Packt mich am Arm, klatscht mir den Waschlappen gegen den Bauch, scheuert meine Haut, auch zwischen den Beinen und kommt an mein Geschwür. Ich kann nur einmal schreien, mir wird brennend kalt im Gesicht, ich fall zusammen wie eine Schüssel voller Hefeteig, von der man das Tuch genommen hat, wach aber gleich wieder auf aus meiner Ohnmacht. Sie hat sich über mich gebeugt, mit weit aufgerissenen Augen starrt sie auf mein Tier, hat ein Bein von mir in der Hand, zieht es weg vom anderen, ich kann nur mehr heulen, als ich auch hinsehe, alles ist blutig und eitrig. Ich muß zum Arzt, mein halber Popo liegt unter einem Verband, das Ding schmerzt noch tagelang, ich bin vergiftet von dem verdammten Wurmsaft und warte nur darauf, daß ich endlich eines meiner Spiele mit meinem Bruder spielen kann. Mein Plan steht ziemlich fest. Es ist bloß ungünstig für mich, daß Mutti uns so selten allein zu Haus läßt. Sie geht nie weg, gluckt ständig um uns rum, diese alte Henne. Aber endlich geht sie doch mit Wurio, die ich darum gebeten habe, ins Kino. Sie, die auch etwas über meinen Plan weiß, ist begeistert und findet mich trotz meiner Gerstenkörner großartig.

Nach dem Wurm-Spiel in der Waschküche hat mich mein Bruder immer sehr komisch und mit deutlich schlechtem Gewissen von der Seite angesehen. Wir haben danach noch kein Wort zusammen geredet, er ging mir absichtlich aus dem Weg. Heute abend kann er es nicht.

Mutti möchte, daß der Älteste bei uns Kleinen zu Haus bleibt, wenn sie weggeht. Meine beiden Schwestern müssen zur Tanzschule! Daß ich mich nicht totlache! Häßlich und pickelig wie sie sind. Mein kleiner Bruder schläft im Bett der Schwester, mein anderer Bruder im Nebenzimmer. Ich helf meinem kleinen Bruder ins Bett, das endet immer mit Geschrei und

Schlägerei. Der Große im Nebenzimmer ruft, wir sollten endlich die Schnauzen halten, er wolle seine Ruhe haben. Ich sag, ich sei nicht müde, er könne uns was vorlesen, oder ob er etwa keine Lust habe? Er solle sich in Muttis Bett legen, ich krieche in das danebenstehende, neben meinen kleinen Bruder.

Er liest, der Große, die Geschichte vom schwarzen Mistkäfer mit dem winzigen Handköffcherchen, der sich durch Grashalme quälen muß, um ins Dorf zu kommen, der in der Regenpfütze, dem riesigen See, beinah absäuft, dann aber vom Windstoß ans Ufer geschleudert wird, erst lange bewußtlos ist, dann doch noch einmal aufwacht und weiterwandert zur Kirche, weil er denkt, daß es bei den Hühnern im Pfarrhof was zu fressen gibt, weil der Kirchturm so rot aussieht. Meinem kleinen Bruder ist dieser Quatsch zu langweilig, er will was anderes hören, weil wir schon zu alt sind für solche Babygeschichten, aber ich bettel immer "Käfer, Käfer, Käfer". Der Große liest weiter, bis es dem Kleinen zu bunt wird, er im Nebenzimmer in sein Bett geht. Der Große liest und liest, ich hör schon längst nicht mehr zu, beweg mich absichtlich unruhig unter der Decke, kicher manchmal an falscher Stelle, frag, ob er kitzlig am Bauch sei. Er sieht zu mir herunter, Muttis Bett ist viel höher als die unseren. Wir hören die anderen im Nebenzimmer schnarchen, und dann fragt er mich endlich, ob ich nicht zu ihm ins Bett kommen wolle. Mir wird ein wenig grieselig am Rücken, aber da bin ich schon bei ihm unter der Decke, unter Muttis stinkender Decke, auf der harten Roßhaarmatratze, wie ich doch dieses Bett hasse! Mein Bruder löscht das Licht aus. Wir liegen beide mit den Bäuchen nach oben gedreht. Er hat sein Nachthemd hochgeschoben, meins auch, streichelt meinen Bauch und dann gleich mein Tier. Nur am Tage haben wir bisher einmal im Bett gelegen, das war sehr gefährlich, weil mein anderer Bruder dazukam, ich konnte gerade noch unter der Decke verschwinden. Ob er was gemerkt hat, weiß ich nicht, er hält den Mund, weil dieser Bruder stärker ist.

Es ist unheimlich dunkel, Mutti wird noch nicht zurückkommen. Er streichelt mein Tier, ich schieb sein Nachthemd weit über den Bauch, berühre im Dunkel, unter der Bettdecke, dieses stockharte Vieh, er schnauft, heiß und unregelmäßig stößt er die Luft aus seinem Mund, streichelt mich auf eine ganz neue Art, auch da, wo meine Schwestern Brüste haben, nimmt immer ein bißchen von meinem Fleisch in seine

Hände, knetet es, fährt mit seinen Fingern über meinen Hals, mein Gesicht, immer näher kriecht das Schnaufen zu meinen Ohren, es ist der Geist, mein Geist; wenn er zu mir kommt und ich diese Angst habe, dann legt er sich über mich. Er ist schwer, das Abendessen drückt in meinen Gedärmen, sein Penis drückt gegen mein Tier, er will seinen steinernen Stock in meinen Schlitz bohren, es tut mir so weh, daß ich schreien möchte, aber all das gehört zu dem Plan. Er muß gemerkt haben, daß etwas mit mir nicht stimmt und hört auf mit der Bohrerei. Ich nehm das Ding in meine Hand und reiß einmal ganz schnell die Haut, die um den Stab liegt, nach unten. Er stöhnt. In meiner Hand wächst wieder so ein Geschwür aus Stinkmilch, in meiner Hand ist es lebendig, ein Bündel rasend schnell wachsender Zitronen. Mir wird wieder schlecht, ich muß raus aus dem Bett, fang an zu heulen. Mein Bruder hat Angst.

"Pssst!" sagt er und macht Licht; das weiße Laken ist verschmiert mit Blut, mit dunkelrotem Blut, sein ganzer Pint damit verklebt, mein Bauch auch, und vor allem Muttis Bett. Er sieht weiß aus wie Kreide.

"Was jetzt tun? Was ist passiert?" Ich hab kaum Schmerzen, aber ich tu so, als würde mir mein Pipi schrecklich weh tun. Er besieht sich seinen verbogenen Finger, weil es anscheinend daraus blutet. Ich hab den richtigen Moment abgepaßt, an dem er am lautesten schnaufte, als ich so zugepackt und dann mit meinen Fingernägeln gekratzt habe, er hatte mir einmal erzählt, daß das ganze Ding hohl und voller Blut sei, wenn es stehe.

Ich setz mich auf den Nachttopf, fang an zu heulen, leise vor mich hin. Es muß schon spät sein. Mein Bruder geht immer schneller im Zimmer auf und ab, dann zum Wäscheschrank, er sucht wohl saubere Bettwäsche, und bittet mich ganz höflich, ob ich mich nicht waschen könne auf meinem Bauch. Ich sag, ich hätte Schmerzen im Tier und heul noch lauter. "Dumme Ziege", hat er durch die Zähne gezischt. Der wird schon sehen! Bett beziehen kann er natürlich nicht, weil er die richtigen Sachen nicht findet. Die Gartentür quietscht, der Kies unter Muttis Füßen rauscht, sie geht direkt auf den Hintereingang zu. Mein. Bruder wirft die Bettdecke über die dunklen Flecken, sagt: "Verswinde ins Bett", löscht das Licht und wirft sich in sein Bett, ich kann's am Knarren hören. Mir fällt's nicht im Traum ein, mich vom Nachttopf zu erheben. Ich friere, heul weiter so

leise vor mich hin, ab und zu wimmere ich lauter. Zuerst zieht Mutti im Flur den Mantel aus, geht durch die Küche, ist im Wohnzimmer, ich hör, wie sie das Schächtelchen mit dem buntbemalten Deckel aufmacht, den Schieber, den Stopfer und eine Papierhülse nimmt, um sich noch vor dem Schlafengehen eine Zigarette zu gönnen. Die Türen stehen alle offen. Auf mich fällt ein Lichtstrahl von der Stehtischlampe im Wohnzimmer. Ich wimmere etwas lauter, Mutti hat mich gehört. Mir wird auch langsam zu kalt, ohne Schuhe, in dem leichten Nachthemd, auf dem eiskalten Porzellannachttopf. Sie geht ins Jungszimmer, merkt, daß da alle schlafen, und dann steht sie vor mir, sieht auf mich herunter: "Um Gottes willen, was ist denn los? Was ist passiert?" Sie hat für schwerere Fälle einen unheimlich guten Riecher.

"Meine Kleine, meine Jüngste, meine Liebste, wer hat dir weh getan? Komm auf meinen Arm!"

"Aua — mein Bauch! Mein Bauch tut weh!"

"Zeig mir deinen Bauch, mein Gott, alles blutig! Wer war das? Was ist passiert? Erzähl mir doch, den schlag ich tot! Meine Kinder, meine lieben Kinder!" Ich heul wie ein Schloßhund. Sie legt mich auf ihr Bett, ich zieh das Bettuch über mich, so als wollte ich mich einkuscheln. Sie hilft mir, sieht das viele Blut, wird ganz verrückt, schreit wie besessen: "Sag mir, mein Kind, was es auch immer gewesen sein mag!" Sie ist jetzt genauso blaß wie mein Bruder vorhin, fast noch etwas bleicher. Ich sag ihr, wer es war, daß er mich ins Bett gelockt habe, mich unter sich gezwängt und dann gesagt hätte, wenn ich schreie, bringe er mich um, darum habe ich nur leise geweint. "Er hat mir so weh getan!"

Sie heult. "Du Schwein!" Und jetzt muß sie neben seinem Bett sein.

"Ich bring dich um, du Schwein!" Alle sitzen, wie die Männlein im Walde, in ihren Betten, sehen und hören, wie es einmal knallt und dann noch einmal. Sie hat Schaum vorm Mund. Zu dem weißen Strich kann man eigentlich nicht mehr Mund sagen.

"Ich bring dich um! Raus, du Schwein! Du bist nicht mehr mein Sohn! Ich will dich nie wiedersehen, raus, verschwinde! Ich wünsche dir den Tod! Ich bring dich um! Verrecken sollst du!" Sie trommelt mit geballten

Händen gegen ihn, sein Gesicht, seinen Rücken bearbeitet sie. Das Bett knarrt, im Laufschrift haut er ab, Türen schlagen, weg ist er.

Muttilein kommt zurück, alle stehen im Kreis um mein Bett herum, streicheln meine Hände. Meine beiden Schwestern ahnen, worum es geht, sie kamen im dicksten Gestank zurück.

"Mein Töchterlein, es ist unglaublich!" Ich soll sagen, ob er es schon früher versucht hat. Ich sag, daß ich immer solche Angst vor ihm gehabt hätte, weil er mir gedroht habe, mich zu schlagen, aber so etwas hätte er noch nicht gemacht, dafür aber andere Sachen. Ich muß erzählen, sie alle hören zu mit aufgerissenen Mündern, und immer wieder: "Unsere Jüngste, unser Schwesterlein."

Einen Scheißdreck geb ich auf ihr Gekreisch, sie kommen alle noch dran, nur dann sind sie lieb, wenn ich am Verbluten bin oder mir der Schädel eingeschlagen worden ist. Aber wenn sie mich prügelt, die, die jetzt heult und jammert, dann pfeift keine Maus aus dem Loch!

Ich bin hundemüde, täusche einen Erschöpfungsanfall vor und komm in mein Bett. Alle tragen sie mich, jeder will einen Teil von mir schleppen, sie flüstern, schlafen erst sehr spät ein, aber Mutti überhaupt nicht, sie kommt immer wieder an mein Bett, um meine Haare aus dem Gesicht zu streichen, sie legt ihre eiskalte Hand auf meine Wange, stöhnt dabei tief und schwer. Vielleicht hat sie Magenweh, aber ich will jetzt meine Ruhe, solange sie mir nicht ins Bett kotzt, ist's mir egal, ob sie stöhnt. Ich kann mit ihr einfach kein Mitleid mehr haben, dazu hat sie sich von Anfang an zu schlecht benommen.

In den folgenden Tagen sind wir sehr höflich zueinander. Es ist sehr still geworden, mein kleiner Bruder spielt keine Zusammenstöße mehr, meine Schwestern trällern nicht, wenn sie das Geschirr abwaschen. Mutti geht mit mir zum Arzt, er ist sehr freundlich und meint zu Mutti, wenn ihr Mann noch gelebt hätte, wäre so etwas nie passiert. Wir alle haben Schweigepflicht bekommen, Wegen der Familie. Mir ist nichts weiter passiert, "seelischer Schock" nennt Doktor Pilar das, er macht den Vorschlag, daß ich zu irgendwelchen lieben Bekannten reisen sollte. Mutti ist sehr damit einverstanden und will mir etwas besonders Gutes tun, ich darf darum auch zu Onkel Arbs, wohin ich gern wollte. Mutti

packt alles ein, was ich brauche, ich soll so schnell wie möglich fahren. Sie will mir einen Zettel an den Bauch hängen, damit jeder lesen kann, wohin ich fahre und damit ich dort auch sicher ankomme.

Onkel Arbs wohnt in Waldon, das liegt mindestens zwanzig Zugstunden von unserem Ort entfernt. Ich freu mich riesig auf die Reise, über meinen neuen roten Mantel und die von mir extra eng gewünschten Schnürdelsamthosen, die ich sonst nie in dieser Form bekommen hätte. Mutti näht immer noch einige Zentimeter enger an den Beinen, eine unwahrscheinlich gute Hose, ich kann mich kaum mehr bücken und fühl mich großartig. Ich bekomme viele Bonbons für die Reise, die beste Schokolade und endlich einen eigenen Waschlappen, eigene Seife, eine Zahnbürste nur für mich. Alle sind sie traurig und heulen, ich weiß nicht genau, ob über mich oder den blauen Brief, den Mutti bekommen hat. Er war, wie ich später aus den Schnitzeln im Abfalleimer ersehen konnte, von meinem Bruder, der sich darin von uns und dem Leben verabschiedete, der den Ungerechten vergibt, wie es Christus getan hatte, und am Ende von uns gehen wird, ja schon weg ist, wenn wir diesen Brief in den Händen halten werden. Ich durfte nicht mitkriegen, was in dem Brief stand, als Mutti ihn den anderen vorgelesen hatte, ich hörte nur noch, daß sie so was wie: "Fremder Sohn, Untier!" sagte und "nur recht so, will diesen Schandkerl nie wiedersehen, hoffentlich tut er's auch."

Am nächsten Tag kommt ein Mann zu uns ins Haus. Ich kenne ihn und weiß, daß er im Krankenhaus angestellt ist. Er hat mit Mutti allein geredet. Sie geht mit ihm zusammen wieder weg, hat mich aber vorher zu Wurio geschickt. Ich dürfte bei ihr schlafen, wenn ich wolle. Hurra!

Und den Rest hab ich abgelauscht: Mein Bruder hatte den Brief geschrieben. Weil er dichtet, hat er immer Schreibzeug bei sich. Diese Gedichte schickt er an irgendwelche Leute, die er gut findet, die ihn aber nicht kennen, meist an besagte Frauen mit den großen Busen, Lehrerinnen und so. Er hat also unter der Laterne der Gärtnerei geschrieben, die ganz in der Nähe von unserem Haus steht, hat seinen Brief unfrankiert zum Briefkasten getragen und ist zur Gärtnerei zurückgestiefelt. Dort fraß er wohl eine ganze Menge ungelöschten Kalk, und als er dann Krämpfe bekam, die immer schlimmer wurden, schleppte er sich den Fluß entlang in Richtung Krankenhaus, das auch nicht

allzuweit weg ist, wahrscheinlich, um sich dort helfen zu lassen. Aber den Fluß entlang zum Krankenhaus verläuft hinter dem Gebäude die Flußmauer, auf der das Krankenhaus steht, die ist sehr hoch und glitschig. Dort wird er versucht haben hochzuklettern, hat es nicht geschafft, und am nächsten Morgen hat ihn ein Krankenwärter gefunden, weil der immer genau an dieser Stelle, wo mein Bruder lag, die bei Operationen abgeschnittenen Teile in das Wasser werfen muß, und so hat er ihn entdeckt. Er meinte, ertrunken könnte er nicht sein, weil er noch auf den Steinen lag, es wäre wohl der Kalk gewesen.

Mutti ist sehr bleich, aber gefaßt. Sie ist lieb zu mir, wie ich jetzt auch zu ihr. Ich möchte trotzdem bald abfahren, weil sie nachts so unheimlich schreit, daß ich vor Angst nicht schlafen kann. Wir planen meine Reise für den nächsten oder übernächsten Tag. Sie ahnt nicht, daß ich alles über meinen Bruder erlauscht habe, doch Wurio weiß es, aber sonst niemand im Ort. Na ja, Selbstmord, das kommt bei jungen Leuten, die ihre Väter im Krieg verloren haben, gelegentlich vor, eben keine Zucht und Ordnung!

Am Montagmorgen, als es noch sehr früh ist, geht die Sonne soeben auf. Mutti hat mich und meinen anderen Bruder geweckt, er muß wieder ins Internat und soll die ersten vier Bahnstationen gemeinsam mit mir fahren. Wir drei frühstücken zusammen, es gibt sogar für jeden ein Ei. Meine neue Aktentasche steht fertiggepackt neben dem Stuhl, alles Nötige ist drin, sobald werde ich nicht zurückkommen!

Mutti bringt uns zum Autobus, küßt mich mehrmals auf die Wangen und auf die Augen, sie heult, wünscht mir alles, alles Gute, und dann verabschiedet sie schnell meinen Bruder. Die Stufen zum Buseingang sind hoch, mein Bruder schiebt mich rein. Ich sag zum Fahrer, daß er bezahle, wir setzen uns gleich vorn hin, so können wir alles sehen. Wir sind die ersten im Bus und müssen bis zur Abfahrt noch lange warten. Mutti sieht viel älter aus, ihre Haare scheinen schmutzig zu sein, sie sind grauer geworden. Ich finde sie nicht schön, auch nicht in dem schwarzen Kleid, das sie zu Vatis Geburts- und Todestag trug. Ich möchte auch lieber, daß sie jetzt ginge, denn ich weiß nichts mehr zu sagen und schäme mich für sie vor den anderen Leuten.

Endlich fährt der Bus ab in Richtung Bahnhof, er hält unterwegs an jeder Ecke. Der Zug steht schon da, ist beinahe leer. Kaum sitzen wir, da fragt mein Bruder, was ich alles zu essen mitbekommen habe. Wenn ich ihm was abgäbe, würde er mir, nachdem ich wieder von meiner Reise zurück bin, einen Kühlschrank für meine Puppen schnitzen. Ich geb ihm ein Ei, noch eins, dann fragt, er nach "Süß" und bekommt Schokolade. Wenn er frißt, beißt er die Zähne nicht ganz zusammen, schiebt seine Lippen nach unten und oben und schiebt sich mit schnellen, kurzen Stößen die Schokolade in den Gaumen, sie ist im Nu verschwunden. Mit allem Eßbaren macht er das so, am liebsten mit Käse. Ich bange um meine zwei letzten Tafeln und frag, ob's draußen nichts zu sehen gäbe, was er kennt und ich noch nicht. Belehren tun sie alle gern, und er sagt, und grinst dabei ähnlich wie unser Bruder, von dem ich nicht mehr zu reden brauche, er werde mir richtige Hasen zeigen, die laufen hier überall rum.

Der Zug fährt schon eine ganze Weile, wir gehen in den Flur, da sind kleine Sitze zum Hoch- und Runterklappen an den Wänden angebracht. Mein Bruder klappt einen runter, setzt sich zuerst auf den Holzstuh und zieht mich dann auf seinen Schoß. Wir suchen zwischen den vorbeiflitzenden Wäldern, Hügeln und Wiesen nach Hasen. Gleich zu Anfang hab ich tatsächlich einen entdeckt, ich hüpfte auf dem Schoß meines Bruders vor Freude, es ist so ähnlich, wie *Hoppe-hoppe-Reiter*, unter meinem Po fühl ich jenes Häschen, das mein anderer Bruder auch hatte. Dieser Bruder legt die Hände um meine Mitte und schiebt mich immer fester auf seinen harten Stock, bis mir mein Pipi wehtut. Ich hasse dieses Spiel, will runter von seinem Schoß. Mein Bruder schnauft mir heiß ins Ohr und läßt mich nicht los. Ich sag, daß ich mal müsse, er gibt mich endlich frei, ich muß natürlich gar nicht. Vor dem Klo steht ein Mann. Mein Bruder wollte eigentlich mit rein, angeblich um mir zu helfen und um aufzupassen, ob ich auch alleine kann. Gut, daß der Mann dasteht, so traut er sich nicht, und ich darf unbeobachtet die komische Wasserleitung ausprobieren, die nur geht, wenn man ihr am Boden einen Fußtritt verpaßt. Je kräftiger ich trete, desto stärker spritzt sie, bis schließlich überhaupt kein Wasser mehr kommt. Da steht angeschrieben, daß man nur während der Fahrt etwas machen dürfe und das Wasser nicht trinken solle; es stinkt auch ziemlich. Ich blicke in den Spiegel, seit der Bruder weg ist, von dem ich eigentlich nicht mehr zu sprechen brauche, sind auch meine Gerstenkörner verschwunden.

Heute seh ich sehr schön aus. Ich durfte die Haare offen tragen und, damit sie mir nicht immer ins Gesicht fallen, daß ich pusten müßte (Mutti mag das nicht), hab ich ein rotes Samtband umgebunden. Ich trag eine neue weiße Spitzenbluse mit Rüschen an den Ärmeln. Sie ist sehr fein, beinahe durchsichtig, und dazu habe ich meine neuen schwarzen Schnürdelsamthosen angezogen. Schade, daß der Zug so wankt, ich kann mich nur schwer in Posen stellen und muß mich immer festhalten, daher sehe ich meine Gestalt leider etwas verzerrt im Klospiegel. Auch am Klo ist ein Fußhebel, wenn man draufdrückt, macht es noch mehr Lärm hier drinnen. Das Loch, bei uns zu Hause mit Wasser gefüllt, führt bis auf die Schienen, und wenn man muß, fliegt der Salat durch die Felder. Ich will sehen, daß ich später mal machen kann, wenn wir auf einem Bahnhof sind.

Irgend jemand klopft kräftig gegen die Klotür. Daß man nie seine Ruhe haben kann! Mein Bruder sorgt sich um mich. Ich wäre zu lange drin, er müßte auch mal. Als ich aus der Tür will, schiebt er mich wieder mit rein und schließt von innen zu. Ich kann diesen Gestank nicht mehr leiden, und immer wieder fliegen wir gegeneinander. Er macht seine Hose auf, muß mal pischen und fragt mich, ob ich solange den Fußhebel drücken würde; mir bleibt nichts anderes übrig. Er muß gleich aussteigen, hat aber immer noch, auch nachdem er schon längst gewischerlt hat, sein Häschen in der Hand und macht damit, vor meinen Augen, dieses verdammte Auf und Ab. Ich seh nur einmal in sein hochrotes Gesicht, auch er hat jetzt diese glatten, glänzenden Lippen und ein blaugefrorenes Tier. Er fragt, ob ich mal möchte, aber ich will wirklich nicht.

"Dumme Gans!" sagt er, dreht sich zum Klo, bedient selbst den Fußhebel und spritzt den Saft, der in kurzen Abständen aus seinem Rohr sprüht, in das Abzugloch. Ich hab so getan, als würde ich mir die Hände waschen, kann ihn aber im Spiegel gut beobachten, wie er erst in die Knie geht, in die Hocke, und dann anfängt zu zucken, den Kopf nach hinten, das Schnaufen kann man nicht hören, weil der Zug zu laut rauscht. Er holt sich Papier aus dem Fach unter der Wasserleitung, fummelt an seiner Hose rum, dreht sich zu mir, steckt das Ding weg, sagt noch einmal "dumme Gans", macht die Tür auf und geht.

Dieser Arsch. Ich bleib lieber im Flur stehen. Er kommt mit seiner Aktentasche, stellt sich hinter mich, so nah, daß ich ihn fühlen muß, es tue ihm leid, sagt er, er wolle mir einen wunderschönen Kühlschrank schnitzen, wenn ich wiederkomme. Ist mir nur lieb, daß er jetzt aussteigen muß. Ich solle bitte niemandem etwas davon sagen! Diese ausgelutschte Mopshaut, jetzt fängt er an!

Ich setz mich in mein Abteil, will einiges in mein Tagebuch schreiben; ich wirklich dumme Gans hab das Buch in meinem Versteck im Garten liegen lassen, kann nur hoffen, daß keiner auf die Idee kommt, es zu suchen oder überhaupt da unten rumzuwühlen. Am liebsten möchte ich zurückfahren und es holen, aber vielleicht ist es besser, darauf zu verzichten, es wird dort Unruhe wegen meines toten Bruders geben, sie sollen mich nicht noch mehr fragen.

Reisen ist sehr schön, diesmal besonders, weil keiner da ist, der mir sagt, daß ich aufrecht sitzen soll, daß ich nicht mit vollem Mund reden darf, daß ich die Fußspitzen nach außen biegen muß. Ob ich sitze oder gehe, ich hasse dieses überflüssige Gerede. Die Leute im Abteil sind nett, aber dumm. Sie behandeln mich wie ein Kleinkind, stellen furchtbar blöde Fragen. Alles wollen sie wissen. Ein Onkel hat einen Hund mit, das Vieh knurrt immer, wenn ich es streicheln will. Der erste Hund, der mich nicht mag. Dieser Onkel kommt aus Holland, ist schon zwei Tage auf Reisen. Statt der Beine hat er geknickte Hopfenstangen, sitzt mir gegenüber, ich stoß mich immer an seinen spitzen Knien, die er nicht einziehen will. Das bringt ihm wohl Spaß! Er will unbedingt mit mir spielen. Ich soll Blumen malen, immer Tulpen, Tulpen, Tulpen. Als ich eine grüne Tulpe gemalt habe, hat er sich vor lauter Lachen beinahe naß gemacht. Gott sei Dank muß er umsteigen. Der Schaffner sagt mir, daß ich in drei Stunden da sein werde. Ich bin aufgeregt, hab ganz feuchte Hände, und dieses Kribbeln im Bauch, wenn ich an die Ankunft denke. Mein Onkel holt mich sicherlich mit dem Auto ab.

Vor den Fenstern ist es düster. Die Lichter der Dörfer flitzen vorbei. Ich bin müde, weil ich schon so früh aufgestanden bin, aber schlafen will ich auch nicht, das lohnt sich nicht mehr. Die Zeit rast, und dann bin ich da.

Mein Onkel steht auf dem Bahnhof, wir haben uns jahrelang nicht gesehen. Er ist sehr fett geworden, wie immer sehr lieb, drückt mich an seine Brust, daß mir die Luft wegbleibt und ich über den Bahnsteig schwebe, so hoch hebt er mich. Ich soll von zu Hause grüßen. Er meint, er werde dafür sorgen, daß ich das mit meinem Bruder vergessen könne, sagt, daß ich schön aussähe, eine richtige Dame geworden sei; er wolle sich in zwei Jahren von meiner Tante scheiden lassen, um mich zu heiraten. Ich halte nicht viel davon, aber schön ist es immer bei ihm und niemals langweilig.

Er ist Arzt auf dem Lande. Wenn er zu Patienten muß, darf ich immer mit, auch einmal ins Krankenhaus. Er will, daß mir einer seiner Freunde den schiefen Zahn geradebiegt, ich brauch ihn aber noch für Mutti und erfinde eine Ausrede, so verschieben wir es auf später.

Mein Onkel hat ständig Besuch im Haus, er feiert gern Feste. Meine Tante hat mir erzählt, daß er sie mit anderen Frauen betrügt. Er sei sehr rücksichtslos zu ihr, behandle sie wie ein Dienstmädchen; ich muß immer die Streitereien mit anhören, so lange, bis sie heulend aus dem Zimmer rennt, dann lacht er laut und freut sich, daß er wieder gewonnen hat. Meine Tante ist auch Ärztin.

Nachmittags halten mein Onkel und ich den Mittagsschlaf. Sie geht dann Besuche bei Kranken machen, die weiter entfernt wohnen. Wir liegen beide auf dem Sofa im Wohnzimmer, müde und vollgefressen. Sie kocht sehr gut, es gibt immer Fleisch, Nachspeise und Suppe, nachmittags Kaffee, auch für mich; ich bin hier völlig erwachsen, wir reden über alles. Mein Onkel ist nachmittags, wenn wir auf dem Sofa liegen, immer geil, streichelt meine Bruststellen. Ich hab tatsächlich in letzter Zeit kleine Beulen gekriegt, aber nicht so häßliche, wie die meiner Schwestern. Einmal fragt er, ob ich schon meine Tage bekomme. Erst hab ich ihn nicht verstanden, mich dann geschämt, weil ich an meine Schwester damals im Garten dachte, wurde knallrot, stellte mich dumm und wollte ihn nicht verstehen. Er sagt, im Klinischen heiße das Menstruation und erklärt mir, wie das ist mit der Geschlechtsreife, und daß so ein großes Mädchen wie ich alles wissen müsse. Er redet dann vom Kinderkriegen, vom Penis und gibt mir seine Bibliothek frei. Ich kann ihn über alles ausfragen und mir ansehen, wozu ich Lust habe. Die meisten Sachen kenn ich schon von

Vatis Büchern. Ich mag viel lieber mit meinem Onkel praktizieren, wie wir das nennen.

Ich muß im Untersuchungsraum auf der Luftmatratze schlafen, die Wände sind sehr hellhörig und überall an den Türen gibt es Schlüssellocher zum Durchgucken. Nachts habe ich Angst in dem verdammt großen Saal mit dem Sauerstoffzelt, den Röntgenapparaten, Waagen, Gipskneifzangen und anderem Zeug. Der Mond leuchtet durch die weißen Gardinen, und die ganze Nacht lang piesackt mich eine Gelse. Sie summt so laut, daß ich nicht schlafen kann. Ich hab eine Kerze neben mein Bodenlager gestellt, um dieses Mückenvieh zu fangen, aber es will einfach nicht den Flammentod sterben. Am nächsten Morgen bin ich am ganzen Leib völlig zerstoichen. Mein Onkel sagt, das könnten auch Flohstiche sein; brennen tut's hundsgemein, ich bin dauernd am Jucken, bekomm Stinksalbe dagegen, mit der sie mich einreiben. Das Jucken geht weg, trotzdem bin ich jeden Morgen wieder von neuem zerstoichen.

Das Schlafzimmer meines Onkels, er schläft gemeinsam mit meiner Tante in einem Raum, grenzt an das meine. Sie sind nachts furchtbar laut, vor dem Schlafengehen gibt's immer was zu saufen. Die beiden trinken Mengen; bevor sie nicht richtig blau sind, hören sie nicht auf damit, dann streiten sie auch nicht mehr.

Ich schau durchs Schlüsselloch. Es fängt immer so an, daß er zuerst bei ihr mit der Hand fummelt, dann sie bei ihm. Das geht schon los, wenn sie noch am Tisch sitzen, und dann zieht er sie aus. Sie hat immer sehr feine Spitzenunterwäsche an. Das Folgende kann ich leider nur mehr hören, weil das Ehebett rechts vom Schlüsselloch steht. Sie benehmen sich wie Riesenwühlmäuse. Weil sie besoffen sind, denken sie nicht an mich, stöhnen und quieken, wie die Schweine am Futtertrog, und dann quakt auch der Betteinsatz, immer im gleichen Rhythmus: *rit-mus-rit-mus-ri-da-rit-mus-hat-schon-drei-mal-pup-ge-sagt*. Das geht mir unheimlich auf die Nerven! Wenn ich dabei nicht dichten könnte, würde ich verzweifeln. Falls es zu toll wird, zu lange dauert und es mir dabei zu langweilig wird, onaniere ich mit. Aber meist sind sie schnell fertig, ich weiß es, weil das Quietschen nicht mehr zu hören ist, und dann schnarcht er auch schon. Meine Tante ist immer wütend, weil er sofort nach dem Quietschen schnarcht. Sie rast ins Bad, knallt die Türen, geht duschen,

salbt sich den Popo und die Achselhöhlen; wenn sie sich abreagiert hat, geht sie auch zu Bett, will ihn wecken. Er brüllt dann nach seiner wohlverdienten Nachtruhe, schnarcht weiter, sie flennt; morgens hat sie immer noch verquollene Augen, ist still, klagt über Kopfschmerzen, und der alltägliche Krach geht gleich beim Frühstück wieder los.

Manchmal, wenn er zu besoffen ist, um sie im Bett umzulegen, macht er's mit ihr auf dem Teppich. Dabei kann ich gut zusehen, sie machen tolle Sachen.

Zum Erntedankfest will mein Onkel eine große Feier für seine Freunde und einige Patienten geben, und zwar in meinem Schlaflsaal. Er lädt seine Freundinnen ein, meine Tante ihren Grafen. Onkel Arbs sagt, daß sie auch fremd gehe. Es wird wohl stimmen, schön genug ist sie. Mein Onkel hatte früher einen Sohn, der ist ertrunken. Seine Zimmerschaukel hängt immer noch im Untersuchungsraum. Ich hab die lederbezogenen Ringe angebracht, weil ich manchmal das Nest oder den Christushang versuche, aber dazu fehlen mir noch ein paar Muskeln, einfach schwingen oder Kerze machen ist auch schön.

104

Am Tag vor dem Fest darf ich mit Onkel Arbs im Auto nach Waldon fahren. Er öffnet das Verdeck, ich schau oben raus, es geht gut, wenn ich auf dem Vordersitz neben ihm stehe. Er sagt immer wieder, daß ich ihn mit meinem Gehopse beim Fahren störe. Er wird ziemlich schnell sauer! Ich versuch es noch ein bißchen, da saust mir ein Käfer gegen den Mund, ich hätte nie gedacht, daß das so weh tun kann., Seitdem habe ich keine Lust mehr, oben rauszugucken, obwohl mich die Leute dann besser sehen können, die Bauern, denen ich winke, die Schulkinder, die Kühe auf der Weide. Ich hab auch ein Storchennest gesehen, im Holzrad auf dem Dach eines Bauernhofes, und die Störche dazu; einer spazierte wirklich über die Wiese.

Wir fahren nach Waldon, um Sprit zu holen, wie sich mein Onkel ausdrückt. Im eigenen Ort sei es nie gut, solche Mengen einzukaufen, weil die Leute dann neugierig werden, aber er ist der einzige Arzt weit und breit, und sie sind auf ihn angewiesen, er darf sich alles erlauben.

Am nächsten Tag ist die Sprechstunde geschlossen. Der Vater eines Jungen kommt und bittet Onkel Arbs zur Visite. Der Junge hat sich einen

hölzernen Kochlöffel, von dem ein Stück abgesplittert war, beim Hinfallen in den Gaumen gestoßen. Ich kann in den blutigen Mund sehen, da sind ganz weiche rosa Schichten, bis zum Gaumenzäpfchen hinten, abgetrennt. Auch mir tut der Gaumen weh! Dann muß er noch dem Sohn des Pfarrers die Warzen vom kleinen Finger wegätzen, einem alten Mann den vorletzten Zahn ziehen, danach haben wir erst Zeit, uns aufs Fest vorzubereiten.

Das Haus meines Onkels liegt mitten im Ort. Nebenan ist die Schule mit der Turnhalle, aus der wir uns, mit Erlaubnis des Schuldirektors, der auch eingeladen ist, die Ledermatten leihen, die die Kinder für Hechtsprünge und Rollen rück- und vorwärts brauchen. So nach und nach tanzen die Gäste an. Gleich zu Anfang wird kräftig getrunken. Jeder Neuankömmling muß sich drei klare Schnäpse hinter die Binde gießen, vorher darf er nicht rein. Wir haben die Fenster licht- und luftdicht verschlossen. Mein Onkel ist bester Laune. Immer mehr Leute kommen, seine Kollegen, Patienten. Man lacht laut, singt, tanzt, trinkt, raucht. Nach der ersten Stunde sind die meisten schon mehr als fröhlich, die Luft ist zum Schneiden, aber Lüften geht nicht. Wir feiern im Untersuchungsraum, da, wo meine Schlafstelle ist. Das Sauerstoffzelt, die Waagen, der Röntgenapparat sind an die Wand geschoben worden.

Da kommt ein Mann aus der Nachbarschaft, ein Patient meines Onkels, man sagt, "der Alte" zu ihm. Er geht auf zwei Krückstöcken, die er sich unter die Achselhöhlen klemmt. Statt der beiden Beine, hüpft er auf einem am unteren Ende zugespitzten Holzbalken. Damit er bei Glatteis nicht ausrutscht, hat er seinen Bleistift angespitzt. Er soll Läuse haben, danach sieht er auch aus. Sein Gesicht ist zugewuchert von verklebten Barthaaren, die sich um den Mundsperrig nach außen stellen.

Die Gäste johlen, als er in den Raum wankt. Die Frauen kreischen: "Der Alte, die Filzlaus!" Mein Onkel strahlt über den Erfolg. Der Alte muß auf beiden Augen blind sein, sie sehen aus wie zugewachsen, eins ist ein Knorpel, das andere ein dunkles Loch. Mein Onkel legt seinen Arm um die Schultern des Alten, klopft ihm mit dem anderen kräftig vor die Brust. Er drückt ihm ein Glas in die Hand, die der Alte weit von sich streckt, damit zugreift, däppisch grinst, seinen Schädel dreht, so weit er kann, mal links, mal rechts rum. Er setzt das Glas an, grunzt, will

austrinken, alle johlen, weil es leer ist. Er wirbelt im Kreis, dreht sich, der Krüppel; der Alte, der Fleischkreisel, der Mistkäfer hat seine Krücken verloren, surrt, wie meine Fliegen ohne Flügel über der glühendheißen Herdplatte, am Kreuz brummt er, der Käfer, der Kreisel, kreist vom Rücken auf den Bauch, über die Schulter, auf den Rücken, wippt, greift nach dem Kreisel, dem Bleistift, vom Bauch schlägt er auf den Schädel, in seinen Hals, den Bart, den Stoppelstachelbart, in die Warze, an den Panzer, unter dem Stumpf taumelt er, brummt der Bär und giert und lauert aus den stumpfen Augen, Augenstumpf, Holzauge, Leibstumpf, aus dem Stumpf aus dem Leib, bis er liegen bleibt und surrt. Mein Onkel hält ihm die volle Flasche vor die Nase, er sieht sie nicht, bis mein Onkel "da, sauf!" sagt. Er gibt ihm die Flasche, seinen Strunk. Der Alte wühlt den Flaschenhals durchs Haarkraut ans Mundloch, säuft, schluckt, drückt sich mit dem Arm vom Boden weg, biegt sich vor und spuckt den Umstehenden die Hälfte auf die Füße. Einige helfen ihm zu trinken, biegen seinen Hals nach hinten, ziehen an seinen Haaren, öffnen ihm's Maul.

"Sauf!" sagen sie. Er kann gar nicht anders, weil sie das Loch mit ihren Fingern aufgesperrt halten.

"Wenn's nötig ist, kriegt er den Schlauch!" meint mein Onkel, alle johlen.

Ich hab Onkel Arbs so lange mit riesigen Gabeln geprügelt, mit abgebrochenen Haken, brennenden Bügeleisen, zerschlagenen Flaschen, mit Teilen vom Sauerstoffzelt, vom Röntgenapparat, mit der kleinen Waage, hab ihn mit Scheren gestochen, Klingen geschlitzt, Nägeln genagelt, bis er heulend abhaut. Ich schmeiß ihm noch alles mögliche ins Kreuz. Nach einer Weile kommt er zurück mit zwei großen Babypuppen, schenkt eine mir, die andere behält er selbst, um damit zu spielen. Er hockt mit angezogenen Beinen auf der Bank, die Babypuppe zwischen seine Knie geklemmt, einen Rückenwirbel an die Wand gelehnt, vornüber gebeugt, zerrt er an seinem Jackett, beutelt Taschen mit Fingern, führt die Innentasche zu dem Gesicht mit der Öffnung, aus der Kot tropft, den er sich schenkt. Gedämpft bellt er, hündisch, unter seinem Jackett.

Mir wird heiß, ich will auf den Flur, in den Schulhof, auf den Weg. Oben, wo der Wald anfängt, steht ein abgestellter Waggon. Vielleicht hat darin einmal jemand gewohnt, heute ist er leer und dunkel unter dem Schatten der Bäume. Es ist feucht und kühl hier draußen, die Nachtluft angenehm. Da seh ich eine Holztür, die nicht verschlossen ist. Im Inneren ist es stockduster. Ich muß verschnaufen, ganz allein sein, stoße gegen gestapelte Zeitungen, loses Papier. Ein Geräusch, ich bin doch nicht allein.

"Wer ist da?"

"Ich." Das ist eine Mädchenstimme.

"Was machst du hier?"

"Nichts, oder doch, ich suche Bilder."

"Hast du denn Licht? Man kann gar nichts sehen!"

"Doch, ich hab eine Taschenlampe."

"Knips mal an!" Ein Lichtstrahl fällt vor meine Füße.

"Ich kann dich noch nicht sehen, beschein dich mal!" Ich erblicke ein weißes Gesicht unter dunklen, glatten Haaren, ein Mädchen, wohl so alt wie ich. Es trägt lange schwarze Strümpfe, einen schwarzen glänzenden Mantel, den es zugeknöpft hat. Es leuchtet die Wände des Waggons ab, der bis unter die gewölbte Decke mit Papier vollgestapelt ist. Das Mädchen sitzt auf einem Bücherstapel, seine Beine, über die es Lederstiefel gezogen hat, die bis ans Knie reichen, baumeln ein wenig geöffnet, so daß ich das Höschen sehen kann. Ich hocke mich unter sie. Wir lächeln uns an, sie greift nach einem Buch und zeigt mir die Bilder, die sie schon gefunden hat und gern mag. Ob ich ihr helfen will beim Bildersuchen?

Sie reicht mir ein Buch, ich beginne zu blättern, muß fortwährend ihr Höschen anschauen. Neben den Buchseiten und ihrem Gesicht, der einzig helle Fleck. Ich stell mich vor sie hin und frage: "Darf ich dein Tier streicheln?" Sie sagt: "Ja, einen Moment mußt du aber warten, es ist noch nicht naß genug." Dann onaniert sie mit dem Finger. Ich schiebe ihre

Hand weg, streichle langsam über den kleinen, fleischigen Hügel, der in einer glatten Masse schwimmt. Mein Tier brennt, lange vor ihr habe ich das schöne Gefühl. Jetzt ist sie mir lästig. Sie läuft hinter mir her, will mit zu meinem Onkel auf das Fest. Unter der Straßenlaterne bemerke ich, wie schlampig sie ist. Sie darf mitkommen.

Die Gäste sagen, sie kennten das Mädchen aus dem Waggon, es lebe hier im Ort. Ohne Grund falle es manchmal mit den kleinen Fäusten über die Bäume her, die an den Straßenrändern stehen, bis es vor Schmerz und aus Wut über den Schmerz weine. Für ihren kleinen Mädchenleib trinke sie viel zuviel Bier, esse zuwenig. Deshalb spucke es Blut, wenn es kotzen müsse. Nein, nicht lungenkrank; es sei der Magen, hat mein Onkel zu ihr gesagt. Und daß alles egal wäre, sagt sie immer. Einige Worte, die sie sagt, paßten nicht recht zu ihr, weil sie noch ein Kind sei. Kleider, die ein halbes Jahrhundert alt sind, kleideten sie gut, meinen die Leute. Sie trage nie etwas Rotes. Hüte, graue Filzhüte dürfe sie auch nicht aufdeckeln, aber warum nicht? Laßt sie. "Laßt sie", sagt man immer. Ob sie im Sommer Lammfelljacken trägt oder schwarze Skihosen und Skistiefel, wenn andere schwimmen gehen, oder ob sie bei Frost barfuß durch die Straßen hüpfte und dabei singt: *Ist ja alles egal, ich spucke Blut, ach, bin ich wieder besoffen, ist ja zum Kotzen, geht niemand was an, ist ja alles egal, scheißegal!*

Man muß sich dabei den kleinen Mund vorstellen, der so klein ist, daß ich ihn morgen schon vergessen haben könnte. Sie trägt die glatten schwarzen Mäntel ihrer Großmutter. Daß sie stundenlang im dunklen Waggon sitzt, um nach schönen Bildern zu suchen, weiß keiner außer mir.

Die Tür öffnet sich. Lange Zeit sieht man niemanden, doch dann watschelt eine Riesenente, nein, eine Entenfrau, durch die Öffnung in den Raum. Ihr Leib ist ein fleischiger Entenpopo, ein gerupfter, übersät von tausend winzigen, dunklen Talgdrüsen. Sie drückt mit ihrem Popostumpf die Tür ins Schloß, pendelt ruhig mit den abgeknickten Armen, die sich auf ausgedrehte Lappenhände stützen. Sie ist nackt und rosa. Über die muskulösen Arme, über die Brüste, die mit den dunklen Enden beinah den Boden streifen, hat sie ein knallrotes Häkelwestchen gezogen, das in mühsamer Arbeit aus winzigen Blumensternchen zusammengesetzt ist. Zwischen den roten Sternchen schimmert ihre Haut.

Ihr hochgereckter Popo wippt ständig auf und nieder, sie nickt, hat einen mächtig großen Schädel, einen holzgeschnitzten, wallend dunkelrote, fast braune Haarsträhnen um den Kopf, die in der Mitte geteilt sind. Sie blinkert mit faltigen Deckeln, überzieht damit ihre faustgroßen Augäpfel, die sie rundum in den Höhlen dreht, und blickt gütig drein, wenn sie nickt. Sie hat außer diesen mächtigen, breiten Lippen und den beiden ovalen Löchern unter der Nase, die weit aus dem Gesicht schlägt, keine Öffnung im Leib. Sie zieht den einen Arm auf den Rücken, so als wolle sie ihn unter unsichtbaren Flügeln verbergen, greift mit den Waschlappenfingern am Boden im Kreis, legt einen über den nächsten, ihr Leib dreht sich langsam, wendet sich von uns ab, der Tür zu. Sie reckt die Lippen gegen die Klinke, beißt zu, nickt, zieht, zerrt, die Tür klickt, sie nickt aufgeregt, gackert, hopst mit einem Satz, den Rücken uns zugekehrt, in den Raum, und wutsch, ist sie durch die Tür.

"Schade, daß sie weggeht!" Ich hänge in den Ringen.

"Komm doch zurück, Frau Ente!" Sie hat die Tür nicht hinter sich zugemacht. Durch den Spalt kullert der schwere Kopf, schlägt die Nase auf den roten Boden, die Augdeckel klappern, der Kopf nickt, lächelt gütig, nickt ständig. Durch die Tür, die nicht verschlossen ist, drückt sich der Rosaarm, an der Schulter abgetrennt, ohne Häkeljäckchen. Erst die Schulter, die schräg angeschnittene, dann der Oberarm mit dem Muskelpaket, der Ellenbogen, der angewinkelte, der Unterarm, die Lappenhand. Sie schiebt ihn selbst durch die Tür, ich kann es von den Ringen aus erkennen. Ich seh den Türschlitz, davor ist es dunkel. Ihr Kopf ist da, die Hand, an der sie schiebt, — und nickt. Ich klatsche in die Hände.

"Komm doch wieder rein, Frau! Wir mögen dich, mußt keine Angst haben, wir feiern nur!" Sie nickt zu mir hoch, ich winke. Sie holpert durch die Tür in den Raum, rollt vor sich einen zweiten Schädel, schiebt ihn mit dem zweiten Arm, schlägt danach, will den Schädel mit dem Arm zerschlagen. Sie weint: "Ich bin so häßlich!" heult sie. "Ich habe meinen Schädel nachgebaut, damit ich sehen kann, wie grausam ich ausschau. Ich hab ihn rot bemalt, mit Gold verziert, mit einer Perücke zugedeckt — das bin ich! Das ist mein greuliches Maul! Ich bin so häßlich! — uuuuhuhuhu! Ich hab auch meinen Arm nachgemacht, meine Knorpelknotengelenke, meine

Waschlappenhand, die Puddingflossen, ich will nicht mehr leben! Ich will mich zerstören! Auf einen roten Ziegelhaufen schmeißen, bis ich an seinen Kanten zerschelle!"

Ich gleite runter von meinen Ringen, lauf hin zu ihr, streichle ihre Haare auf dem abgetrennten Kopf, ihre vergoldeten Lippen, die seidigen Augendeckel, lach in ihre Kulleraugen, die so lieb dreinschaun. Sie lacht wieder.

"Wie schön sie doch ist!" Sie schlenkert aufgeregt die angewinkelten Flügelbeinarme, nickt mit dem Popo ohne Öffnung, dem mächtigen Schädel mit den vergoldeten Lippen, kullert mit dem abgetrennten Arm den abgetrennten Kopf über den Boden, vorsichtig spielt sie damit, weil sie nicht mehr traurig ist, weil sie mir glaubt, wenn ich sage, daß sie schön ist.

Die Gäste trinken, lungern auf den Ledermatten, rauchen, lärmern. Das Grammophon spielt einen Schieber, viele singen die Melodie mit, deren Untertöne von draußen gedämpft zu hören sind. Der Mond bescheint die Nußbaumblätter, sie sehen hart aus in diesem Silberlicht, sie klirren. Im Schulhof, auf dem sandigen Hügel unter dem Nußbaum kauern zwei Gestalten in den hölzernen Klappstühlen, die mein Onkel in den Hof stellt, wenn er sich sonnen will. Die Vorhänge hinter den breiten Glasfenstern der Turnhalle sind zugezogen. Ich verberge mich im Schatten der Ziegelmauer unter den Glasfenstern. Der kühle Sand des Schulhofs rieselt durch meine Hände. Vorsichtig, wie ein Wurmglied das andere drängt, schiebe ich mich zu dem Hügel, zu den beiden Gestalten. Der Sand leuchtet wie Schnee, die Baumstämme mit den gabeligen Ästen glänzen unter dem Zuckerguß, ich möchte daran lecken. Wenn ich will, kann ich jede einzelne Mauerrille mit den Augen nachziehen, so deutlich ist die Hofmauer zu sehen, die hinter den beiden Gestalten, einmal rund um den Hof bis zum Eingangstor verläuft. Ein Mann und eine Frau sitzen da. Erst ruhig nebeneinander, jeder in seinem Stuhl. Sie hat einen langen weißen Hals, den Mund, der wie ein Lebkuchenherz geöffnet ist, zum Nußbaum hingehalten; Zuckertropfen fallen ihr auf die Zunge. Ober den Backenknochen spannt die dünne Haut. Die Augen sind zwei glitzernde Pflaumen. Meine Tante ist es mit ihrem Grafen. Er ist ein alter Mann, hutzelig klein, trägt ständig ein und denselben dunklen

Anzug. Auf seiner Glatze spielen winzige Leuchtkugeln, wenn er den Kopf bewegt, um in das Gesicht meiner Tante zu sehen. Unter dem Kinn kräuseln sich die Barthaare in lustigen Löckchen, die in Rauhreif getaucht sind.

Wenn sich meine Tante die Nylonstrümpfe von den Beinen streift, knicken die Gelenke um. Zwei weiße Weihnachtswecken liegen flach auf dem Klappstuhl. Mit den nackten Zehen spielt sie im Sand, der durch die Zwischenräume rieselt. Sie bohrt die Zehenspitzen tief in den Boden, verbirgt sie unter den winzigen Körnchen, streckt den Fuß in die Luft; der Sand sprüht im Mondlicht durch das Dunkel unter dem Baum, fällt zurück in den Schnee. Winzige Teilchen funkeln über dem Fuß meiner Tante, bleiben da kleben. Nach einer Weile lehnt sie sich zurück in den Klappstuhl, breitet beide Arme weit von sich, ballt kleine weiße Fäuste, drückt die beiden Arme so weit durch, daß sie wie ein hauchdünner Bogen gespannt sind, biegt den langen Hals starr in die Luft, bis die Haut über dem Kinn zu zerreißen scheint. Sie erhebt sich, gähnt ausgiebig, dreht dabei den Kopf einmal rund um den Hals, wendet sich dem Grafen zu, vor dem sie jetzt hockt, um ihm die Schuhe auszuziehen. Danach fällt sie wieder in den Klappstuhl, der dabei leicht schaukelt. Der Graf spielt mit ihr das Fußbindensandgrabenspiel.

Er hat prächtige Erdbeerzehen, riesengroße Füße. Vier Füße kann ich sehen, wie sie untertauchen im Sand, in die Luft schnellen, sprühen, spritzen, graben. Sand klebt zwischen den Zehen, den Beeren, die so prall sind, daß sie zerplatzen an den Spitzen, zerreißen über den Nägeln. Ein tiefer, dunkler Spalt dehnt die Zehen in zwei Hälften, die Nägel, den Fuß, die vier Füße, die Kindsköpfe, die Kalbsköpfe, die über den Hügelkamm trollen, vor der gerillten Ziegelmauer im Mondlicht. Trippeln zwei Kleine, dahinter zwei Große im Sand. Drückt sich ein Kleiner zum Großen, zu einem im Sand. Schmiegen sich zwei in den Fuß, in den Spalt, in die Kugel mit Pflaumenaugen, Erdbeerzehen, Spaltnägeln, Zuckertränen, Katzenszungen, Lebkuchenherzen, Kräuselbärten, Frosthaaren, Sandteilchen, Nußbaumblättern, Glitzerglatzen, Kindsköpfen, Kalbsköpfen, Tropfen.

Zwei schwarze Schuhe stehen vor den leeren Klappsesseln, schauen hinter dem Ball her, der den Sandhügel runterkullerte in den Schatten unter den Nußbaum.

Auf dem Schulhof schnellte er in die Nacht, spiegelt sich sechsmal in den Glasscheiben der Turnhalle, schiebt die Nasen in die Augen, in die Zehen, in den Schlitz unter dem Nagel; tobt der Gummiball, der Zehenkopf; pendelt durch das Glimmergitter der Nußbaumzweige, prallt gegen den Boden, den sandigen Weg, verdeckt die dunklen Schlitze mit Zuckersand. —

Wenn sie die Augen öffnen, blendet irgendein Licht das Salz. Manchmal sind sie traurig, weil sie die langen Hälse über den eigenen Brüsten gewohnt sind.

Verkapselt gleiten sie, die Zehen weit geöffnet, über die Straßen, die Dächer der Stadt, die mit Schindeln bedeckt sind, mit roten, bemoosten, porösen; gegen den Wind, der lau ist, kaum zu fühlen. Streichen mit nackten Fußsohlen entlang den Dachrinnen-Rillen — links-rechts, unter den Rücken fließt Asphalt.

Sie schweben in der aufgeplatzten Kapsel, bis der Windhauch den Schaum gießt, der das Salz aufbauscht.

Sie singen in einer Sprache, die sie nie gelernt haben. Der Wind versteht. Er treibt sie über elektrisch geladene Kabel an flitzenden Telegrafmasten vorbei in die Biegung der Straße; durch Kurven und Winkel preßt, stößt er sie.

Zwischen ihnen der stumpfe Asphaltgeruch, in dem noch vor wenigen Stunden der letzte Mittag geschürt hat.

Knapp über den Dächern schwimmt der Taumel, pendelt im letzten Lichtkegel der Straßenbeleuchtung am Rande der Stadt.

Es ist aus.

Das Leder der beiden Schuhe fühlt sich kalt an, als ich sie unter meine Arme schiebe, um sie vom Hügel zu meinem Onkel zu tragen. Auch der Mond ist untergegangen, es ist wieder stockdunkel, Ich tapse durch den

Schulhof zu den Eingangstreppe, deren heller Stein noch ein wenig schimmert. Die Tür quietscht, weil ich mich mit aller Kraft gegen sie lehnen muß, um sie zu öffnen.

Die Steinwände zu beiden Seiten des Hausflures fühlen sich rau an, es gibt hier kein Licht. Oben lärmt die Gesellschaft, es müssen inzwischen viele Leute dazugekommen sein, so laut war es vorhin noch nicht. Da sind die ersten Stufen unter meinen Füßen. Ich tapse weiter im Dunkel, bis ich den Lichtschlitz unter der Tür des Festraumes sehen kann, vorbei an ihm, ich muß mal. Das Klo liegt noch einen Stock höher. Es ist ein richtiges Plumpsklo mit Spinnen, Fliegen, diesen dicken Schillerbrummern, und einem ständig beizenden Geruch. In dem Brett, unter dem zwei Kübel stehen, deren Böden mit Torfmull bedeckt sind, gibt es auch zwei Löcher. Eins für Kinder, das andere für Erwachsene. Ich benutze immer das größere Loch. Beim Öffnen der Holztür, in die ein kleines Herzchen geschnitzt ist, damit man die, die zu lange sitzen, von draußen verscheuchen kann, flackert die Funzel, für die mein Onkel extra ein kleines Holzbord über dem Klopapier angebracht hat. Ein Öllämpchen aus Messing leuchtet da.

Ich verschnaufe ein Weilchen über meinem Loch, es zieht hier durch alle Ritzen. Als ich fertig bin, nehme ich die Funzel mit, die anderen können auch ohne sie etwas machen. Ich schließ die Tür hinter mir, sie schnappt ins Schloß, der Schlüssel fällt zu Boden. Ich finde ihn leicht, weil ich die hellen Steinfliesen mit dem Lämpchen ableuchten kann. Da höre ich Geräusche, einige Stufen tiefer aus dem Hausflur. Die Eingangstür klingt, das Gerede wird lauter, es müssen mehrere Personen sein, die da vor sich hinhurmeln. Ich werde ihnen den Weg leuchten! Wenn es Fremde sind, könnten sie sich die Schädel an den rauhen Wänden blutig schlagen. Ich hüpf die paar Stufen runter, bis vor den Untersuchungsraum, bin auch gleich an der nächsten Treppe, die da abwärts fällt. Die Treppen sind eng, auf jeder Etage gibt es Nischen, in denen Marias, gemalt oder gebastelt, hängen. Davor stehen Blumen in bunten Glasvasen.

Jetzt kann ich die Figuren sehen, die von unten auf mich zukommen. Ob sie mein Licht bemerken können, frag ich sie, keine Antwort. Höflich sind sie bestimmt nicht. Ich schau mir die Maria an mit dem Jesulein am Arm,

mit den Schlüsselblumen davor. Da kommen die Leute. Mein Licht halte ich hoch, um zu sehen, ob es Bekannte sind. Als ich diese Gesichter beleuchte, fall ich vor Schreck zurück in die Nische, auf die Schlüsselblumen. Mein Lämpchen fliegt gegen den Steinboden, das Glas zerspringt. Ich hab sie gesehen, die ich jetzt nur mehr hören kann. Vier Männer sind es, vier Wasserleichen. Einmal hab ich eine Wasserleiche mit solchen Augen gesehen; man hat sie erst nach einer Woche oder später an Land gezogen. Sie trug Steine mit einem Kopftuch um den Hals gebunden, und Schnürstiefel ganz eng über den weißen Waden, über dem blauen Fleisch.

Sie reden irgend etwas, das ich nicht verstehen kann, es sind nur dumpfe Laute. Vorbei sind sie noch nicht. Die Augen schwimmen wie Weichteile durch die Luft, sonst kann ich nichts sehen, nur Augen, aufwärts gerichtete Augen, die vorbeigleiten an der Funzel auf dem Boden, die das verflossene Öl gierig verschluckt, eine helle Flamme steht über den Fliesen. Ich verdecke mein Gesicht mit den Händen, luge durch die Finger. Immer noch kommen sie auf mich, auf meine Nische, zu. Ich drück mich in die Vertiefung der Wand. Wenn mich einer von ihnen berührte, wäre ich tot! Schreien darf ich nicht, sie würden mich erwürgen. Jetzt sind sie gleich bei mir. Ich halt das nicht mehr aus, spring aus dem Wandloch, vor ihnen die Treppen hoch, zur Tür, hinter der es schreit und lärmt, ich reiß die Tür auf: "Onkel Arbs, Onkel Arbs, deine Kriegskameraden sind da, die Kriegskameraden!"

Er hört mich nicht, will mich offensichtlich nicht verstehen. Der Qualm flimmert in der Luft, ich weiß nicht mehr, woher das Licht, die Stimme, das Kreischen, das Grölen kommen. Alles hier drinnen ist mit dunstigen Fetzen verdeckt, manchmal scheint es mir, als ob ich ein rotes Blümchen aus der Jacke von Frau Ente schimmern sehen könne. Ich such meinen Onkel. Irgendwo muß er doch sein. Meine Füße treten überall hin: in Bäuche, auf die Geräte an den Wänden, in Bierpfützen, Aschenbecher oder Kippen. Langsam gewöhnen sich meine Augen an das Flimmern hier in dem Schlauch. Leiber sind da, nackte, halb bekleidete, die Lederringe meiner Schaukel baumeln von der Decke. Nichts wie hin! Da oben bin ich am sichersten. Die Tür hab ich hinter mir zugeschlagen, jetzt öffnet sie sich. Meine Ringe! Von ihnen aus kann ich ungefähr sehen und hören, was unter mir passiert. Mein Onkel ist da, er liegt auf einer seiner

Freundinnen, sie machen die Bewegung, die ich abends, wenn das Bett knarrt, nur hören kann. Andere stehen drum rum, stieren, gieren, haben die Hände vorn in den Hosen oder unter den Kitteln.

"Onkel Arbs, deine Kriegskameraden stehen in der Tür!" Ich schrei, spuck auf ihn, er will nicht hören, bis ich von meinen Ringen runterspringe, neben ihm stehe, ihm ordentlich in die Seite trete. Mit einem Schwung ist er auf den Beinen, knallt mir eine mitten ins Gesicht. Ich fang zu heulen an, lauf auf die Ringe zu.

"Huch, die Jungfrau ist auch wieder da!" Er verfolgt mich, erwischt meine Bluse, zerrt daran, bis es knackt, reißt, ein Fetzen hängt mir um die Schultern.

Ein Kollege meines Onkels verteidigt mich, packt ihn vorn am Hemd, sie schreien sich an, die anderen dazwischen:

"Du feister Frosch!"

"Du Nylonhemd!"

"Du Streifenschlips!"

"Du Schillerglimmerkunststoffjackett!"

"Du Autolacklackierererkacker!"

"Du Fingernägelbeißer!"

"Du Weiberhengst!"

"Du Hurenbock!"

"Du, schau doch mal, wo deine Hose hängt, du Eisbeinfresser, du Schwamm!"

"Mach's Maul zu!"

"Von wegen, einen fahrenlassen!"

"Ich meine doch, sie nach Hause fahren!"

"Behalte deine dummen Sprüche!"

"Zeig dich mal von hinten, dein Arsch ist mir lieber als diese feuchte, aufgeblasene Grindwurzel! Durch die Augen fließt's dir schon! Schlucken müßtest du den Schaum!"

"Nimm du doch den Bohrer aus der Tasche!"

Ein Knust Trockenbrot fällt auf den Boden in den Schwarm der Bierkippen. Mein Onkel krümmt sich unter dem Hemd, über seinen Bauch, den Hosenschlitz, der spießt. Kaut.

"Laß die Finger von mir!"

"Friß dein Brot allein, du Schwein!"

Mein Onkel leckt dem Kollegen ins Ohr. Der ballert ihm eine. "Nimm deine dicke Zunge rein ins Maul, sonst knallt's noch mal!"

Er kaut, "blä!" sagt er. "Bäh", sagt er noch mal, "du hast ja Leukämie! Schlag nur zu, macht mir nichts aus, bist doch eher unter der Erde wie ich!"

"Kannst bei mir saufen, bis du umfällst, komm, ich geb dir noch einen aus!"

Irgend jemand sagt: "Da kann man nur mehr beten!"

"Das nützt wohl gar nicht!" ein anderer.

Dann: "Den erwischt's auch noch. Wart mal ab. So 'ne Leiche is a was Scheeenes! Und die vielen Lichtlein und Blüüümelein und Bierchen. Zu fressen gibt's. Prost!"

Alle trinken auf den Tod. Sie reden weiter: "Ich hab keine Angst davor. Wenn man sich nicht fürchtet, tut's nicht weh. Wer die Binde nicht ehrt, ist das Küssen nicht wert. Keine Hose ohne Schlitz. Drauf ist besser als ... bin ich dagegen. Gut gelebt, geliebt, gesoffen, gestohlen! Ha! Ha! Ha! Im Winter schweinigen die Toten alle unter einer Decke! Diese Säue!"

"Mir steht der Bizep!"

"Mir was anderes!"

"Sag das noch einmal!"

Ein Oberkörper bäumt sich gegen das Schwein, das zotige Reden geführt hat, eine Faust drischt auf die Nase meines Onkels, noch einmal drauf die Lippen, sie platzen, die Fetzen — die Splitter. Der Kreis um die beiden weicht zurück, sie fallen auf-übereinander, Frauen kreischen. Ich freu mich, daß der Onkel mit dem Fahrenlassen, Toten schweinigeln, Runkelrüben, Brot vorkauen, stehen haben ..

Ein Männlein steht im Walde. Sag, wer mag der Wald wohl sein.

Ich schaukel freudig singend in meinen Ringen über dem Knäuel unter mir. Dem haben sie's gegeben.

Ein Mann liegt mit dem Rücken auf dem Boden. Sie, ein Frosch, hockt über ihm. Sie hat sich in sein Tier verbissen, weil er schreit, winselt, bittelt, stöhnt. Da ist ein dritter, er stößt der Frau seinen Pint von hinten in den Popo. Wie sie brüllt! Trampelt mit den Schuhen, die sie noch anhat, auf dem unter ihr liegenden Mann rum. Ich hab einmal versucht, zwei Krabben, die ich im Watt gefunden hatte, und die mit den Hinterteilen verwachsen waren, zu trennen, das ging nicht. Das geht nicht! Auch hier geht das nicht! Der Frosch plärrt durch den aufgerissenen Mund wie eine Kuh, die kalbt. Der andere Mann biegt sein Kreuz durch, richtet sich ein wenig auf, fuchtelt mit den Armen durch die Luft. Ich kann genau die Stelle sehen, wo sie verwachsen sind, die bohren richtig! Er zieht die Beine an, steckt sie in die Luft, spielt Baby!

*Furzt der Gaul,
strullt ins Maul,
aus dem Arschloch quillt es faul.*

Sie rotten sich zu Haufen zusammen, schieben, drängen über den Boden. Schreie schwirren gedämpft durch die meterhohe Dreckschicht, die über der wogenden Wabbelblase hängt. Beine strampeln aus der Blase, Arme stecken Löcher in die Flimmerluft, gierig gegen die Ringe greifen sie. Mein Onkel hat gleich zwei Brüste in den Mund gesaugt. Da war er eben noch! Blöde Augen, die nirgendwo hinsehen. Sie ballen sich unter dem

modrigen Geruch zu festen Klumpen. Die Blase klebt zäh am Boden, der sich mitbewegt im *rit-mus-rit-mus-ri-da-rit-mus-hat-schon-drei-mal-pup-ge-sagt!* Es schäumt, schnäuzt, schmatzt, schlabbert, schlürft, schluckt, spuckt, schabt. Ohrmuscheln winden sich unter stumpfen Haarbüscheln. Da ist Frau Ente, mit dem roten Häkeljäckchen, die geplatzen Zehen sind da, der zugespitzte Bleistift, ein kaputter Gaumen, verätzte Warzen, Runkelrüben, der Onkel mit der Baby-Puppe, das Mädchen aus dem Waggon; es singt: *Ist ja alles egal, alles egal!* Der Frosch, die Krabben im Watt, der Mann mit der Prügelfaust, ein Fetzen von meiner Spitzenbluse, Gäste, fremde, bekannte, vier blinde Wasserleichen. Sie alle gerinnen in der glasigen Luft zu farbigem Apfelgelee. Durch den Tümpel ziehen Pupillen, Knöpfe, gleiten hin zur Mitte des Riesenbauches, sammeln sich an einem Punkt, wo sie sich zu einem glotzenden Nabelauge zusammenfügen.

Engerlinge, Raupen, Würmlinge, Schmetterlingspuppen surren durch die Luft. Ich fange sie ein, verbinde diese Leiber mit weißen Gazeverbänden, die ich in dem Schrank neben dem Sauerstoffzelt gefunden hab. Ich binde Lage um Lage, fang an den unteren Enden an zu binden, so fest, daß die hellen Köpfe rot anlaufen, nach Luft schnappen, die Augen aufreißen.

Der abgenagte Arm, er muß Frau Ente gehören, fuchtelte über dem Knäuel am Boden, an meinen Ringen schlägt er vorbei. Die Fingerkuppen sind abgebissen, die Finger innen hohl, aus ihnen tropft ständig dunkler Saft in das aufgerissene Auge unter ihnen. Die abgebissenen Finger sind an den Rändern behaart, sie dampfen. Der Röntgenapparat fliegt lautlos durch die Luft.

Als ich aufwache, liege ich neben meinem Onkel im Bett. Mein Bauch tut weh. Ich hab eine Hose an und Watte zwischen meinen Beinen. Jetzt kriege ich bestimmt so einen dicken Bauch wie meine Schwester! Sie bekommt ein Kind. Ich werde morgen, wenn ich nicht mehr solche Kopfschmerzen habe, meinen Onkel fragen, was er davon hält. Der pennt, dieser Strohsack, er stinkt nach Alkohol und Dickmilch. Weil ich weiß, daß er fest schläft, wenn er schnarcht, versuch ich, ob sein Tier da ist. Es wird ganz schnell groß, und wenn ich leise meine Hand dagegenhalte, kann ich den Pulsschlag fühlen.

Am Morgen weckt mich das Singen meiner Tante aus der Küche. Sie kocht Kaffee. Ich bin zerschlagen, hab Bauchweh, trotzdem steh ich auf, weil mein Onkel aus dem Mund nach Schlaf stinkt. Ich kann das nicht vertragen. Meine Tante fragt mich, wie es mir gestern gefallen habe. Ich sag, daß es schön und lustig gewesen sei, daß ich zum erstenmal getanzt hätte. Mein Onkel hat solch eine Stinklaune beim Frühstück. Ich glaub, ich werde bald nach Hause fahren.

Nach dem Frühstück sollte ich an Wurio schreiben. Sie schreibt oft und lieb an mich, ich habe noch nie geantwortet, weil ich einfach keine Zeit dazu finden konnte.

Meine liebe Mutter, meine Wurio, diese Begegnung schreibe ich für Dich:

Der Negerstamm unterscheidet sich von anderen dadurch, daß er nur aus weiblichen Lebewesen besteht. Die Frauen schwimmen in braunen Flüssen, sie leben darin. Sie verkaufen ihre Leiber an Fremde, die nur zu diesem Zweck die Insel betreten. Nach jedem Beischlaf steigen die Frauen über die rote Ziegelmauer der Flußkante, stellen sich gegen ebenfalls rotgemauerte Wände, die das Flußbett endlos lang absperren, und pinkeln dagegen in der Haltung, die sonst nur Männern eigen ist. Sie sind mit buntgeblumten, winzigen Höschen bekleidet. Nach dem Pinkeln lassen sie sich in die Fluten fallen, um den nächsten Beischlaf zu begehen.

Dies alles geschieht lautlos; auf der Insel gibt es keine Geräusche. Meine große Schwester, dies ist von Deiner Tochter für Dich geschrieben. Ich komme bald, sehr bald. —

Der Brief muß noch vor dem Mittagessen zur Post. Draußen ist es heiß. Die Asphaltstraße flimmert unter der Sonne. Auf dem Rücken, inmitten der Straße, liegt ein Mann. In seinem Mund schäumt Erbrochenes, das aus seinem Leib kommt, füllt die Höhle bis an den Rand der Lippen. Er schläft. Sein Gesicht ist grau wie der Staub daneben. Fliegen huschen über seinen Mund, tunken die Rüssel in den Schaum und sättigen sich so. Zwei kleine Kinder hocken neben dem Gesicht, lassen die Zeigefinger über Gaumen und Zunge kreisen. Die Wangen des Mannes sind eingefallen, übersät von harten Bartstoppeln. Ich seh ihn mir genauer an.

Es ist der Alte von gestern abend, tot ist er nicht, er hat die Augen geöffnet.

Ich lauf schnell weiter zur Post, sie schließt um zwölf, es muß schon spät sein.

Eigentlich möchte ich heute schwimmen gehen, vielleicht kommt mein Onkel mit. Wir fahren nach dem Essen. Er sagt, ich dürfe nicht ins Wasser, erklärt mir genau, warum nicht — schöne Scheiße.

So häng ich mich eben ans Geländer der Badeanstalt, das um den Beckenrand führt. Mein Onkel steht mit einigen Bekannten an der gegenüberliegenden Seite. Ich tu immer so, als würde ich hineinfallen, zieh die Beine an, wippe von vorn nach hinten und umgekehrt, und dann nehm ich eine Hand und stelle mich, als sei ich ein Mann und hätte einen Schwanz; ich pinkle sie alle an, die da drüben stehen. Mein Onkel schreit, ich solle mich sofort benehmen, oder es würde knallen.

Was will er mir schon verbieten? Dann spiel ich mit der freien Hand auch noch an meinem Tier rum. Ich hätte in aller Öffentlichkeit onaniert, wie er später sagt. Er rast auf mich zu, ich will weglaufen und fall samt Klamotten ins Wasser. Ich soll sofort rauskommen!

So wütend habe ich ihn noch nie gesehen. Erst muß ich den Zuschauern noch zeigen, wie gut ich schwimmen kann, dann komm ich doch lieber raus. Er verprügelt mich vor allen Leuten so sehr, daß ich blau werde und umfalle. Sie begießen mich mit kaltem Wasser. Er packt mich ins Auto, seine Badesachen obendrauf, und fährt wortlos mit mir nach Hause. Erzählt meiner Tante alles, bis ins kleinste, sie will ihm zuerst nicht glauben, aber weil ich nichts abstreite, tut sie es doch und ist damit einverstanden, daß ich morgen früh abreisen muß. Mir ist's nur recht, ich möchte zu Wurio, zu meinen Spielsachen. Mutti will ich nicht so gern wiedersehen. Die Sache mit meinem Bruder wird hoffentlich schon begraben sein!

Dieses Schweige in der Bude macht mich nervös.

"Ich geh spazieren", sag ich, "Hunger hab ich keinen." Sie antworten mir nicht. So lauf ich los in Richtung Wald zu den Rotbuchen. Schließlich

könnte ich mich auch von Beeren und Wurzeln ernähren, wenn sie nicht anders wollen. Ich schlendere durch den Schulhof, hüpf zeitweise nur auf einem Bein, vorbei am Sandhügel bis zum Nußbaum. An seinem Stamm krabbelt ein riesiger Hirschkäfer. Soll ich zurücklaufen, um ihn meinem Onkel zu zeigen? Nein, lieber nicht, er hat es nicht verdient. Der Käfer hat riesige Zangen. Ich ärger ihn mit einem langen Zweig, in den er sich verbeißt. Gut, daß ich ihn nicht angefaßt habe! Ich möchte ihn schon gern für meine Sammlung mit nach Hause nehmen. Wie soll ich ihn bloß umbringen? Ich könnte ihn, wenn ich zurückkomme, mit Äther betäuben.

Hinter dem Schulhof führt der Weg über Hügel bis zum Wald. Nur wenige Bauernhäuser sind an den Wegrand gebaut, und dann noch ein Stück weiter hinter dem Dorf liegt der Fußballplatz. Dort üben allabendlich die Jungs aus dem Flecken. Sie sind sehr höflich zu mir, weil ich zu Besuch bin. Sie wissen, daß ich Hochdeutsch sprechen kann und nicht nur Dialekt wie die meisten von ihnen. Außerdem haben sie kein so schönes Mädchen im Dorf wie mich. Ich muß an ihnen vorbeigehen. Sie schießen den Ball absichtlich vor meine Füße. Ich ärger mich, weil ich weggehüpft bin, danke trotzdem ihrem Gruß mit einem Kopfnicken, geh stur weiter und überhöre ihre dummen Fragen.

Die Kirchenglocken fangen zu läuten an, also ist es sechs Uhr am Abend, man kann's auch an der Sonne sehen. Die Rotbuchen leuchten wie das Blut auf meiner Watte. Ich geh etwas schneller, weil ich gern am Waldrand sitzen und zusehen möchte, wie die Sonne untergeht. Die Felder sind gemäht. Auf den Weiden in der Ferne seh ich die braunweiß gefleckten Kühe hinter dem elektrisch geladenen Drahtzaun. Der Nachbarsbauer hat vor einigen Tagen den Draht mit bloßer Hand angefaßt und mir gezeigt, wie seine blauen Venen in stoßenden Bewegungen über die Haut traten. Er hat sein Gesicht dabei kein bißchen verzogen und gemeint, daß ich es ruhig nachmachen könne, das täte nur den Tieren weh, hat er gesagt, und ich dumme Gans hab ihm geglaubt und einen richtigen Flicker eingesteckt. Vor Wut hab ich geheult. Er hat mich ausgelacht, wie man einen Dorftrottel verhöhnt. Dafür schmeiß ich auf seine Kuhviecher Steine, wenn ich sie erwischen kann. Ich jag die Brut, bis ihre Milch sauer wird.

Der haarige Hügelbuckel liegt vor mir, ich geh über die Holzstufen, die in den Waldweg münden.

In den Abendwolken wirbelt der Stier mit dem tropfenflachen Flügelpaar. Die Flügel scheinen feucht, durchsichtig, schwarz. Auf der Weide, unter ihm, toben zwei weiße Gäule, stampfen, trampeln über Gras und Büsche. Eine Frau reitet den einen. Ich seh sie immer nur dann, wenn sie an mir vorbei, wieder die linke Kurve, den Kreis einnimmt, und dann nur von hinten. Das sind vier pralle Hinterteile. Die zwei großen weißen sind vom Pferd, die kleineren gehören der Frau. Ihre Beine hat sie in braune, feste Reitstiefel gequetscht, über den Hintern bis zum Knie weiße Leinenhosen gezogen. Ihre zwei Backen sind das Kleinformat vom Pferdearsch. Sie hat die Hände in die Mähne vergraben. Mit angezogenen Beinen hockt sie über dem breiten Kreuz. Die Brüste baumeln unter dem schwarzen Lastexpullover links und rechts vom Pferdehals. Sie halten den Takt, den sie nicht einhalten kann, denn sie versteht nicht zu reiten, nur ihre Brüste, die Zöpfe können es.

Sie lacht, kreischt, krallt die zugespitzten, rotlackierten Fingernägel in die weiße Mähne, die um sie schlägt. Durch die Wolken reitet sie, die über dem Boden ballen, verschwindet im Dusellicht, weg ist sie. Hier, ich kann das Stoßen der Hufe wieder hören! Sie kommt von links, vorbei ist sie, da seh ich ihn wieder, den weißen Zappelhintern über dem Galoppopo. Alle viere macht sie steif, die Krake, die Wanze. Gelenke knacken, steif hockt sie minutenlang über dem Gaul. Steif bricht sie ab, schlägt durch die Wolken ins Gras, lacht, schreit, Gelenke knacken, die Krake, die Wanze hockt im Gras und kichert. Das Pferd tobt hinter dem zweiten, weißen einher, im Stampf durch den Boden, über das Gras, zerteilt die Wolken.

Wirbelt der Bulle mit der roten Knulle über die Weißen, will sie stoßen, will sie beißen, fliegt tief, braust hoch, durch die Wolken, die dichten, die lichten, die hellen, die satten, die grauen, die Fetzen, die schwarzen, die toten.

Ich seh sie jetzt wieder, die Leiber. Sie liegen im Gras unter den Wolken, die sich gehoben haben zu einer dichten Schichtdecke. Sie gleitet diesig über ihnen.

Es liegen seitlich ausgestreckt im Gras: zwölf Beine, zwei Flügel, drei Häuse, sechs Augen, die Knulle, die rote, zwölf riesige Hufe, sie starren mich an. Ich geh, an ihnen vorbei, nicht zu dicht. Die Knulle, der Stier, die riesigen Hufe!

Ich umgehe sie, bis ich zu dem Hügel komme, über den die Wolken jetzt steigen. Ich auch. Oben ist der Weg, der schmal und sandig in die Kluff führt. Eine Steinkluff, mit abgestuften Wänden. Ich geh den Weg weiter in die Schlucht hinein. Es ist hell dort, die letzten Sonnenstrahlen funkeln über dem feuchten Gestein der Felswände. Links am Eingang steht ein Rudel kleiner Mädchen. Einige lehnen an den Felswänden, andere am Geländer, das vor der linken Felswand schräg abwärts in die Tiefe führt.

Sie sollen Vögel verkaufen, die kleinen Mädchen. Ein Mann ist da, ihm gehören alle Vögel. Die Vögel sind alt, er muß sie verkaufen, bevor sie faulen. Wenn die kleinen Mädchen an die Durchwandernden Vögel verkaufen, bezahlt er ihnen Geld dafür. Ein paar Menschen sind da. Sie blicken angeekelt zu dem Geländer, an dem die Vögel aufgehängt sind. Hunderte von Vögeln. Die Federn ausgerupft, hängen sie da, an dünne Bändchen geschnürt, befestigt an den Krallen; die Beinchen, die Vögelchen, die gerupften, die gebratenen, die gesottenen, geschmorten, gedämpften, mit porigem Fleisch, bunten Schnäbeln, Federbüscheln über der Stirn, blitzenden Äuglein. Keiner will die verdorrten Biester kaufen, die stumm dahängen.

"Kauf doch unsere Vögel, lecker sind sie, versuch mal, probier mal, beiß ab, leck dran, nimm mit!"

"Nein du, deine Vögel mag ich nicht. So eine Schweinerei! Ist ja grausam!"

"Bitte, kauf! Bitte, unser Geld! Wir müssen ja!"

"Nein, Kleine du, deine Vögel mag ich nicht!"

"Schau her, schaut alle her!" Sie setzt sich auf das Geländer, das abfällt, und husch — flattern ihr Röckchen, ihre schwarzen Haare, ihre weißen Zähnen, ihre blitzenden Augen, die rote Bluse, in sausender Fahrt das Geländer abwärts, bis sie wieder steht, die Kleine.

"Seht her, meine Vögel! Schaut sie euch an, wie sie leben!" Wie sie leben, die da hängen, an den Krallen, an den Beinchen. Wie sie flattern, mit den Flügeln, mit den Federn, mit den Ärmchen. Wie sie kreischen durch die Schnäbel, aus den Bäuchen, in die Felsen, in die Menschen, für die Kleine.

"So kauft sie doch. Seht her, ich hab eine Spezialverpackung", sagt der Vogelhändler. Das sind zwei Würfel aus weißem Karton. Der eine Würfel ist klein wie ein Vogelköpfchen. Der zweite Würfel ein bißchen größer als ein Vogelleib.

"Kommt näher, ich will euch auch das noch zeigen, und dann kauft ihr die Vögel." Der kleine Würfel klebt oben auf der Fläche des großen Würfels. So zeigt er ihn jetzt den Leuten, den großen nach oben, den kleineren nach unten. Wir alle stellen uns um ihn. Vom kleinen Würfel hebt er die uns zugekehrte Seite ab, sie ist wie eine Klappe befestigt. Ich seh einen Vogelschnabel. Der Mann führt die geöffnete Seite vor seinen Mund, beißt ab, zerkaut den Schnabel, strahlt uns an, schluckt. "Und so geht's weiter."

Das waren der Schnabel, die Augen, der Wangenflaum, die Nase. Er deckt die zweite Klappe, die Fläche über der Vorderseite, ab. Der Vogel hat kein Gesicht mehr, nur sein Schädel ist noch da. Er führt den Kasten an den Mund, beißt ab, frißt die Gehirnschale, lacht und zwinkert uns zu. Der Vogel hat keinen Schnabel, keine Augen, keinen Wangenflaum, keine Nase, keine Gehirnschale mehr. Er klappt die dritte Fläche nach hinten weg, die beiden vorigen hängen an ihr. Da ist der Hinterkopf. Er führt das Kästchen vor sein Gesicht, seinen Mund, beißt ab.

"Hmmm, das schmeckt!" Der Vogel hat keinen Schnabel, keine Augen, keinen Wangenflaum, keine Nase, keine Gehirnschale, keinen Hinterkopf, gar keinen Kopf mehr.

"Überzeugen Sie sich selbst, meine Herrschaften. Sehen Sie!" Er klappt die zwei letzten Flächen so zu, daß man die erste, hochgehobene Öffnung sieht.

"So wird's gemacht. Kein Ekel vor Vögeln, kein Warum und Aber mehr, und was glauben Sie wohl, meine Herrschaften, was glauben Sie wohl, und Sie, meine junge Dame, junger Mann, was glauben Sie, ist in dem

größeren Kästchen? Der Vo — wie? I gitt? Aber meine Herrschaften? Durch diese Erfindung, diese großartige Verpackung, können Sie immer, zu jeder Zeit, in jeder Gesellschaft, Vögel essen. Kein Mensch kann sehen, was Sie essen, alles ist prächtigst verpackt, wie Sie gesehen haben. Die beiden Seitenflächen beim Würfel bleiben stehen, so ist es auch beim unteren. Vorn fangen Sie an zu essen; wenn Sie die eine Seite vertilgt haben, kommt die andere dran, danach die nächste. Nichts steht vor, nichts fällt raus, winzig, praktisch, handlich! So bleiben Sie doch! Kaufen Sie doch! Kein Mensch wird sich vor Ihnen ekeln, wenn Sie Vögel essen. Geht nicht weg! Kauft, kauft doch die Vögel, meine Vögel! Sie können die Packung immer wieder verwenden, kein Abfall! So geht doch nicht weg!"

"Das ist ja widerlich!"

"Ja, widerlich. Wissen sie warum? Der Hals!"

"Was ist mit dem Hals?"

"Der Hals bleibt über."

"Wieso?"

"Weil der Vogel zwischen Kopf und Leib einen Hals hat. Weil da zwei Würfel sind, ein großer und ein kleiner. Weil der kleine auf dem großen klebt. Weil der Mann durch die Fläche, auf der dieser kleine Würfel klebt, ein Loch gebohrt hat. Er hat zuerst den Kopf gegessen, er hat uns belogen, es bleibt doch was übrig, der Vogelhals! Hätte er am Leib zu essen begonnen —"

"Das geht überhaupt nicht!"

"Der Lügner!"

"Doch, er muß zuerst den Kopf essen, wieder zuklappen, dann vorn, den Leib anfangen, die erste Klappe, die zweite ..."

"Aber daran ist doch der Hals, der kleinere Würfel!"

"Wenn man die zweite Klappe hochklappt, springt der Vogel nach vorn, der wippt raus! Schweinerei!"

"Nein, meine Herrschaften, nichts wippt raus. Sehen Sie, der Hals ... davon gleich. Oben klappen Sie die drei Deckel ab, unten öffnen Sie die Klappe wie eine Tür. Eins, zwei, drei, die vierte nicht."

"Warum nicht?"

"Versuchen Sie's doch! Klappen Sie die drei Flächen wieder zu ..."

"Zeigen Sie her den Würfel!"

"Moment, Moment!"

"Lassen Sie sehen!"

"Gleich, nur wenn Sie bezahlen, und den Vogel dazu — ja?"

"Geben Sie her, kann das Biest ja wegwerfen. Was, so teuer?"

"Billig!"

"Mir auch, ich auch, ich, ich, ich, hier also: erste Klappe, aber der Wangenflaum! Die Seiten!"

"Jetzt probieren Sie's selbst."

"Muß mal versuchen, essen mag ich eigentlich nicht, anders kriegt man's wohl nicht raus. Also, klappen Türen, Türen klappen, andere Seite, Klapptür, Klappe, Tür, Türdeckel klappt und ja, heben, ach so! Ach ja, hier! Ist ja toll! Stimmt, fertig. Der Hals, Schweinerei! Jeder kann sehen, daß ich Vögel gegessen habe. Ich will mir für das Geld nicht auch noch meine Finger schmutzig machen!"

"Was ist mit dem Hals?"

"Hier, schau Sie rein, da ist er, ganz deutlich zu sehen, das ist Betrug!"

"Der Hals, meine Herrschaften, das Leckerste von allem, den zum Schluß!"

"Anfassen? Mit meinen Fingern?"

"Da kenn ich einen Witz, meine Herrschaften: sitzt ein Liebespärenchen auf der Bank, im Park, –"

"Den kennen wir!"

"Es wird langsam dunkel, sie wollen nach Haus, brauchen ein Taxi. Sie sagt zu ihm: *Du, pfeif mal, da ist ein Taxi.* Sagt er: *Was, mit die Fingers?*"

"Ha, ha, ha."

"Also, nehmen Sie die Fingerkuppen, biegen Sie sie zu einer Zange, greifen Sie zu, ruck — da ist er, der Hals. Lecken Sie ihn ab, saugen Sie ihn aus, sehen Sie, so. Heben Sie sich diesen Hals auf. Machen Sie damit, was Sie wollen, aber werfen Sie ihn um Himmels willen nicht weg. Wenn Sie ihn wegwerfen, tun Sie sich bestimmt keinen Gefallen damit. Sehn Sie doch selbst, wie rar diese Vögel sind, eine Besonderheit. Sie besaßen den Verstand, das Würfelspiel zu entschlüsseln. Der Hals, meine Herrschaften, der Hals ist das Zeichen für Ihre Intelligenz. Machen Sie damit, was Sie wollen, aber werfen Sie ihn nicht weg. Man wird ihn finden, man kann ihn stehlen. Wer sind Sie dann? Wie können Sie beweisen, wenn ... heben Sie ihn gut auf ... wollen Sie ... und Sie auch noch ... danke schön ... sich gut auf ... noch drei Stück ... heben Sie ihn auf ... danke schön ... heben Sie sich gut auf ... anzeigen ... aufheben ... zukleben ... abklappen ... danke schön ... gut aufheben ... vielen Dank!"

Da kommen drei Riesen aus der Schlucht. Ihr *Hachaiii und Huch* schlägt im überlauten Echo von den Felswänden zurück. Sie kichern, verstecken sich im Gestrüpp, spielen haschen, hopsen auf einem Bein, daß die verwaschenen Weiberröcke von den Schuhen bis über die knochigen Knie wedeln. Sie zerren die Lumpenbrüste durch die Hemdblusen, schlenkern die Fetzen durch die Luft. Der mit dem gelben, faltigen Gesicht umarmt den Kaufmann:

*"Ach, du Süßer, laß dich begrüßen,
daß aus den Wimpern
Fliegenbeinchen sprießen.
Bist so schön blaß und blau,*

*siehst aus — du meine Sau —
wie eine Sau.
Bin auch nicht schön.
Komm, laß uns gehn.
Mit deinem Einzahnmaul,
ich mir mein Nüßchen kraul.
Mit meinem Strähnenschädel,
Haarspray ins Fenster wedel.
Mit meinem harten Knie ein Stößchen,
ins Höschen.
Bist doch so blau, du Sau.
Hast noch nicht recht kapiert,
was gleich mit dir passiert?
Also gut, ich geh, bis morgen nachmittag!
Was machst du? Die Zunge zeigen?
Vöglein verkaufen? Da, du dumm du!
Mit diesem Hölzchen brenn ich dir ein Malchen in dein Wängelein.
Bis bald, mein Herzchen, mein schönes Hündchen,
mein Schwindsuchtsqualster, mein glatter, glatzer Stierer.
Aber jetzt wirklich, bis bald, leb wohl, mein Arschloch, mein süßes
Arschloch du."*

Sein Mund steht offen, Speichelfäden tropfen in den Bart, der das kantige Kinn umsäumt. Unter den wäßrigen Augen baumeln ausgeleierte Hautsäcke. Der eine trägt die größte Hose, die ich in meinem Leben gesehen habe. Beim Gehen schlottert der gelbe Stoff, fängt sich in den Kniekehlen, wo er in geballten Klumpen hängen bleibt. Die Hüftknochen sitzen dicht unter den Achselhöhlen, der Hintern ist flach wie ein Bügelbrett, völlig eingesunken.

Die drei halten sich umschlungen, stoßen die Köpfe gegeneinander, drücken die Münder, die Bärte zusammen, belecken sich die Zungen, die sie weit rausstrecken, zausen in den klebrigen Haarsträhnen. Alle, die Vögel gekauft haben, laufen hinter den drei Riesen her, die die zum Wald führenden Treppen runterhopsen. So was sieht man nicht alle Tage!

In der Nähe des Fußballplatzes bleiben sie stehen, spielen *Ringel-ringel-Rosen-schönste-Aprikosen*, der Plumpsack geht um,

fassen Riesentatzen an Hosenzwickel, in den gebündelten Stoff, unter die Rockfetzen. Sie überschlagen sich im Gras, fallen alle drei zusammen auf einen Haufen. Der eine beißt seinem Riesenfreund in den Hintern, der irgendwo unter der Hose sein muß, weil dieser noch höher kreischt "Ha-chaiiii!" Rollt auf den Rücken, die beiden stürzen auf ihn, besabbeln die Zungen, reißen die Münder auf, spucken sich gegenseitig rein. Ein jeder faßt in die Hose des andern und zerrt daran. Die Jungs vom Fußballplatz, die Leute, die Vögel gekauft haben, sie wissen nicht, was sie machen sollen, schau'n genauso dumm wie ich. Niemand hat die Männer zuvor hier im Ort gesehen. Ein Mutiger schreit: "Benehmt euch doch!" Zum Auseinandertreiben ist man zu feig, weil es Riesen sind. Sie springen sich an, die Hoppelhasen, die Jungstiere. Die kleinen Mädchen, die die Vögel verkauften, haben ihren Spaß dran.

Ein Junge ist verkrüppelt, sie sagen Dorftrötel zu ihm, weil er bucklig und seit seinem fünften Lebensjahr nicht mehr gewachsen ist. Er ist neunzehn Jahre alt und noch nie zur Schule gegangen, denn er kann nicht einmal richtig reden. Am Sonntag läuft er durch den Ort, singt laut und hoch wie ein Mädchen: *Es klappert die Mühle am rauschenden Bach* oder *Muß i denn, muß i denn zum Städele hinaus*.

Singen kann er diese beiden Lieder zwar sogar höher als ich, aber reden kann er nicht. Außerdem, wenn er einen anschaut, weiß man nie, wohin er sieht, weil seine Augen über Kreuz laufen. Er hat sich jetzt ganz nah an die Riesen rangepircht, fällt beinahe unter dem Gewicht seines Buckels zusammen, weil er sich so weit vorbeugt. Über sein Gesicht rinnt blaue Farbe, Adern treten auf die Stirn, es sieht aus, als hätte man ihm Blutegel angesetzt. Taumelt er unter dem Höcker, sprühen weiße Blasen aus seinem Mund. Er will etwas sagen, brüllt wahnsinnig lang los, ohne Luft zu holen, so laut, wie ich es noch niemals gehört habe. Seine Zunge glitscht durch die Hasenscharte, ich seh, wie er die Zähne in seine Zunge drückt, die sich bläht wie ein Luftballon, bis sie lila wird; so lang beißt er, bis die Blasen rot sind, dann ist er schließlich still, schreit nicht mehr. Seine Augen sind weit aus den Höhlen getreten. Das Dunkle der Augäpfel rollt unter den wimpernlosen Liddeckeln. Er hat keine Augenbrauen. Der Junge hüpf't auf der Stelle, dreht sich dabei, keiner mag ihn anfassen. Weil sein Höcker zu schwer ist, fällt er vornüber, stürzt sich auf die Balgenden, trommelt mit geballten Fäusten auf die

Riesenrücken, tritt den mit der weiten gelben Hose. Der wälzt sich über ihn, kichert noch ein Weilchen, dann wird er böse. Hockt sich in die Knie, schaukelt, krempelt die Ärmel hoch, packt den Kleinen im Genick, holt weit aus mit seinem Riesenarm, der wie ein Holzprügel durch die Luft saust, führt den Schlag ganz knapp über dem Dorftrottelschädel ins Leere, faßt ihn dann vorn am Hemdkragen und hebt ihn mit abgestrecktem Arm hoch. Er wird ihn umbringen, erwürgen, die Luft abdrehn, am Boden zerschlagen! Er rollt sich auf den Rücken, preßt das Gesicht des Kleinen gegen seinen Hosenbeutel. Der tobt, der tollgewordene Hund, winselt, beißt, schlägt um sich, reißt den morschen Stoff mit den Zähnen entzwei, wühlt mit beiden Händen in den Falten, bis das weiße Bauchfell darunter sichtbar wird, das um die Lenden gelblich verbleicht. Ein rosa Schachtelhalm steckt in zwei knallblauen Kirschen, die so blau sind wie die Paste aus dem Schminkpöttchen meiner Tante, womit sie sich die Augendeckel färbt, wenn sie ins Theater geht. Der Halm ist dreimal unterteilt. Drei sich nach oben hin verzügende Stäbchen stecken jeweils ineinander. Über der Spitze sitzt ein Deckel, den er, so schnell kann man kaum schaun, auf- und zuspannt. Das klingt, als würde man Wassersuppe aus einem Teller schlürfen und sie blitzschnell wieder ausspucken. Der Kleine balgt mit dem kichernden Riesen um das rosa Stäbchen mit dem Käppchen, dem Schirmchen, um die blauen Nüßchen. Der Hund winselt durch einen riesigen Lachkrampf, bis ihm der Riese auch die Hose runterzieht, seinen Zeigefinger in den Popo steckt, daß er lacht durch den Schaum, der in die Luft fliegt. Die beiden, die kullernd über die schrägen Stoppelfelder torkeln, zum Wald trollen, die beiden andern Riesen kichern ihnen nach, sie sind verschwunden zwischen den dunklen Baumstämmen.

Ich werde erst nachts zu Hause ankommen. Deshalb hat mein Onkel an Mutti telegraphiert, sie sollen mich vom Bahnhof abholen. Mit meinem Onkel hab ich nicht mehr geredet, es tut ihm anscheinend gar nicht leid, daß er mich in der Badeanstalt verkloppt hat. Na, ich werd ihn erst mal nicht wiedersehen! Meiner Tante geb ich noch einen Kuß auf die Wange, sie riecht sehr gut nach Parfüm, und ich hab das auch getan, weil sie schön ist. Sie hat mich ja nicht geschlagen! Sie haben mir genug zu essen mitgegeben, sogar Schokolade. Ich soll Mutti grüßen.

Ich habe mir viele Plätze in der Landschaft gemerkt. Gern möchte ich an der gleichen Seite sitzen wie auf der Hinfahrt, aber auch die andere Seite sehen, und das geht schlecht. Die Leute regen sich bald auf, wenn ich von meinem Fensterplatz über ihre Füße steige und auf den Flur gehe, um da aus dem Fenster zu sehen. Die Zeit rast. Es ist Abend, und dann fährt der Zug auch schon durch die mir bekannten Berge. Ich erkenne unseren Fluß. Jetzt sind wir im Knappental, wo Mutti im Sommer manchmal mit uns zum Tonfelsen spaziert ist. Da gibt es außer uns keine Menschenseele, aber Schlangen sind da, sogar Kreuzottern, man muß verdammt vorsichtig sein! Einmal fing ich eine dicke dunkelbraune Spinne, die ein weißes Ei am Popo mit sich rumschleppte. Ich hab es mit zwei harten Grashalmen von ihr abgetrennt. Die war wütend auf meine Grashalme, es hat so geknackt, als das Ei von ihr losging. Auch als ich sie zerdrückte!

Da ist das Bahnwärterhäuschen mit den Blumentöpfen vor dem Fenster. Sie haben Licht angezündet, es sieht sehr gemütlich aus. Hoffentlich hat sich zu Hause alles gelegt. Der Zug hält im Bahnhof, ich blick aus dem Fenster, kein Mensch von unserer Familie hat sich bequemt, mich vom Bahnhof abzuholen. Die spinnen wohl, man kommt schließlich nicht alle Tage mit dem Zug angereist! Ich nehme meine Aktentasche, klemm sie unter den Arm und steig aus. Vor dem Bahnhof hält der Bus. Ich werde besser zu Fuß gehen, sie haben sich sicherlich verspätet, kommen mir bestimmt noch entgegen. Ich stiefel los, such beide Straßenseiten ab, und jetzt bin ich an der Stelle, wo man die Abkürzung gehen kann. Es ist dunkel, weil die Bäume dicht am Wegrand stehen, und dann ist rechts neben dem Weg der Fluß hinter der Kirche und dahinter die alte Kapelle mit dem gestorbenen Christus, den Maria in den Armen hält. Die Kapelle ist duster; verstaubt sind die Lilien aus Wachspapier, nur in der Osterzeit schenken die Leute denen da drinnen frische Blumen. Hinter den schmiedeeisernen Schnörkeln, die die Fenster vor Einbrechern schützen sollen, hab ich mal eine richtige Kreuzspinne gesehen. So was Fettes ist mir nie wieder vor die Augen gekommen! Weil mein Bruder dabei war, durfte ich sie nicht ärgern. Wir haben sie lange beobachtet und ich hab heimlich ins Spinnennetz gepustet. Sie schoß wie angestochen von der einen Ecke in die andere.

Ich geh lieber die Straße weiter bis in den Ort. Der andere Weg ist denen zu unheimlich, sie werden sicherlich auch auf der Straße kommen, aber

niemand ist zu sehen. Was mag bloß los sein? Ich bin jetzt schon am Kurpark Waging. Die Straßen sind fast menschenleer, und wenn da mal einer geht, kenne ich ihn nicht. Ich möchte gern grüßen: *Grüß Gott, guten Tag, guten Abend, gute Nacht, auf Wiedersehen, Wiederschau, sGott, behüte sie Gott, pfüt sie God* — für jeden, der mir begegnet, hätte ich einen anderen Gruß bereit, aber alle, die ich sehe, sind zu weit weg. Der Weg würde dann viel kürzer sein, ich hab auch schon so lange den Mund gehalten, daß ich zu Hause bestimmt völlig heiser sprechen werde, vielleicht kann ich gar nicht mehr reden?

Ich hab den Kurpark durchquert, der kleine Hügel steigt an, rechts davon liegt die Bäckerei, dann kommt die Kurve mit den Holztreppen, an der Backstube geht es vorbei; in der nächsten Kurve am Wegrand steht der Kilometerstein aus Metall mit den Längsrillen und der richtigen Kuppe. Abends sitz ich manchmal drauf, wippe ein bißchen, und niemand der Vorbeikommenden schöpft Verdacht. Das ist auch der Kilometerstein, den ich in mein Tagebuch gezeichnet habe. Die Laterne daneben ist schon angezündet. Jetzt nur noch an dem Haus der Baronin vorbei, ich seh, daß Wurio Licht hat. Wie gern möchte ich gleich zu ihr, möchte für immer dableiben! Ich bin stinksauer auf die Bagage zu Hause, auf dieses Pack. Sie hätten mich ruhig abholen können!

Die Gartentür quietscht, der Kies unter meinen Füßen macht viel zuviel Lärm. Ich hab etwas Herzklopfen und dieses komische Ziehen im Bauch, kann mir gar nicht vorstellen, warum die Schlafzimmerfenster dunkel sind. Ob sie im Wohnzimmer sitzen? Sie müssen in der Küche sein. Ich bin so gelaufen, daß mir ganz heiß ist und komm mir vor wie Besuch. Ich klopft gegen die Küchentür, meine Schwester sagt: "Herein", ich mach die Tür auf und steh im Licht. Die sieht ja schrecklich aus! Der Bauch angeschwollen, ihr Gesicht fleckig, sie hat wohl die Quaddeln, hoffentlich steckt sie mich nicht an. Sie glotzt, die Kuh, und sagt, ich solle einen Moment hier stehenbleiben und warten.

Mutti liegt im Bett. Ich fühl mich gar nicht wohl, am liebsten möchte ich wieder weglaufen, aber Mutti ruft nach mir. Sie hat einen widerlichen Unterton in der Stimme.

"Komm rein!" Als ich an meiner Schwester, die in der Tür steht, vorbeigehe, sagt sie: "Luder du!" Ich werd ihr's heimzahlen. Mutti lächelt überhaupt nicht zurück. Auf dem Stuhl neben der Holzbank, auf der sie und ihr ganzes Bettzeug liegt, hängt das schwarze Kleid. Sie ist so blaß wie die Bettdecke, aschfahl. Die Augen sind noch triefender als gewöhnlich. Ich lächle sie an, lauf einige Schritte auf sie zu, sie sieht so eiskalt aus, daß mir die Lust zum Umarmen vergeht. Ich bleib kurz vor ihrem Bett stehen. Da seh ich auf dem Stuhl neben dem schwarzen Kleid mein Tagebuch. Dieses Schwein! Ich bin so wütend in dem Moment, daß ich sie abstechen könnte. Das Buch ist sogar aufgeschlagen. Es sind die verschlüsselten Seiten, die ich über mich und meinen Bruder geschrieben habe. Sie wirft die Bettdecke zurück, springt mit beiden Beinen gleichzeitig aus dem Bett, knallt gegen den Fußboden, nimmt das Buch, schlägt's mir links und rechts um die Ohren. Es brennt wie eisige Schneebälle auf der Haut. Dann tobt sie so, wie ich es noch nicht erlebt habe und auch niemals mehr erleben möchte:

"Du Schwein! Schön ist dieses Kitzeln, und ich bin eine Drecksau, und gewippt hast du! Der Arme mußte ja tun, was du Teufel verlangt hast. Hätte ich das nur früher gewußt! Nur du hast die Schuld, allein du, du Satan!"

Ich fang ganz erbärmlich an zu heulen. Sie zerkratzt meinen Hals, schlägt immer wieder mit Fäusten in mein Gesicht. Ich bin so angeschwollen, daß ich kaum noch sehen kann. Ich will, daß sie aufhört, mir ihren Wutspeichel ins Gesicht zu spucken. Ich sag irgendwie: "Ja, Muttilein, ich hab Schuld, ich war es, du kannst nichts dafür!" Darauf brüllt sie mich an: "Was hast du gesagt? Ich war es?" Und lauter noch: "Was hast du gesagt? Ich war es?" Und lauter noch: "Was hast du gesagt? Ich hab die Schuld? Du, du, du!" Ich glaub, jetzt ist sie verrückt! Die Schläge, die in mein Gesicht prasseln, fühl ich nicht mehr. Ich habe aufgehört, vor dieser Irren zu heulen. Ich bin so sehr Stein wie niemals zuvor, nur neugierig, wie sie sich noch verändern wird. Sie macht ein paar Turnübungen: Hochsprung, Weitsprung, geht in die Hocke, eine Kniebeuge, noch eine, beinahe Liegestütz und dann Wäsche aufhängen; das heißt, die Arme hoch und gaaaanz lang strecken. Über mir fällt sie zusammen. Sie klammert sich an meine Bluse, in meine Haut am Hals, ja, sie würgt mich so sehr, daß mir die Augäpfel aus den Höhlen treten, wankt unsicher auf ihren

Hühneraugenfüßen, auf den beiden Überbeinen am großen Zeh, knallt fast hin; nur durch die Schläge, die sie mir verpaßt, kann sie sich immer wieder aufrappeln. Mir wird schlecht, weil sie nicht aufhört, mir ihre Pflaumenschaumblasen ins Gesicht zu sprühen. Ich hasse, hasse, hasse sie, diese Kröte, diese ungerechte. Ich spuck zurück. Darauf reagiert sie blitzschnell, dieser Zitterpudding.

"Nein, mein Muttilein! Laß, mein Muttilein! Laß dieses Aas! Reg dich nicht so auf, mein Muttilein! Komm leg dich hin!"

Meine Schwester zerrt sie weg von mir, freiwillig will sie nicht, sie möchte noch ein paar gut gezielte Volltreffer anbringen. Nichts gibt's mehr. Kann nicht mehr den Arm heben, den Zitterhebel, den Knochenschwengel. Nichts gibt's mehr. Hab ich dich geschafft, du Wurmknödel! Meine Schwester wieder:

"Sie hat es nicht verdient, daß du dich ihretwegen so aufregst!"

Sie muß sie richtig von mir abpflücken, Stück für Stück, ganz langsam und vorsichtig, damit sie ihr dabei die angeschweißten Knochen nicht verdreht. Der Blutegel, Blutsauger, Schläger! Tränenausfluß! Sie hält das Gewinsel in ihren Fettarmen, heult mit. Endlich hat sie sie ins Bett gezerrt. Anscheinend fühlt sie sich aber schon wieder erholt, wirft die Decke noch mehrmals durcheinander, die meine Schwester eben so schön über sie gedeckt hat, über die Knorpelfüße, Knorpelnase. Sie stürzt noch einmal gegen mich, grapscht nach dem Buch, haut mir's ins Gesicht.

"Diese Sauerei verbrennst du vor meinen Augen!" Darüber muß ich nun entsetzlich heulen. Alle meine Aufzeichnungen, meine Hundeschnauzen, Brunnenschwengel, Kilometersteine, die Geschichten, die ich sehr schwer werde wieder schreiben können, und dann der rote Ledereinband. Ich frag, ob ich die weißen Seiten und den Umschlag auch verbrennen müsse. Ich brauch nicht, aber was nützt es. Ich bin so traurig, heul Rotz und Wasser, verspreche ihr, daß ich niemals wieder solche bösen Dinger denken, schreiben, zeichnen oder tun werde.

Mein einziger Vorteil sei meine Jugend, sagt sie, ich wäre sonst ein Verbrecher, und man müßte mich hinter Gittern verwahren, weil ich gefährlich für meine Mitmenschen und präpotent und gemein wäre, und

wieder geht's weiter. Hätte sie das gewußt, wäre sie zu meinem Bruder an dem bewußten Abend nicht so ungerecht gewesen. Man hätte das Unheil verhindern können. Ihr lieber Großer, Größter. Jeder Mensch mache Fehler. Nach dieser Weisheit verschließt ihr ein Magenkrampf, der sich gewaschen hat, die Schnauze.

Wurio erzählt mir später, daß Mutti bei dem Begräbnis von meinem Bruder zusammengebrochen sei und ganz plötzlich gegen die schönen Blumen gekotzt habe. I gittigitt! Wurio sagte auch, es sei gut gewesen, daß ich nicht zu Hause war, ich hätte sicherlich mit allen anderen mitheulen müssen, weil es so feierlich war, und seine ganze Schulklasse war da und viele Lehrer — sehr gut besucht.

Hungrig bin ich nicht mehr, ich muß nur noch aufs Klo, an meiner Schwester vorbei, die jetzt wieder in der Küche rumgammelt. Ich könnte sie schon heute erwürgen, aber so einfach geht das nicht, ich werde mich an ihr rächen, wenn die Zeit reif ist. Zu Wurio darf ich bestimmt nicht mehr. Ich will in mein Bett, die Decke über die Ohren ziehen, richtig verdunkeln, völlig abschalten und schlafen.

Morgens sieht es nicht anders aus, hat sich sogar noch verschlimmert. Meine Schwester — es ist noch dämmrig draußen — reißt mir die Decke vom Leib. "Steh auf, du Balg!"

Will ich Muttis Besuch vermeiden, bleibt mir nichts anderes übrig. Waschen tu ich mich heute nicht. Meine Schwester drückt mir Geld zum Einkaufen in die Hand, ihre Pfote ist eiskalt und schweißig, ich krieg bei der Berührung eine Gänsehaut, die vom obersten Halswirbel bis zum Steißbein kriecht. Heute sieht sie noch viel ekliger aus, und das beim Frühstück. Ich möchte meine Milch gern allein schlürfen, geht nicht. Ich muß den Tisch abseifen, aufdecken, die Milch kochendheiß machen, aber wehe, wenn sie anbrennt!

Die sind wohl total verrückt geworden! Mutti sagt, daß ich jetzt die Hausarbeit machen muß, weil meine Schwester bald ein Kindchen bekommt, krank ist und nicht mehr so schwer heben darf, da ihr von allem schlecht wird. Und sollte ich mich mucksen, werden sie mich schlagen ; wenn das nichts nützt, wird sie mich wegen meines Tagebuchs anzeigen.

Ich hasse meine Schwester!

"Wo sind die anderen?" frag ich. Mutti erzählt nach dem Frühstück, daß sie alle an die Ostsee gefahren wären, weil ihnen der Tod meines Bruders, ihres lieben Sohnes, so ans Herz gegangen sei, daß es hier wie im Irrenhaus war, alle hätten nachts geschrien und am Tage geheult. Sie wird in einigen Tagen nachreisen. Auch ich möchte sehr gern an die Ostsee, aber ich darf nicht, da meine Schwester schwanger ist und ich bei ihr bleiben muß. Sie geht manchmal zum Arzt und kann deshalb nicht mitfahren. Mutti möchte mich auch nicht dabei haben. Wenn die anderen Geschwister von meinem Tagebuch hören würden, ginge es mir schlecht. Überhaupt, sie möchte mich mal eine Weile vergessen. Ich sei erwachsen genug und könnte die Hausarbeit machen, bis sie wiederkomme. Wenn ich mich in der Zeit gut benehme, würde sie nicht mehr über mein Tagebuch reden, nicht mit mir und auch nicht mit fremden Menschen, ich freu mich schon aufs Alleinsein. Laß sie erst mal verdampfen, meine Schwester soll's gut haben!

Mutti will in drei Tagen abfahren. Sie wäscht und bügelt ihr schwarzes Kleid, kauft Zahncreme und Seife. Sogar einen schwarzen Hut schafft sie sich an, die eitle Gans. Sie ist wirklich nicht schön, kann die Augen noch so vor dem Spiegel aufreißen, sich von schräg hinten bis schief vorne besehen, ein Bein vorstellen, wieder anziehen, es nützt nichts, sie bleibt immer häßlich. Ich freu mich auf übermorgen wie auf Weihnachten, weil sie dann abfahren wird.

In diesen drei Tagen benehme ich mich vorzüglich. Ich bin hilfsbereit wo ich nur kann. Mittags hab ich zum erstenmal in meinem Leben den Fußboden geschrubbt, mir tun noch die Knie weh. Ich hab Stunden dazu gebraucht und will es nie wieder tun. Danach darf ich Heidi besuchen. Ich gehe ganz schnell zu Wurio, sie ist so glücklich über mich, aber lange kann ich nicht bleiben. Ich wetze dann noch zu Heidi hoch, da seh ich doch zwischen ihren Puppen meinen Zwerg liegen. Ich hab ihn zwar vor der Reise auf den Misthaufen geworfen, trotzdem hat sie noch lange nicht das Recht, mich zu bestehlen. Ich knall ihr gleich zur Begrüßung eine. Sie schreit wie am Spieß. Dann nehm ich meinen lieben Zwerg, wie der aussieht! Vielleicht macht meine Schwester ihn wieder schön. Mit Heidi

kann ich kein Wort reden, sie brüllt zu laut. Wiederschaun! Lauf immer drei Stufen auf einmal die Treppe runter.

Renate liegt im Krankenhaus, ich werde sie besuchen, wenn Mutti weg ist. Schnell nach Haus mit meinem Zwerg; sie schreien schon nach mir. Wurio liegt im Fenster, sie hat eine Spiegelscherbe in der Hand und blendet mich ein bißchen. Ich hab sie sehr lieb. Über meinen Brief hat sie sich so sehr gefreut, daß sie mich heiraten will. Mir wird ganz heiß, wenn ich an die kommende Zeit denke. Na, übermorgen fährt Mutti ab. Ich muß Wurio noch viel erzählen, vor allem über meinen neuen Plan, der für meine Schwester gedacht ist. Ich kenne ihn noch nicht genau, aber wenn er so ähnlich abläuft, wie ich es mir vorstelle, kann eigentlich nicht viel schiefgehen.

Am Abend sitzen wir dann alle drei unter der Stehtischlampe. Da heult die Zicke los, weil sie Angst hat, mit mir allein bleiben zu müssen. Mutti fängt sofort an, mir zu drohen. Sie hätte mich am liebsten wieder geschlagen. Ich sag "dumme Kuh" zu beiden, will raus, da hab ich schon wieder eine sitzen. Ich hasse die beiden mehr als alles erdenklich Verstunkene, Häßliche, Böse, Schmerzhaftes dieser Welt. Um sie zu beschäftigen, und nachdem sie die *dumme Kuh* vergessen haben, hol ich aus Muttis Nähkiste Zwirn, Nadeln und Schere; ich will meinen Purzel reparieren. Aber ich habe das noch nicht oft genug gemacht und verliere bald die Geduld. Weil Vati diesen Zwerg vor vielen Jahren von einer Reise für mich mitgebracht hat, und er deshalb Seltenheitswert besitzt, hilft meine Schwester mir dabei. Mutti sagt, sie solle das machen, dann werde es wenigstens ordentlich. Sie macht das wunderschön, hab ich ihr gar nicht zugetraut, sie vertieft sich in die Arbeit; ich bin schon längst schlafen gegangen, da sitzt sie immer noch unter der Lampe und näht meinen Purzel. Ich schlafe dann endlich ein.

Am Morgen sitzt Purzel wunderschön angezogen auf meinem Kopfkissen. Meine Schwester macht mit Mutti das Frühstück. Mir ist, als hätte ich Geburtstag, weil sie mich nicht geweckt und zum Bäcker gejagt haben. Ich steh sofort auf, laß die Wasserleitung recht laut rauschen, schneuz mir die Nase ins Waschbecken, wie Mutti das auch macht und gurgle so laut wie sie; morgen fährt sie ab! Ich könnte Melodien gurgeln. Mutti ruft, ich müsse mich beeilen, sonst erkälte ich mich.

Heute ist ein richtiger Herbsttag, vor den Fenstern sieht man nur Grau, ich merke selbst, daß es eiskalt geworden ist, von einem Tag auf den anderen. Wir haben auch schon November. Später dann darf ich mit zum Einkaufen gehen. Da seh ich, daß die Bergspitzen schon weiß sind und daß es heute nacht zum erstenmal geschneit hat. Die eiskalte Luft verklebt meine Naslöcher. Das brennt so sehr, daß mir's die Tränen in die Augen treibt, ich mag das Gefühl nicht gern. Wurio lüftet. Heidi schreit nach mir, ich schau nicht hin, mit der muß ich wegen Purzel noch mal richtig reden. Mutti mischt sich ein, sie fragt, warum ich nicht mit Heidi spräche. Ich sag ihr, daß ich beleidigt wäre, weil sie eine Diebin sei, und da hält mir die Gans doch vor, ich solle nachdenken, was ich alles in mein Tagebuch geschrieben hätte. Gut, daß Leute kommen, sie muß den Mund halten und darf ihn nur aufmachen, um zu grüßen. Die meisten Leute im Ort mögen Mutti nicht. Sie sagen auch, sie sei böse und wolle immer etwas Besseres sein. Da haben sie ganz recht. Auf dem Heimweg helf ich ihr die Tasche tragen, sie sieht albern aus mit ihrem schwarzen Löffelohrenhut. Dann kommt noch der Forstmeister und kneift mir in die Wange, dieser Affe. Mutti ist schon wieder übel, sie kommt soeben noch ins Klo, es ist schaurig. Sie sagt, sie wüßte gar nicht, ob sie morgen fahren könne. Ich tu mein Bestes, um sie gesund zu machen, bring ich ihr den verdammten Lutschwieback mit heißer Milch. Sie verbrüht sich den Schnabel, ist aber nicht sehr böse, weil sie zu schwach ist. Dieses Gesicht! Ich kann es nicht mehr sehen, und schließlich, in einem Liebesanfall, zieht sie mich zu sich aufs Bett. Sie küßt mich, stinkt aber so schrecklich, daß ich heulen muß. Ich mach mich so steif wie ich kann; und dann weiß ich wieder nicht, wo ich hinsehen soll, als sie den Quatsch von Vatis Augen sagt, daß ich doch ihr Mädchen wäre und so weiter.

Endlich kommt noch der nächste Tag, an dem es ihr viel besser geht, und dann bringen wir sie zur Bahn. Natürlich viel zu früh, der Zug steht noch nicht da. Ich muß mich andauernd drücken lassen, versprechen, versprechen, versprechen. Meine Schwester heult, sie glaubt jetzt endlich auch, daß ich lieb sein werde. Es geht ihr aber nicht gut, sie hat Angst, ohne Mutti zu sein. Mutti will nicht lange bleiben, sie hat ein ungutes Gefühl, sagt sie, aber meine anderen Geschwister warten auf sie, sie hat's ihnen versprochen und sie freun sich sehr auf ihr Kommen. In spätestens vierzehn Tagen will sie zurück sein. Das Kind meiner Schwester soll erst in einem Monat kommen. Dann seh ich nur noch Muttis winkenden Arm

mit dem schwarzen Handschuh und einem weißen Taschentuch zwischen den Fingern; und jetzt schüttelt sie's immer wieder, bis sie hinter der Biegung von den Bergen verschluckt wird.

Sie ist weg. — Meine Schwester heult wie ein Schloßhund. Ich muß mich für sie schämen, weil sie so grausig aussieht. Das ganze Gesicht ist ein einziger roter Fleck und dann noch dazu dieser dicke Bauch. Der Mantel spannt in allen Knopflöchern, als wollte er sie einzeln abspringen lassen, die Knöpfe. Sie will mit dem Bus fahren, weil ihr schon wieder schwach ist. Ich mag nicht mit ihr fahren, sie sagt, ich müsse. Ich sag, "ich scheiß drauf", geh einfach weg. Sie ruft hinter mir her. Ich lauf so schnell, daß sie mich nicht einholen kann. Ich will zu Inge. Die wohnt vier Kilometer weit weg.

Weil es schon ein bißchen geschneit hat und der Schnee auf der Straße liegen geblieben ist, will ich mit dem Fahrrad fahren und meinen Schlitten hinten anbinden. Meine Schwester würde mir das sicherlich verbieten, weil sie sagt, es ist Glatteis, aber die spinnt, wenn sie denkt, ich könnte ja unter ein Auto kommen oder unter ein Pferd oder einen Schneeball! Ich bin lange vor ihr zu Hause, weil ich den Kutscher gefragt habe, ob er mich mitnimmt.

Das Fahrrad ist völlig verrostet, keine Luft in den Schläuchen. Ich nehm nur den Schlitten, den großen Fünfsitzer. Inge will mir schon lange was schenken, ich bin bisher nicht dazu gekommen, es abzuholen. Ich schwing mich auf den Schlitten und holper die paar Stufen runter bis zur Hauptstraße. Da steht der Autobus an der Haltestelle. Der Fahrer will mich mit meinem Schlitten nicht mitnehmen. Ich zeig ihm die Zunge, mach "bäh", und tu so, als würde ich weggehen. Er schreit, mit seiner Kasse vorm Bauch, daß ich ein freches Luder sei und wenn er mich erwische ... ich binde den Schlitten schnell hinten an den Bus, an die Metalleiter, die zum Dach führt. Der Bus fährt los, ich kann noch soeben auf meinen Schlitten springen, dann stauben mir auch schon Schnee und Auspuffgestank um die Ohren, es ist eine Wucht! Die Leute im Bus können mich nicht sehen, weil das Fenster viel zu hoch liegt, und die an den Haltestellen auch nicht. Nur die, die ausgestiegen sind. Aber bis sie es begriffen haben, fährt der Bus schon weiter. An der sechsten Haltestelle muß ich raus. Zu Fuß hätte ich Stunden gebraucht!

Inge freut sich riesig über meinen Besuch. Ihre Mutter ist Lehrerin, meistens unterrichtet sie außerhalb. Wir machen uns Kaffee, kaufen Kuchen beim Kaufmann an der Ecke; es ist sehr gemütlich, weil es draußen immer mehr schneit und eisig kalt geworden ist. Inges Freundin kommt. Die beiden haben einen Blutkreis geschlossen, ich soll auch eintreten, aber das geht nur, wenn jeder von jedem etwas Blut trinkt. Das ist widerlich, weil ich die Freundin nicht leiden kann, sie hat so fette Haare. Ich überlege, ob ich den Blutkreis ablehnen soll; sie wird mir dann sicherlich das Geschenk verweigern. Weiter überlegen kann ich nicht, Inge hat bereits die Nadel gebracht, hält die Spitze über eine Kerzenflamme. Ich fühl den Angstschweiß über meine Stirn treten. Sie sagen, daß sie es nicht mehr zu machen bräuchten, weil sie es schon getan hätten. Nur ich müßte noch. Ich stech mit der Nadel in die Fingerkuppe, sag weiter nichts, ich möchte das Blut der Freundin nicht trinken. Es tut verdammt weh. Sie holen ein Glas mit gesegnetem Wasser. Endlich hab ich einen Tropfen aus dem Einstich rausgepreßt, sie wollten schon stechen helfen, es kam ihnen nicht genug Blut. Der Tropfen fällt ins Glas, wir trinken davon, reichen uns die Hände, die wir kräftig schütteln, schlagen uns gegenseitig auf die Schultern. Inges Freundin ist älter als wir und auch viel stärker. Zum Schluß müssen wir uns unsere Tiere zeigen. Inge macht es zuerst freiwillig. Ihr Tier ist so groß wie drei Lollis zusammen, sie schiebt bloß die Hose ein bißchen zur Seite. Dann kommt die Freundin. Da kann man vor lauter Haaren gar nichts sehen, und dann muß ich. Sie schau'n beide sehr lange und genau, sagen "hm", und dann ziehen wir uns die Hosen wieder hoch. Inge erzählt uns eine Geschichte, die sie von ihrer Mutter hat — über einen Bruder, der seine Schwester im Spaß totgekitzelt hat. Sie hat gelacht und gelacht, und ganz plötzlich ist sie daran erstickt. Das war irgendwo in einer Stadt, nicht bei uns.

Die Freundin geht bald, ich darf ihn sehen. Im Schlafzimmer auf dem Kleiderschrank hab ich ihn zum erstenmal entdeckt. Er liegt immer noch da. Ich hab gefragt, schon oft und oft, woher sie ihn hat. Sie tut, als läge er schon ewig da. Die Mutter weiß es auch nicht. Eigentlich hat die Mutter ihn mir geschenkt, den wurmstichigen Jesus. Er ist so groß wie ich, hat einen Holzbart ums ganze Gesicht, die Arme — der eine davon ist abgebrochen — hält er so, wie der in der Kirche am Kreuz, weit von sich gestreckt. Sein Bauch ist ganz nackt, und da, wo sich der Holzstoff bauscht über dem riesigen Tier, das man nur ahnen kann, sitzt eine schön

gefaltete Schleife, die zum Teil seine langen Oberschenkel verdeckt. Ganz dünne Knie hat er, die Waden sind völlig zerstoehen, die riesigen FüÙe mit dem Loch drin, übereinander gelegt. Er ist leichter, als wir dachten. Ich darf ihn heute schon mitnehmen. Inge fragt, ob meine Mutter nichts dagegen haben wird. Die ist verreist; und von meinem unterirdischen Gang erzähl ich Inge nichts. Es könnte sein, daß sie oder ihre Mutter das Geschenk eines Tages wiederhaben wollen.

Ich zieh dem Jesus meinen Mantel über, den hängenden Ärmel steck ich in die Manteltasche, wie das die Einarmigen machen; leg den gut verpackten Christusmann rücklings auf den Schlitten, so kann er in seinen Himmel sehen. Es ist beinahe Nacht. Ich hab mich sehr lange aufgehalten. Nicht, daß ich Angst vor meiner Schwester hätte, die hat nichts zu sagen, und wenn sie auch Mutti schreibt, wird das einige Tage brauchen, bis die Antwort wieder bei uns ist.

Schnee fällt in dichten Flocken, der Wind brennt eisig auf meinem Gesicht. Ich könnte meinen Mantel gut gebrauchen, aber der Mann hat so lange in dem geheizten Schlafzimmer gelegen, er braucht ihn nötiger, weil er verwöhnt ist. Mir wird schon warm werden. Um nach Hause zu kommen, könnte ich einfach den gleichen Weg zurücklaufen. Es ist aber besser, wenn ich das nicht tu, weil da Menschen gehen, und die sind neugierig, sie fragen und sehen vielleicht auch noch meinen Christus an, wir mögen das beide nicht. Ich bin sehr glücklich über ihn. Oft habe ich an ihn gedacht, was ich mit ihm machen werde, wie lieb ich zu ihm sein will. Ich geh sonntags in die Kirche, da hängt sein großer Bruder, und unter ihm, rechts und links zu seinen FüÙen, knien ein Bauer und ein Soldat, sie haben Hut und Mütze in den Händen und blicken zu ihm auf. Ich schau auch hin. Manchmal befriedige ich mich durch meine Manteltasche, über die ich das Gesangbuch halte. Jener große Bruder ist bestimmt zweimal so groß wie meiner auf dem Schlitten.

Inge will schnell wieder ins Haus, es ist wirklich eiskalt. Wir haben uns verabschiedet, ich will sie nächstens einladen und Kaffee und Kuchen spendieren.

Um auf den Waldweg zu kommen, muß ich ein ganzes Stück zurückgehen und den Hügel hoch, weil es hier keine andere Abkürzung gibt, und die

Wiesenwege schon zu verschneit und mit dem Schlitten und meiner Last beschwerlicher für mich sind. Später kann ich dann dafür abwärts fahren.

Hier sind vor mir schon längere Zeit keine Menschen gegangen. Es gibt auch nur wenige Bauernhöfe, dann fängt der große Wald an, der sich bis zu den Bergen erstreckt und noch ein ganzes Stück die Felsen hinauf. So spät nachts bin ich noch nie allein durch den Wald gegangen, nur damals nach der Sache mit dem Durkan, da war es schon hell, da wußte ich auch, daß noch andere Menschen in der Nähe waren.

Mein Rücken ist eiskalt, im Gesicht schwitze ich. Ich bin jetzt oben auf dem Hügel, am letzten Bauernhof vorbei. Der Weg ist breit, weil hier die Bauern mit ihren Ochsenfuhrwerken das Holz von den Bergen ziehen. Rechts von mir fallen die Hügel ab ins Tal. Auf der anderen Seite sind wieder Hügel, dahinter Wälder, dann die Berge. Ich kann sie nur ahnen, so verschneit und dunkel ist es. Am Anfang meines Weges drehe ich mich oft um. Jesus ist zuckerweiß im Gesicht, in den Locken klebt der Schnee. Wenn ich auf die Augen hauche, zerschmelzen die Flocken, er hat Glasaugen. Ich muß ihn am Tag genau untersuchen, vielleicht kann ich das Holztuch wegmachen, damit ich ihn ganz nackt habe.

Es wird immer dunkler, der Schnee fällt dicht; ich wollte, ich wär schon auf dem letzten Hügel und könnte abwärts sausen. Noch nicht einmal den halben Weg hab ich hinter mich gebracht. Der Wald rauscht unheimlich, zwischen den Stämmen ist es stockdunkel. In den Telegrafmasten sausen heulend hunderttausend wimmernde Gespenster. Mir ist eiskalt, mein Herz klopft bis unters Kinn. Ich hab Seitenstiche vom Laufen. Meine Hände sind so steif gefroren, daß ich sie kaum mehr fühlen kann, die Zehen in den Schuhen auch. Ich möchte gern den Mantel anziehen, doch wenn ich stehenbleibe, ist es noch viel unheimlicher. Jetzt muß ich durch den dunkelsten Waldteil. Da stehen zu beiden Wegseiten Bäume, überdachen mit den Wipfeln den Pfad, so daß kein winziges Stückchen Himmel zu sehen ist. Zu schnell darf ich nicht laufen, ich könnte ihn verlieren, in dem weichen Schnee hör ich's dann nicht plumpsen. *Wenn ich ein Vöööglein wär ...* geht nicht, mein Hals ist so komisch zugeschnürt, klingt auch dumm, hier dem Wald was vorzusingen. Ich geh hinter dem Schlitten, weil der Weg leicht abwärts fällt. Ich stakel, mach meinem Knie neben Jesus Platz, mit dem anderen Bein stoß ich mich ab. Geht gar

nicht gut, der Schneematsch ist noch zu weich, zu frisch, gibt keine Unterlage. Ich spanne mich wieder vor den Schlitten, spiele ein bißchen Pferdchen. Mein Wiehern klingt fremd. Ob da jemand steht oder sich zwischen den Stämmen versteckt, der mitläuft und gewiebert hat? Ich bin eine dumme Gans, ein Schießhase. Außerdem ist mein Jesus geheiligt. Keiner darf mir was tun.

Vom Himmel hoch, da komm ich her ... Ich bin jetzt beim Marterl. Kein Mensch weiß, wann es gebaut worden ist, so alt muß es sein. Mutti hat uns erzählt, daß da ein Stück von dem Leib Christi eingemauert worden sei, weil an diesem Platz einmal eine Sennerin spurlos verschwunden wäre. Da ist eine kleine Holztür, auf die die Sennerin gemalt ist. Sie steckt mit dem Kopf in der Wiese, hat hochgeschnürte Stiefel an, einen blauen Kittel, der steif in die Luft steht, und über die grüne Wiese verstreut stecken die weißen Schäfchen, auch mit den Köpfen voran, im Gras, strampeln mit den Beinchen in der Luft. Mutti hat uns immer verboten, daß wir an die Tür klopfen. Öffnen durften wir sie schon gar nicht. Ich hab es doch getan, da war nichts dahinter, gar nichts, nur Mauer. Aber hinter der ersten Steinschicht ist vielleicht was Böses, das man fesseln müßte. — Wenn ich das nicht getan hätte, würde ich viel weniger Angst haben. Da schlägt mir jemand auf die Schulter. Versteinert wie das Marterl, bleib ich stehen, nur, daß ich mir dabei in die Hose mach. Diese verdammten Äste! Schnee war es, blöder Schnee. Meine Augen werden naß, ich muß heulen, schluchze trocken vor mich hin, meine Hose ist naß, es läuft und läuft, ich will nicht stehenbleiben und warten, bis ich fertig bin. Jetzt renn ich wie eine Wilde. Der Stoff reibt an den nassen Stellen. Ich verspreche allen, die es wissen wollen, brav zu sein. Ich bete, ich bete laut. Es ist nur ein recht lautes Geheule ohne Worte, weil der Wald kein Ende nehmen will. Endlich wird es ein bißchen heller. Das dunkelste Stück liegt hinter mir. Ich werde mich nie mehr umdrehen. Auf meinem Schlitten liegt er noch, ich merk's am Gewicht, ich hab ihn also nicht verloren. Da kommt ein Hügel, den ich runterfahren werde. Ich setz mich auf den Christus, sein Arm stört mich, ich sitze zu hoch, kann mich mit den Beinen nicht abstoßen, und von allein geht's nicht. Ich bin doch schneller, wenn ich laufe. Komm mir nicht so nutzlos vor, werde ab jetzt diese kleinen Hügel nicht mehr fahren, nur laufen, dann hab ich wenigstens noch meine eigenen Geräusche in den Ohren, es ist viel zu still, wenn ich stehenbleibe.

Ich hab wieder aufgehört zu heulen, weil es sinnlos ist, die Luft wird davon nur knapper. Der Knoten im Hals ist angeschwollen, ich hör mich durch die Lippen pfeifen wie ein alter Mann, die Stiche im Bauch tun verdammt weh. Es ist zum Verzweifeln, ich muß nach Hause kommen, egal wie. Da beginnt auch schon das zweite finstere Waldstück, durch das ich noch muß. Dahinter wird der Weg richtig abfallen, ich müßte dann die Lichter aus dem Ort sehen können, unser Haus, den Garten oder wenigstens die Laterne vor dem Schneckenmustertor.

Das zweite Waldstück ist noch unheimlicher. Es ist jetzt so dunkel, daß ich den Weg nur noch ahnen kann. Der Wald rauscht in meinem Bauch bis zum Hals. Jetzt ist mir schrecklich heiß, meine Gelenke sind steif. Ganz automatisch traben meine Füße vorwärts. An der Innenseite der Schenkel, wo das Fleisch am empfindlichsten ist, reibt und brennt die Skihose, weil ich da reingemacht habe, ich konnte bestimmt nichts da für.

Ganz plötzlich hör ich, ist es hinter mir oder ganz weit weg, ein tiefes Grunzen. Ich hab gar nicht gewußt, daß ich noch schneller laufen könnte. Der Christus liegt gut und fest auf dem Schlitten, er braucht sich nicht zu fürchten. Da ist das Grunzen wieder, diesmal ganz dicht. Die nackte Angst durchrieselt mich. Meine Beine sind schwer, ich kann sie nicht mehr heben, meine Arme sind steif, ich bin gelähmt! Das Grunzen ist hinter mir, stößt gegen den Schlitten, der Schlitten wird schwerer, ich kann ihn nicht mehr ziehen. Das Grunzen hält ihn fest, und dann fühl ich es an meinem Arm, im Nacken sitzt mir's eiskalt, von ganz dicht, durch Stoff und Haut, greift es mich an, gräbt scharfe Fingerkrallen in meinen Oberarm, zerrt an mir, bis ich in den Schnee stürze. An meinem Hals hinten fühl ich die nasse Schnauze von dem Vieh, dem Schwein, dem Wildschwein! Ich reiß mich vom Boden hoch, strampel mit den Füßen, ras in Richtung Heimat.

"Mein Jesus, ich hab ihn verloren, ich will ihn behalten! Ich will meine Puppe haben und wenn ich sterben muß!" Durch meine Finger sausen schrille, hohe Schlachttöne, die werden's vertreiben. Ich weiß, wie man mit solchen Viechern umgehen muß! Meine Angst ist wie weggepfiffen. Da ist der Schlitten, das Grunzschwein, es hat meinen Schlitten umgekippt.

"Was wühlst du mit der Schnauze da unter dem Mantel? Du Luder, dir werd ich's zeigen! Laß die Klauen von meiner Puppe! Mistvieh! Verschwinde, du Aas."

Da krümmt es den Rücken, taumelt in schlierigen Stapfen auf mich zu, spreizt die Haxen, springt auf der Stelle, dreht sich, es ist bei mir. Ich will weglaufen, da steckt es die Hinterbeine in den Schneematsch, schlingt die Vorderklauen um meinen Hals, umklammert mich, läßt nicht los, die heiße Schnauze. Es drückt mir die Luft ab! Ich kann mich nicht bewegen, weil es mich so fest umklammert hält. Ich kann nicht schlagen, aber ich weiß, was man mit solchen Viechern macht! Ich zieh mir, so gut es geht, die Hosen runter. Das Schwein preßt den heißen, glatten Bauch gegen meinen Rücken. Ich werf mich blitzschnell vornüber, geh ein bißchen in die Hocke, jetzt hängt der Lappen über mir, schnaubt wütend und dann greif ich mit meiner Hand von vorn zwischen meinen Beinen durch, und da hab ich auch schon das heiße, weiche Ding in meiner Hand. Ich zieh es durch meine Beine nach vorn, klemm die Schenkel ganz fest zusammen, damit es nicht zurückrutschen kann. Es ist ganz schnell aus dem Haarsäckchen geschlüpft. Mein Tier ist genauso aufgeregt. Ich steck die beiden zusammen, zeig ihm, wie man es macht, dann geht es wie bei meinem Onkel: *rit-mus-rit-mus*. Der heiße Wurm wird so groß, daß ich ihn wachsen fühle. Das Schwein hat ganz vergessen, was es wollte. Es schnaubt mit seinen Bewegungen, zuckt in den kurzen Schenkeln, ich muß mitzucken, weil ich aufgespießt bin, mach mich endlich los. Das Schwein fällt vor mir auf seine vier Haxen, umschlängelt mich, der zahm gewordene Hund, wedelt mit dem Schwanz, streckt mir seinen Hintern hin, ich geb ihm einen ordentlichen Tritt.

"Willst wohl mit nach Haus?" Ich tret ihm in die hochgereckte Schnauze, sein Stummelschwanzwedeln bedankt sich dafür.

Mein Christus liegt seitlich ausgestreckt auf dem Boden im Schnee. Der andere Arm ist auch abgebrochen: "Du Vieh!" Ich zieh dem Schwein damit eins über den Schädel. Den Kopf von meinem Jesus bette ich auf den abgebrochenen Arm. Ich knie mich neben ihn. Wenn ich mein Gesicht ganz dicht vor seins halte, kann ich sehen, daß er tot ist. Er schläft vielleicht nur, aber in den Augen ist soviel Weißes!

Dieses lästige Schwein will immer wieder auf meinen Rücken springen. Ich werde das geile Vieh erschlagen. Es soll mich mit meinem Christus allein lassen. Um uns herum sind winzige, kleine Haarbüschel zerstreut. Es sind kleine Bären, die um meine Füße tänzeln und sich im Schneestaub trollen.

Mein Po wird langsam kalt, ich zieh mir die klamme Hose wieder hoch, leg meinen Einarmigen auf den Schlitten, zieh mir den Mantel an, nehm die Schlittenschnur, die Kufen sind fest vereist im Schnee. Mit einem Ruck mach ich ihn los, und dann stiefel ich ganz langsam in Richtung Heimat, das Schwein immer neben mir. Soll ich es als Haustier mitnehmen? Geht schlecht, weil es immer so sein wird, wie es jetzt ist. Würde mich vor allen Leuten von hinten anspringen. Das geht nicht, so was ist verboten. Es zottelt, grunzt neben, manchmal hinter mir. Meine Angst ist völlig weg, ich weiß, wenn der Hügel kommt, bin ich viel schneller.

Vor dem Hügel zieh ich die Hose noch mal runter. Das Schwein versteht sofort, als hätte es auf dieses Zeichen gewartet, stellt es sich auf die Hinterbeine, legt die Pfoten um meinen Hals, diesmal aber nicht so fest. Ich helf ihm, meinen Schlitz zu finden, dann wackelt er wieder hinter mir, ich wackel mit. Doch mir ist die Lust vergangen. Ich schütten das Schwein mit den schneenassen Klauen ab, zum Hosenhochziehen hab ich keine Zeit mehr, ich will schnell weg, bevor es kapiert, was los ist; setz ich mich so auf den Jesus. Ich schlag mit dem Holzarm nach dem winselnden Schwein, es will aufspringen. Ich schlag ihm auf die Augen, es schreit, geht noch nicht weg, japst hinter uns her. Nach der ersten Kurve, wir haben schon einen kleinen Vorsprung, zieh ich die Hose erst richtig an. Das Schwein hat uns beinah wieder eingeholt. Ich laß es ganz dicht rankommen, stoß den Schlitten kräftig ab, spring gekonnt auf meinen harten Thron, die Laute hinter uns verstummen. Da sind auch schon die Dorflichter, ist unsere Laterne. Ich kann bis vor die Gartentür gleiten. Meine Schwester sitzt in der Küche, ich seh ihren Schatten im Schnee vor dem Fenster. Am besten verstau ich meinen Christus für heute nacht im Hühnerstall. Wenn er nicht so naß wäre, würd ich ihn mit in mein Bettchen nehmen; solange Mutti verweist ist, ginge das sicher gut. Er wird mir hoffentlich nicht böse sein, daß er einmal im Hühnerstall übernachten muß.

Die Schwester hockt in der Küche über ihrem Bauch und flennt. Sie werde Mutti schreiben, daß ich mich rumtreibe. Darauf schweig ich. Auf die Frage, wo ich war, gebe ich ihr keine Antwort. Das geht sie nichts an. Sie hätte sich so gesorgt, wollte gerade in dem Moment, als ich zur Tür hereinkam, zur Polizei. Die spinnt. Allein hat sie Angst gehabt. Ich bin hungrig, sie macht mir zu essen, ich muß schleunigst ins Bett, bin todmüde.

Die nächsten Tage sind herrlich. Das Frühstück versäume ich; wenn ich aufstehe, ist es früher Nachmittag. Sie macht alles für mich, soll sich rechtzeitig daran gewöhnen, wie es ist, für ein Kind zu arbeiten. Wenn mein Plan klappt, braucht sie's nicht mehr. Sie schreibt seitenlange Briefe an meine Mutter. Ich möchte nicht wissen, was für ein Stuß da drin steht. Aber über mich schreibt sie bestimmt nichts Böses, weil sie nicht will, daß Mutti sich sorgt und davon krank werden könnte. Ihr geht es nicht sehr gut. Sie hat ein starkes Ziehen im Bauch, auch im Rücken, manchmal sogar richtige Krämpfe. Hat selbst Schuld, warum holt sie sich den dicken Bauch! Sie ist lästig, meckerig, ich muß Wäsche tragen helfen, und manchmal, wenn sie sagt, daß sie nicht mehr gehen kann, auch einkaufen. Müßte ich noch ein Jahr länger mit ihr zusammen leben, würde ich verrückt werden, wie meine Mutter, oder sterbenskrank. Ich muß diese Kuh aus ihrem Stall treiben. Zu meinem Plan gehört es, sie so zu piesacken, daß sie Mutti nachfahren möchte. Deshalb helfe ich ihr nicht, komm immer erst spät nachts nach Hause, weil sie dann nicht einschlafen kann, klopf gegen die Fensterläden, die sie fest verrammelt hat, weil sie ein Schießhase ist. Sie zittert am ganzen Leib, ihr riesiger Bauch bebt, der Busen wogt. Wenn mein Bruder noch leben würde, hätte er Spaß daran. Ich komm immer ein bißchen später — nach dem Klopfzeichen — nach Hause. Sie sitzt mit aufgerissenen Augen im Stuhl, hält sich den Bauch, Schmerzen, Schmerzen, Schmerzen, aber damit noch nicht genug! Abends, im Bett, erzähl ich ihr Gespenstergeschichten. Sie will nie zuhören; sie muß aber, weil sie zu feig ist, allein im anderen Zimmer zu schlafen. Und wenn ihr nicht schlecht ist, mach ich mit meinen zugepreßten Lippen Geräusche, davon wird ihr übel. Von allem, was sie sagt, tu ich das Gegenteil. Laß sie für zwei kochen und esse bei Wurio. Sie wärmt es immer wieder auf. Wenn ich dann ahne, daß sie bald vor Hunger eingeht, lauf ich nach Hause, sag, ich hätte schon gegessen; davon vergeht ihr der Appetit, sie heult. Einmal hab ich ihr ein

Würstchen auf die Klobrille gelegt. Sie hat sich im Dunkeln reingesetzt und unheimlich gebrüllt, als wär ihr der Satan persönlich erschienen. Ich hab ihr nichts verziehen. Keine Schläge, die ich ihretwegen beziehen mußte.

Mein Christus liegt im unterirdischen Gang unserer Badeanstalt. Die Liegeflächen des Bades sind mit Seesand beschüttet. Der Strom fließt beinahe im rechten Winkel an ihr vorbei, berührt sie an zwei Seiten. Das ganze Bad ist mit Beton ein- und untermauert. Durch Astlöcher in den Wänden kann man zusehen, wenn sich im Sommer die Leute aus- oder anziehen. Rund um das ganze Bad führt ein Brettersteg. Der Steg wieder liegt auf Betonsäulen, die die großen Sandkisten stützen. Deshalb ist unter dem Steg ein Gang, der ums ganze Bad führt. Wenn Hochwasser ist, fließt auch Wasser in den Gang.

Täglich geh ich mindestens einmal meinen Christus besuchen. Ich reite auf seinem Holzpferd, putz ihm die Glasaugen blank. Ich hab ihm einen Pullover von meinem Bruder übergezogen. Wenn Wurio nicht so groß wäre, könnte ich ihr den Christus zeigen. Ich erzähl ihr lieber nichts von ihm, sonst ist sie traurig.

148

Heidi verfolgt mich in letzter Zeit. Ich wollte sie wieder einmal heiraten; da hat sie gesagt, sie wolle nicht mehr, weil sie jetzt ihre Tage habe und schon eine Frau sei, eine Frau mache so was nicht. Allzuviel wäre nicht gut. Sie wollte mir auch verbieten, mit dem Säugling, dem kleinen Nachbarssohn, auf den sie aufpassen sollte, zu spielen. Ich hab ihr dafür erst mal ein Kaninchen, das immer weißen Ausfluß hat, ins Bett gesetzt. Das Schlimmere kommt noch. Was sie gesagt hat, tut ihr jetzt schon leid. Sie rennt mir auf Schritt und Tritt nach, um mich wieder umzustimmen. Mein Jesus ist in Gefahr, sie soll uns bloß vom Halse bleiben. Bei meinem letzten Besuch hab ich Glasscherben mitgenommen. Sollte sie es wagen, meinen Gang zu betreten, würde ich sie zerschneiden, die Katze.

"Sei doch wieder gut zu mir", hat sie gesagt. "Ich hab es nicht so gemeint." Irgendwo, in einer Stadt, wohnt eine Tante von ihr. Dorthin will sie fahren. Soll bloß abhaun, ich brauch sie nicht mehr!

Ein Jahrmarkt ist in den Ort gekommen. Direkt unter unserem Haus auf der großen Wiese hat er seine Zelte aufgeschlagen. Geisterbahn und

Kettenflieger. Von denen wird mir so angenehm schwindlig, aber nicht richtig schlecht; dieses Gefühl ist wunderschön. In der Geisterbahn darf ich umsonst fahren. Beim erstenmal hab ich mich furchtbar gefürchtet und erschrocken. Von der Decke fielen mir Spinnweben ins Gesicht, dann stürzte ein Affe auf mich los, hat gebrüllt, "Uaa und Buhu", mir ins Gesicht und an den Hals gefaßt. Ich hab vielleicht geguiekt! Später konnte ich sehen, daß der Affe ein Mann ist, weil er rauskam, als die Fahrt beendet war. Mit seiner Felltatze hat er mir die Hand geschüttelt und gefragt, ob ich noch mal umsonst fahren möchte. Der Zirkus ist nicht gut besucht. Zu den Tierbesichtigungen am Tage kommen gar keine Leute, nur abends zu den Vorstellungen. Sie haben Löwen, die in ihren engen Waggons immer im Kreis laufen und dabei brüllen, daß einem angst und bang werden kann. Zwei enorm große Braunbären und eine ganze Menge stinkender Affen sind auch noch da. Die find ich großartig. Ich schau ihnen stundenlang beim Lausen zu oder auch, wenn sie mit ihren roten Stöckchen spielen. Das machen sie am liebsten. Der eine hat Ähnlichkeit mit meiner Mutter.

Der Mann aus der Geisterbahn zeigt mir alles. Ich brauch ihm keinen Pfennig dafür zu geben, darf in der Geisterbahn fahren, wann ich Lust habe, er macht nur für mich "buh" und streicht mein Gesicht mit den sperrigen Affenkrallen. Die Spinnweben kommen nicht mehr von der Decke. Manchmal setzt er sich auf den freien Platz neben mich, hält den Wagen an, der auf Schienen durch die Geisterbahn saust, kitzelt mich mit seinem Fellgesicht, sagt, daß ich ein sehr süßes, großes Mädchen sei und daß er mich liebhave. Er will mit mir Theater spielen. Hinter dem dunklen Zuschauerraum liegen ein paar kleine Umkleidekabinen. Dort hängen die Kostüme aus glatten, seidigen Stoffen. Auch goldene, bestickte, mit bunten Perlen besetzte Kleider, Pelze, Hüte, Masken, alles, was man sich vorstellen kann. Am besten geht das Theaterspielen nach dem Mittagessen, wenn die anderen schlafen. Auf der Bühne können wir machen, was wir wollen. Wenn andere kommen, sagen sie auch nichts, sie mögen mich alle gern und sagen, ich sei ganz anders als die übrigen Mädchen im Ort, schenken mir Kaugummi, Schokolade und wenn ich will, auch Zigaretten. Die bring ich Wurio, zieh höchstens mal dran.

Mitten auf der Bühne ist eine runde Scheibe, die man drehen und versenken kann. Der Mann sagt, ich solle ihn Patrik nennen. Er trinkt

gern Bier, am liebsten Schnaps. Wenn er arbeiten muß, hol ich ihm den Schnaps aus der Wirtschaft.

Wir sitzen auf der Scheibe, auf der Kraterlandschaft. Von der letzten Vorstellung mit den Löwen, die zum Schluß versenkt werden, sind die Felsen noch nicht weggeräumt. Patrik trinkt und raucht. Wir erzählen uns Geschichten, er ist viel in der Welt umhergereist. Patrik fragt mich, wie alt ich sei. Ich sag, daß ich im Januar vierzehn werde. Er sagt, daß er genau um zehn Jahre älter sei, wir trinken darauf. Der Schnaps schmeckt abscheulich. Ablehnen will ich nicht, ich spül mit Bier nach, damit die Kehle nicht so brennt. Patrik hat ein kleines Kofferradio, dreht an den Knöpfen — Musik, er will mit mir tanzen. Ich schäme mich, weil ich so was noch nie gemacht habe. Er sagt, ich solle mich verkleiden, dann würde ich freier werden.

Wir gehen in eine der Umkleidekabinen, schließen die Tür hinter uns ab. Er fragt, ob mich schon mal ein Mann geküßt habe. Ich sag, nein, ich glaub nicht; ob er mir's zeigen sollte? Ich bin eigentlich für deutlichere Spiele, weil mich die anderen, die ich nicht kenne, verlegen machen. Er zieht mich zu sich, hält mich mit beiden Händen fest, biegt mich nach hinten, ich bin zu klein, er muß mich anheben, hat dabei seinen Mund gegen meinen gedrückt, ich hab Schnupfen, meine Nase ist verstopft, ich krieg keine Luft mehr; er schiebt seine ganze Zunge in meinen Mund. Ich muß mich ein bißchen vergessen haben, weil ich so etwas wie einen Schwindelzustand fühle.

Ich wach erst wieder so halbwegs auf, als ich vor ihm auf dem Boden stehe und er mich lachend fragt, ob's schön war. Ich weiß nicht recht. Er sagt, ich könne das sehr gut. Mir ist schwummrig im Kopf. Er klopft mir auf den Po und sagt, ich solle jetzt ein Kleid anziehen, er hat mich nur immer in Hosen gesehen und will eine Dame aus mir machen. Da hängen so viele Kostüme, daß uns die Wahl schwerfällt. Wir finden ein rotes, bodenlanges Seidenkleid mit weißen Fellmanschetten und Spitzenkragen. Es ist mir überall ein wenig zu weit, vor allem um die Hüften. Patrik sagt, wenn ich nicht die langen Haare hätte und die Brüstchen, würde ich ein Junge sein. Natürlich fehle da noch etwas; er lacht, ich auch. Ich glaub, ich bin ein wenig betrunken. Die bunten Stoffe drehen sich im Raum. Er sagt, das sei die Liebe. Dann zieht er mich

splitternackt aus, streichelt mir die Haut, ich bin in den Kniekehlen unsicher. Nur Wurio kennt mich so und Mutti, wenn sie mich wäscht, aber das ist mir nicht angenehm. Ich bin ein bißchen verlegen, weiß nicht, wo ich meine Arme lassen soll, leg sie ihm um den Hals. Er bückt sich, kniet vor mir und küßt mein Tier einmal ganz vorsichtig. Ich weiß nicht, was mit mir ist. So schnell hab ich noch nie dieses Gefühl gehabt, und weil ich so einsam damit bin, fang ich an zu weinen.

Er streichelt mich.

"Ich hab dich sehr lieb", sagt er und meint, daß ich mich wegen dieses Orgasmus nicht zu schämen brauche. Er erklärt mir das Wort. Mir wird schwindlig von der Art, wie er darüber spricht. Ob ich nicht mit ihm wegfahren wolle und bei ihm bleiben. Mutti erlaubte das nie und nimmer. Er versteht gut, daß ich sie hasse. Er meint, es würde einen Weg geben, von ihr loszukommen.

Aber da ist auch noch Wurio, sie weiß nichts von Patrik, ich werde ihr auch erst später davon erzählen, das ist besser so.

Patrik will sich als Vogel verkleiden. Zuerst muß aber auch er sich nackt ausziehen, ich will nicht so alleine sein. Ich helf ihm beim Ausziehen. Erst den Pullover über den Kopf, dann das Hemd und das Unterleibchen; er hat Haare auf der Brust, einen kleinen Wald. Ich schnall seinen Gürtel auf. Er trägt die gleichen Hosen wie ich, die ich aus Amerika bekommen habe. Sie sind an den Knien abgeschabt, das Blau ist da ganz weiß. Dann mach ich den Knopf auf, die Hose ist unheimlich eng; ich kann mir vorstellen, warum. Er trägt eine winzig kleine Unterhose. Vorhin sagte er zu mir, daß meine Hose zu groß sei, er wolle mir ein winzig kleines Höschen schenken. Das geht aber wegen Mutti nicht. Beim Hoseausziehen muß ich mich hinknien, stoß dabei aus Versehen gegen sein Ding. Patrik nimmt meinen Kopf in beide Hände, schaut mir in die Augen. Er sagt: "Deine Augen sehen aus wie Rotbuchen am Wald, durch die die Sonne scheint." Ich hätte beinahe gelacht, aber dann merke ich, daß er sehr ernst ist und will ihm sagen, daß seine aussehen wie ... mir fällt nichts ein. Ich halt lieber den Mund. auf den er mich jetzt wieder küßt. Es ist viel schöner und weicher als beim erstenmal. Patrik sagt, ich solle den Mund nicht so weit aufreißen. Ich mach ihn ein bißchen zu. Das

ist gut so, weil er sagt, daß ich jetzt küssen könne. Sein Ding ist gewachsen, es guckt aus der Unterhose raus. Wir finden das beide zu witzig, ziehn die Hose ganz aus. Wenn Patrik sich bewegt, ist sein Finger immer gegen mich gerichtet. Ich komm mir komisch vor, bin albern, wie er sagt, geh zum Schminktisch, wo die Salbenpötte stehen, nehm einen Pott mit weißer Creme, schraub den Deckel ab. Er muß sich hinlegen. Ich salb sein Ding ganz lieb und vorsichtig mit dieser weißen Farbe ein. Er liegt sehr still, streichelt manchmal meine Brüstchen, sagt, ich muß vorsichtig mit dem Ding sein, weil sonst die weiße Milch komme. Er will meine Brüstchen anmalen, ich soll ganz ruhig liegen. Er hockt über mir, knetet die Farbe in die Brüstchen, es ist wunderschön, so zu liegen. Ich erzähle ihm von Wurio, daß sie mich so ähnlich massiert, wenn Mutti mich geschlagen hat. Patrik ist traurig, er will nichts davon hören, vielleicht später, wenn wir zusammen leben, dann soll ich ihm alles erzählen. Damit er nicht mehr traurig ist, massier ich ihn wieder mit der weißen Creme. Sein Gesicht, den Hals. Ich halt ihm einen Spiegel vor. Dieses weiße Gesicht mit dem weißen Ding am dunklen Leib sieht komisch aus. Ich mal den ganzen Leib an und dann den Po von hinten. Bis auf die Fußsohlen ist er jetzt schneeweiß. Seine Augen leuchten unheimlich. In sein Ding steck ich eine kleine rote Blüte aus Seidenstoff. Ich hab mich schon die ganze Zeit darauf gefreut, angemalt zu werden. Er macht das wunderschön mit seinen großen Händen. Wir lachen uns an dabei.

Wir sind zwei weiße Blüten vor dem Spiegel. Er steht hinter mir und fragt, ob ich sehen könne, wie schön ich sei. Ich schäme mich, dreh mich zu ihm, leg meine Arme wieder um seinen Hals und drück mich ganz fest an ihn. Sein Ding reicht mir weit über den Nabel; aber nun möchte ich doch sehen, ob ich schön bin und schiel nach meinem Po, der ist 'sehr klein. Ich bin halb so breit wie Patrik; er sagt "kleine, schmalhüftige Wölfin" zu mir. Ich finde diesen Namen sehr schön, bin stolz auf mich und auf das Böse, das in der Wölfin steckt. Ich fang an zu knurren, zeig ihm die Zähne, und dann lachen wir wieder.

Wir wollen Theater spielen, wie wir es zu Anfang vorhatten. Ich steig in das rote Kleid, es ist mehr ein Umhang, weil es vorn geöffnet ist, dreh mich vor dem Spiegel, damit ich sehen kann, wie die Falten fallen und wann mein Bauch zu sehen ist und wann nicht. Patrik hat einen

buntschillernden Mantel aus langen, gebogenen Vogelfedern umgelegt. Der Mantel fällt vorn über seinem Ding immer wieder auseinander, und dann lächelt er so ein bißchen verlegen. Er sagt, ich solle auf die Bühne schweben und tanzen.

Es ist Nacht. Die Steine unter meinen Füßen sind hart. Ich bin ein Tier, ein rotes, glattes Natterntier. Da, wo der Stoff meinen Körper nicht berührt, ist er kühl, an den anderen Stellen ist er ein Stück von meiner Haut geworden. Ich schwebe auf den Mittelpunkt der Scheibe zu. Mir erscheint ein Licht. Warm und rot bricht es aus einem der Steinlöcher. Es ist ein flackerndes Feuer. Wie eine Gerte biege ich mich in erst großen, dann enger werdenden Ringen um das Feuer. Meine Schwingen wehen durch die wachsenden Flammen. Die Hitze zieht mich an, durchrieselt meinen Leib. In einer Entfernung von ungefähr zwei Metern bleibe ich stehen, weil es so heiß geworden ist. Das Feuer ist größer als ich. Auf den Flammenspitzen tanzt eine Schale aus schimmerndem, durchsichtig-weißem Stein. In ihr kocht weiße Milch, die brodelnde Dampfschichten in die Nacht schiebt. Es riecht wie in der katholischen Kirche nach Weihrauch, nach Schierling, nach Pilzen. Ich bin schwindlig. Meine Arme hängen schwach und müde an meinem Leib. Das Kleid rutscht mir von den Schultern, fällt zu Boden, wo ich es liegenlasse. Durch den Flammenschein sieht es aus, als würde mein Leib glühen. Da sehe ich durch die Zungen der Flammen auf der gegenüberliegenden Seite eine Gestalt stehen, einen Vogelmenschen. Sein Gefieder schillert wie der Regenbogen. Aus dem Schädel wächst ein riesiger Schnabel. Durch die Federn am Bauch schiebt sich das gegen mich gerichtete männliche Glied. Die grauen Augen, die in den beiden Höhlen über dem hart gebogenen Schnabel sitzen, beschauen meinen Leib, meine Brüstchen, gleiten über meinen Bauch, mein Tier, meine Schenkel, bis zu meinen Füßen, zwischen die Zehen und wieder zu meinem Tier. Ich könnte umfallen. In mir tobt und braust es. Ein Schmerz, der gleichzeitig guttut: Mein Tier ist brennendheiß. Das gegen mich gerichtete Tier zwingt mich, meinen Arm hochzuheben, bis er waagrecht vom Körper absteht, bis ich ihn in die Flamme halten muß. In die kochende Flüssigkeit bette ich meine Hand, die keinen Schmerz fühlt. Durch die andere Flammenhälfte wächst ein Männerarm, eine Hand, die sich über die meine in die Schale legt. Wir starren auf unsere Tiere. Durch meine Fingerspitzen fließt die Flüssigkeit aus der Schale. Es ist wie das Streicheln der Hände vorhin, nur

viel stärker. Durch meine Finger kriecht es in meine Hand, quillt durch den Arm in die Achselhöhlen. In den Brüstchen staut sich der Saft, rinnt durch den Bauch in mein Tier, fällt ab an den Schenkelinnenseiten bis in die Zehen. Schlängelt wieder den ausgehöhlten Leib hoch, in das Auge, unter die Haare. Ich sehe, wie sich mein Riesenvogel in gleicher Geschwindigkeit mit dem Saft aus der Schale füllt, wie sein Geschlecht ausschlägt, gegen mich drängt. Mein Tier brennt. Ich verliere weißen Saft. Über dem Stab glänzt die gläserne Perle, sie zerschmilzt in der Hitze. Immer wieder neue Perlen, die zerplatzen. Meine Beine sind weit gespreizt, wie im Spagat. Der Vogelmann verliert Laute aus seinem Schnabel. *Wir reden in einer Sprache, die ich noch nie gesprochen habe.* Da bricht aus dem Tier ein breiter Perlenstrahl. Die Kugeln sprühen gegen meinen Mund, die Lippen, mein Gesicht, Bauch, gegen das Tränenauge mit dem Felttäschchen. Ich hab keine Kraft, fall zusammen. Vor den Augäpfeln tanzt es rot, grün, weiß, gold, schwarz. Er hält mich, der nackte Leib, der Vogelmann, meine Wünschelrute, mein wunderschönstes Spielzeug. Er trägt mich auf seinen Schwingen, durch alle Räume schweben wir, drehen uns in himmelblauer Rieseluft. Zwei verzahnte Riesebälle, Schneekreisel im Sonnenlicht, Blasen.

Patrik hat mich in eine Badewanne gesetzt. Neben uns ein Klo, das von Zeit zu Zeit selbständig spült. Wir müssen sehr darüber lachen. Die Badewanne ist voll mit Coca-Cola und Bierflaschen; wir sitzen mittendrin, schrubben die weiße Farbe von den Bäuchen. Sein Ding ist noch immer groß. Ich glaub aber, daß ich jetzt nach Hause muß. Ich hab überhaupt keine Ahnung, wie spät es ist. Er frottiert mich mit einem Badetuch ab, in das er mich völlig einwickelt. Wir ziehen uns an. Ich kann nur schlecht auf einem Bein stehen. Wir küssen uns immer wieder, aber ich muß jetzt gehn. Noch einmal dreh ich mein Gesicht, dann muß ich gehn.

Als wir aus der Tür treten, kann ich sehen, daß wir im Haus vom Zirkusdirektor waren. Er hat es gemietet, solange der Zirkus im Ort ist. Auf dem Nachhauseweg begrüße ich keinen Menschen. Es ist mir völlig egal, ob sie uns nachschauen, wie wir da festverschlungen über die Holztreppe klettern. Patrik bittet mich, nicht mehr zu Wurio zu gehen. Er sagt mir auch warum: Weil er seine Wölfin liebt. Ich kann ihn verstehen.

Ich komm in die Küche, hab soeben die Tür hinter mir zugemacht, da haut mir meine Schwester doch eine runter. Ich schlag zurück, und dann schlag ich noch einmal auf die andere Seite. Sie ist wahnsinnig wütend: Ich Rumtreiberin! Ich wäre eine Hure! Sie hätte mit eigenen Augen gesehen, was ich auf der Bühne da unten mit dem Mann getrieben habe, und wie lange, und dann sei ich mit ihm ins Haus gegangen, er habe mich getragen, und erst nach langer Zeit wären wir wieder rausgewankt! Ich sei wohl besoffen! Hier rumknutschen in der Öffentlichkeit! Sie habe alles bereits an Mutti geschrieben, weil sie sich so vor mir ekle. Sie wolle keinen Tag länger mit mir zusammen leben. Ich Sau ich. Sie wollte mich suchen, weil ich solange weg war. Heidi hätte ihr gesagt, daß ich zum Zirkus gegangen wäre, und da habe sie mich gesehen.

Was sie das wohl angehe? Sie sagt, sie trage die Verantwortung. "Du bist minderjährig," meint sie, "wenn Mutti das weiß, bringt sie dich um!" Sie möchte es am liebsten selbst tun.

"Welche Schande für die Familie!" Ich frag, ob sie denn noch an den Storch glaube, oder ob ihr dicker Bauch etwa vom Lollilutschen käme? Sie wird so verrückt wie meine Mutter. Aus einem Knochen sind diese beiden geschnitzt. Morgen abend geht ihr Zug.

"Keinen Tag länger, du Mistvieh!" Sie heult Rotz und Wasser. Ich fühl kein bißchen Mitleid! Nur das Kindchen werde ich bedauern, noch so eine Mutter! Das darf nicht sein, ich werde es verhindern, es paßt genau in meinen Plan. Ich freu mich sehr, daß sie abhaut, sag ihr das auch, und daß ich sie hasse und daß sie und Mutti Hitlerhuren wären. "Jede Mutter, die so viele Kinder hat, ist ein Schwein!"

Das hab ich letztens bei Renates Mutter aufgeschnappt.

Sie tobt durch die Wohnung, die Irre, will gleich alle Klamotten auf einmal in den Koffer packen und abhaun, aber dann wird ihr so übel, daß sie nach Luft schnappt und umsinkt. Über den Teppich rollt die Schraube, quietscht rostig dabei. Ich sag: "Das ist die Strafe." Sie droht mit der Faust.

"Untier, Teufel!" Dann ist sie für eine ganze Weile ruhig. Ich hatte mich schon gefreut, aber leider wacht sie wieder auf, legt sich angezogen ins

Bett und röchelt. Ich esse noch Brot mit den dicksten Wurstscheiben meines Lebens und leg mich dann auch schlafen. Ich denke an morgen, an Patrik, und daß ich ihn erst mal einen Tag nicht sehen werde, wenn mein Plan klappen soll. Ich hab dieses aufregende Kribbeln im Bauch, denke an Patrik, an sein Ding, und wie er zu mir war.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht bin ich ziemlich zerschlagen. Ich hab nicht fest einschlafen können, weil mich die Kotzerin immer wieder geweckt hat, jedesmal, wenn sie aufgestanden ist, hat sie gestöhnt und Licht gemacht. Ich möchte gern noch weiterschlafen. Geht nicht, muß meinen Plan durchführen. Wenn Mutti die Sache mit Patrik erfährt, bringt sie mich vielleicht zum Henker. Ich kann das Ekel, meine Schwester, nicht mehr sehen. Sie will nicht essen. Ich hab Frühstück gemacht, knie mich — es fällt mir sehr schwer — vor sie hin, frag, ob ich das Kind mit meiner Wange fühlen dürfe, entschuldige mich für gestern, ich würde so etwas nie wieder tun. Ich hätte solche Angst vor dem Mann gehabt, daß ich mitspielen mußte. Sie will mir nicht glauben.

"Du bist falsch!" sagt sie. Sie hat genug von mir. Die Schmerzen seien jetzt ganz anders, sie habe ein ungewohntes Ziehen im Bauch. Sie will unbedingt zu Mutti, der einzigen, die ihr helfen kann. Ich heul mit, bitte sie, mir zu vergeben; sie will nie mehr, nein, nein, nie mehr. Ich frag, ob sie mir wenigstens erlaube, mit zur Bahn zu kommen. Erst sagt sie, daß sie darauf verzichte, aber dann darf ich doch. Die folgenden Stunden helfe ich ihr beim Packen. Wir haben nicht mehr viel Zeit, trotzdem frag ich, ob sie Seife und Zahncreme brauche. Sie ist sehr gerührt, weil ich so lieb sein kann. Ich hab Angst, sie überlegt sich die Abreise und bleibt doch hier. Ich behalte mein Taschengeld, von dem ich Seife und Zahncreme kaufen wollte, nimm mir den Betrag aus der Haushaltskasse und noch ein bißchen mehr; Geld kann man immer brauchen.

Kurz bevor wir losgehen, pack ich die Seife aus der grünen Hülle und leg das Papier in den Koffer zurück. Mit dem Seifenstück und einem großen Topf Wasser schleich ich mich aufs Klo. Ich habe ein Küchenmesser dabei, schließ die Tür ab. Meine Schwester ruft: "Wir müssen los!"

"Ich hab Durchfall, mir ist ganz schlecht!" ruf ich zurück.

"Kann ich dir was helfen?"

"Es wird gleich besser sein!" Und dann nehm ich unter Stöhnen, so daß sie's hören muß, die von mir in kleine Stückchen geschnippelte Seife ein. Sie schmeckt schaurig. Mein Magen krümmt sich, aber ich muß sie drinnen behalten. Den Trick kenn ich von meinem Bruder, der tot ist. Im Internat haben sie Seife gegessen, um schwierigen Klassenarbeiten aus dem Weg zu gehen. Er hat mir genau gesagt, wie man das macht und daß die Wirkung ungeheuerlich sei. Etwas Magenkrämpfe und Fieber, jeder Mensch glaube, daß man schwer krank sei. Manche Jungs konnten sogar brechen, die hatten zuviel geschluckt. Ich probiere die Sache zum erstenmal. Ist zwar unschön, gehört aber zu meinem Plan. Ich zieh ganz lang an der Strippe im Klo, rülps ein paarmal, versteck den Wasserkrug hinter der Brille und geh in die Küche zurück. Meine Schwester hat den Mantel angezogen, sie schenkt mir einen Holzquirl für meine Puppenküche. Vielleicht, sagt sie, werde sie Mutti nicht alles erzählen. Das interessiert mich gar nicht.

Mein Inneres schmeckt nach Seife. Stell ich mir den Schaum da drinnen vor, wird mir noch mulmiger. Der Bus ist schon weg, wir fahren mit dem Fiaker. Ich bin ganz froh, noch an der frischen Luft sein zu können, weil mein Magen so ungemein kneift. Ich muß ständig Blasen zurückschlucken. Meine Klavierlehrerin, die am Bahnhof steht, fragt, ob ich krank sei, ich schaute so blaß aus. Ich sag, daß ich vielleicht die Magengrippe hätte. Sie schimpft mit meiner Schwester, weil die mich in solch einem Zustand alleine lasse, streichelt mir über die Wange; die nächsten Klavierstunden fallen aus. Ich bin ihr sehr dankbar. Sie geht, wünscht mir noch gute Besserung. Ich solle kommen, wenn ich wieder gesund wäre. Auch das paßt vorzüglich zu meinem Plan.

Ich kauf schnell eine Fahrkarte für meine Schwester, eine zweite für mich, diese aber nur für die nächsten drei Stationen. Der Zug steht schon da. Ich steig vor meiner Schwester ein, um den richtigen Platz auszusuchen. Gleich das erste Abteil ist günstig, weil es leer ist und dicht bei der Tür liegt. Meine Schwester sagt, ich solle gleich zu Wurio gehen und mich ins Bett legen. Sie sieht mich besorgt an. Der Brief, den sie abgeschickt hat, täte ihr sehr leid. Sie werde Mutti sagen, daß es nicht stimme. Läßt mich ziemlich kalt, ich kann auch Wurios Kind sein. Die roten Flecken auf ihrem Gesicht sind verschwunden, dafür hat sie Wasser

unter der Haut. Sie ist aufgeschwemmt. So blaß hätte sie mich noch nie gesehen, sagt sie — ich sie auch nicht.

Der Zug muß gleich abfahren. Ich hab entsetzliche Magenkrämpfe, mir wird schlecht, ich glaub, ich muß. ganz schnell aufs Klo. Ich kann nicht allein gehen, meine Knie sind wackelig und weich. Ich halt mir die Hand vor den Mund, sag: "Klo!" Sie stützt mich. Der Gang ist zu eng für mich und ihren dicken Bauch. Endlich sind wir beim Klo. Sie will mit rein, ich schieb sie zurück, schüttel den Kopf, kneif die Augen zusammen, schließ die Tür ab, tret schnell noch auf den Fußhebel, da muß ich schon furchtbar spucken. Das ganze Essen der letzten Woche, Schaum und Seifenblasen. Sie trommelt von außen an die Tür. Das Pfeifchen des Bahnhofswärters schrillt, der Zug rollt. Mein Magen tobt. Ich lehne am Fenster, es ist nicht zu öffnen, keine frische Luft, es riecht nach Seife. Ich leide Schmerzen wie noch nie im Leben. Es tut mir so weh, daß ich heulen möchte, aber nicht kann, weil ich immer wieder kotzen muß.

"Mach auf, du, mach doch auf! Der Zug fährt schon!" Sie poltert von außen ans Holz. Ich mach auf. Sie sagt noch einmal: "Der Zug fährt! Wie siehst du aus? Ganz grün!" Das konnte ich auch im Spiegel sehen. Meine Beine wackeln, ich fall gegen sie. Sie schleppt mich ins Abteil zurück, kühlt meine Stirn mit Wasser, das sie im Klo auf ihr Taschentuch rinnen lassen hat. Der Zug stampft immer weiter. Ich hab großes Glück, daß in unserem Abteil keine Menschen sind. Der Zug ist überhaupt fast leer. Auf unserem Bahnsteig hab ich außer uns niemanden einsteigen sehen. Wir müssen schon lange am Bahnwärterhäuschen vorbei sein, wahrscheinlich fahren wir jetzt durchs Knappental. Meiner Schwester zieht sich auch der Bauch zusammen, sie reißt das Fenster runter und spuckt in die Nacht. Ich krieg einen guten Teil davon ins Gesicht und auf den Mantel. Davon wird mir schon wieder schlecht. Ich beug mich neben ihr aus dem Fenster, und wenn die eine nicht spuckt, tut's die andere. Wir können uns vor Schwäche nicht mehr halten, sinken erschöpft in die Sitzbänke zurück. Sie stöhnt: "Mein Bauch, mein Bauch, Mutti, Mutti, hilf mir!" Aber die ist nicht da. Sie zieht mich und ich den Koffer nach draußen auf die Plattform. Da ist die Luft eiskalt, und dann sagt sie: "Laß uns aussteigen. Wir fahren zurück. Mein Kind, ich muß zum Arzt, es wird bald kommen, ich fühl das!" Dann hält der Zug, nur ganz kurz, es ist ein sehr kleiner Bahnhof. Ein Bahnwärter steht da. Weil er uns gesehen hat — er steht

am anderen Ende des Bahnsteigs — pfeift er, der Zug fährt weiter. Das Geld für die teure Zugkarte meiner Schwester hätte ich besser anlegen können! Nein, so ist es richtiger, sie könnten mir hinterher was nachweisen.

Ungefähr fünfzig Meter oder etwas weiter — ich hab so Bauchweh, daß ich nicht richtig sehen kann — muß der Fluß liegen. Ich kenne diese Gegend nur vom Zugfenster aus, seit meiner letzten Reise. Aber an den Fluß erinnere ich mich gut, weil ich an dieser Stelle mit meinem Bruder nach Hasen geschaut habe, und ungefähr hier war es, daß er mich auf seinen Schwanz gespießt hat, dieser Kerl. Ich stinke ganz schlimm.

"Der Gegenzug kommt noch nicht," sag ich zu ihr, "ich weiß es genau."

Meine Schwester stützt sich auf mich, sie ist unwahrscheinlich schwer. Der Koffergriff schneidet in meine Hand, sie hätte die Hälfte der Klamotten zu Hause lassen können. Ich muß durchhalten.

"Komm, laß uns zum Fluß gehen, ich muß dich ein bißchen waschen, mich auch. Ich helf dir schon. Mußt keine Angst haben. Wir fahren gleich zurück." Sie jammert. Ihr ist alles egal, sie hört mich gar nicht.

"Das sind die Wehen, das müssen sie sein!" Ihre eine Hand hat sie ganz tief in meinen Oberarm gegraben. Sie soll sich nur richtig festhalten.

"Mir geht's schon ein bißchen besser, aber Fieber hab ich bestimmt." Sie hat mich gehört und sagt: "Du Armes, könnte ich dir nur helfen. Ja, waschen ist gut. Wir fahren dann nach Haus. Wenn Mutti nur da wäre!"

Wir schleifen uns durch das Holzgatter am Bahnhof. Dann liegt da die verschneite Straße, kein Mensch ist zu sehen. In den meisten Häusern haben sie schon das Licht gelöscht, es sind auch nur ein paar Bauernhöfe in diesem Ort. Dort drüben rauscht der Fluß. Meine Schwester zittert am ganzen Leib. Sie redet gar nicht mehr, stöhnt leise; zieht die Luft ein wie eine Kuh vor dem Muhen, beißt die Zähne aufeinander, preßt ihren Atem von innen dagegen, anders kann ich mir dieses Geräusch nicht erklären. Sie läßt sich über die Wiese und dann den Hügel runter an die Flußböschung zerren. Wenn der Schnee nicht ein bißchen leuchten würde, könnte ich nichts mehr sehen. Jetzt sind wir am Wasser. Die

Wellenspitzen glimmern, der Fluß ist schwarz, sieht dick aus, geschwollen und schwer. Wir holpern am Ufer entlang, um eine seichte Stelle zu finden. Manchmal spült das Wasser über unsere Füße. Ich rutsch zufällig auf einem glatten, eisüberzogenen Stein aus, knall hin, der Koffer gleitet ins Wasser. Sie fällt neben mir auf die Steine, schreit einmal laut auf, zerrt an ihrem Mantel, ich greif nach dem Koffer. Sie hat sich auf den Rücken gewälzt, ihr Oberkörper liegt im Wasser, aber das Wasser ist seicht und zum Teil schon Eis.

"Nein, nein, nein! Mutti, Muttilein! Uahh, aua!" Sie wälzt sich, muß verrückt geworden sein. Ich hab den Koffer aus dem Wasser gezogen, mach ihn auf, schmeiß die ganzen Klamotten in den Fluß und den Koffer hinterher. Eine ganze Weile schwimmt er mit dem Rücken nach oben auf den Wellen, dann blubbert er unter. Beinahe hätte sie mich mit ihren fuchtelnden Armen erwischt. Sie greift in die Luft, ballt die Hände, öffnet sie wie ein Kleinkind, das noch nicht sehen kann. Ich will nicht, daß sie mich zu sich zerrt, ersäuft, anbeißt. Ich muß mal groß; das kommt bestimmt von der Seife, weil es so drängt, hock mich ein Stückchen abseits in den Schnee. Sie ist ein dunkler Patzen, eine Kröte mit Spinnenbeinen, die durch die Luft treibt. Sie strampelt, wild schlägt sie aus. Das macht sie müde, weil die Tritte langsamer werden. Sie hat sich in die Hose gemacht. Da ist ein dunkler, wachsender Fleck, der die helle Unterhose verfärbt, ausbeutelst. Sie liegt ganz ruhig, die Beine in den Knien angewinkelt, weit auseinandergespreizt. Sie ist so still geworden, ich traue mich zu ihr. Ich hock mich auf den Platz zwischen ihren Beinen, weil ich so den Fleck besser beobachten kann. Kurz bevor sie still war, sagte sie: "Das Kind, das muß es sein."

Ich bin wahnsinnig aufgereggt. Mein Fieber ist wie weggewischt, mir ist nicht mehr schlecht. Der Mantel ist klitschnaß, die Sachen darunter sind es auch, ich merke nichts von alledem. Ich zieh ihr die Hose ganz aus, sie hat anscheinend nichts dagegen, bewegt sich überhaupt nicht mehr.

Aus dem Loch zwischen ihren Beinen kriecht ein Stummel, ein heller Schwanz. Ich faß ihn an, zieh ein bißchen, er hat Rillen, die sich rauh anfühlen. Nur langsam wächst er aus der dunklen Höhle. Ich faß mit beiden Händen an, zieh vorsichtig, der Schwanz dehnt sich in die Breite,

die Rillen fingerdick geschwollen. Dann geht es nicht mehr weiter. Aber da ist noch was drin, weil es klemmt, hinterhakt. Ich zieh mit aller Kraft.

"Hilf mir doch, du da!" Der Schwanz ist so breit und lang wie mein Arm, aber da ist noch was dran. Jetzt kommt es. Ein helles Bündel an der einen Seite vom Schwanz, an der gegenüberliegenden auch. Das sind zwei Beinchen! Richtige Beinchen mit Füßchen dran und winzig gekrümmten Zehen! Ich muß es ganz haben, muß stärker ziehen, sonst erstickt es. Ein Bauch, ein Babybauch mit einem Knopfknäuel! Und da stockt und bremst es wieder. Wenn es Beinchen hat, muß es auch Arme haben. Da sind sie, eines, zwei Stück, ganz eng an den Bauch gepreßt. Die Händchen sind geschlossen, ganz warm, und nun hab ich es raus. Es gehört mir. Ich nehm es in meine Arme. An dem Köpfchen steckt eine winzig, süße Nase, sind zwei Augenschlitze, aber der Mund ist ganz still! Ich hüll es in meinen Mantel, so daß nur das Köpfchen zu sehen ist. Wenn doch bloß mehr Licht wäre! Ich streichle über die nasse Stirn, ganz leicht mit zwei Fingern. Meine Hände sind riesengroß, als ich über die Stelle fahre, wo die Haut die beiden Kopfhälften überspannt. Weiche, rosige Haut. Noch nie hab ich eine so schöne Puppe gehabt. Ich möchte, daß sie lacht, mit mir spielt. Das Köpfchen wächst weiter, ich kann es genau sehen. Da, wo die dünne Haut ist, dehnt es sich in zwei Hälften, ganz langsam. Immer tiefer fällt die Spannhaut über der Stirn zusammen, bis es aussieht wie ein Lebkuchenherz. Die Nase und die Stirn sind gespalten, nur der Mund nicht. Es lacht ein bißchen, macht die Augen auf und zu, wenn ich es von oben nach unten wiege. Der Kopf klappt dann auch mit. Wie schön es ist!

Du liebe Zeit, meine Schwester, mein Plan! Sie liegt noch immer so da. Ich glaube, sie ist ein Stück weiter ins Wasser gerutscht. Ich mach ihr die Beine zusammen, sie sträubt sich. Ich werd wütend.

"Wenn du nicht gleich mithilfst, schmeiß ich dich ins Wasser! Steil dich nicht so blöd an, Rabenmutter!" Ich leg das in meinen Mantel ge wickelte Kindchen ein Stück weg von meiner Schwester in den Schnee, steig vorsichtig ins Wasser, denn ich will nicht absaufen. Es ist so eisig, ich werde mir die Füße abfrieren. Dieser faule Haufen. Nur gut, daß sie nicht redet, immer noch ganz ruhig schläft. Ich faß sie unter die Achseln, greif so fest ich kann in den Mantelstoff, und dann zieh und zieh ich sie Stück für Stück ins Wasser. Hier fällt das Ufer steil ab. Das Wasser reicht mir

bis an den Bauch. Ich muß sehr vorsichtig steigen, damit ich nicht auf den Steinen ausrutsche, ich mag so schwarzes Wasser nicht. Jetzt wird es zu tief, ich kann meine steifen Beine kaum mehr anheben. Ich laß den Sack so liegen, klettere auf allen vieren ans Ufer zurück, weil ich sie jetzt an den Beinen anfassen muß, die sie schön steif hält. Sie rutscht gut. Ihr Kopf muß schon im tiefen Wasser sein, genau kann ich das nicht sehen, aber sie pendelt leicht. Der letzte Rutsch geht spielend. Ich steh auf zwei großen, nebeneinanderliegenden Steinen. Ein Schubs, ein Ruck — beinahe wär ich vornübergekippt. Ich mach Gleichgewichtsübungen mit meinen Armen. Das kann ich, hab's auf unserer Veranda geübt. Ich seh, wie sie erst ein Stück auf die Flußmitte zutreibt, sie schwimmt gut! Dann dreht sie sich und segelt mit dem Kopf voran in Richtung Ostsee.

So, jetzt schnell zu dem Kindchen! Es ist schrecklich kalt, das merke ich erst jetzt so richtig. Die Steine sind glitschig. Ist schon egal, wenn ich mir die Füße naß mache, nasser geht's nicht.

"Kannst ja mit meiner Schwester spielen, blöder Fluß, bä!" Ich streck ihm die Zunge raus.

Mein Kopf ist glühendheiß. Den Mantel hab ich angezogen, das Kindchen ist abgekühlt. Ich drück es fest an mich, es soll von meiner Körperwärme abhaben. Ich muß an Bäumen vorbei, die ich vorhin nicht gesehen habe. Mir ist schlecht, ich bin hundekrank, wär ich doch schon bei Wurio!

Ich geh in den gleichen Fußstapfen zur Bahnstation zurück, die wir gekommen sind. Da steht unter der Straßenlaterne ein Auto. Ein Mann zieht am Zigarettenautomaten, der an der Bahnhofsrückwand angebracht ist. Er dreht sich um. Ich hab nicht gesehen, daß ich im Licht stehe, hab auch nicht weiter darüber nachgedacht, was jetzt wgrden soll. Ich hab Durchfall, muß mal ganz dringend. Was soll ich sagen, wenn er mich sieht und dann fragt, warum ich so naß bin, wenn er mein Püppchen ansieht und es mir wegnimmt? Er dreht sich weg vom Automaten. Ich geh weiter, bin neben seinem Auto, genau unter der Laterne. Es gibt nur diesen Weg. Vielleicht sieht er mich nicht, aber er muß mich natürlich sehen, weil keine anderen Menschen auf der Straße sind.

Er hat sich vom Automaten weggedreht, kommt auf mich zu, kurz vor seinem Auto stoßen wir beinahe aufeinander. Ich wollte zur einen Seite ausweichen, er auch. Er bleibt stehen, sieht auf mich herunter. Ich mag nicht hochschauen, seh zwei große Lederstiefel, die mir den Weg versperren; die Beine darüber bewegen sich nicht. Er sagt: "Wer bist du denn? Dich kenn ich ja gar nicht!" Ich mag ihn immer noch nicht ansehen. Weglaufen kann ich vor diesen großen Füßen bestimmt nicht, er würde sicherlich Verdacht schöpfen. Er fragt noch mal, wer ich sei, dann fühl ich, wie er seinen Handschuh unter mein Kinn legt, mein Gesicht hochbiegt. Ich seh jetzt, daß er einen großen schwarzen Bart ums ganze Gesicht hat. Er ist beinahe so hoch wie die Riesen. Er dreht mein Gesicht ins Licht, schaut mich entsetzt an und sagt: "Wie siehst du denn aus? Bist du krank?" Ich fang an zu heulen, weil ich mich so hundselend fühle.

"Du bist ja ganz naß!" Ich heul immer lauter.

"Was hast du denn unter deinem Mantel? Das ist Blut! Hast du dich verletzt?" Er hat seine wasserblauen Augen weit aufgerissen.

"Was ist denn los? Komm, Kleines, du holst dir den Tod, komm ins Bahnhaus." Das will ich nicht. Es ist stockdunkel; der Wartesaal zugeschlossen. Er wollte sich mit mir dorthin setzen.

"Komm ins Auto, wir fahren zu einem Arzt." Ich zittere, muß doch wohl Fieber haben, weil mein Kopf so dröhnt. Ich kann ganz lange nicht reden. Er ist sehr aufgeregt, schneuzt mir die Nase, will immer wissen, was ich Blutiges unter meinem Mantel habe.

"Ich bin nicht verletzt!" sag ich ihm. "Ich bin auch nicht so krank, daß ich zum Arzt muß. Ich will Ihnen alles erzählen, wenn Sie mir trockene Sachen zum Anziehen geben."

Ich rede schwerfällig, meine Zähne klappern so aufeinander, als hätte ich tagelang im Schnee vor der Tür gestanden. Er sagt mehr zu sich als zu mir, daß es auch das beste sein werde, wenn er mich erst trocken anziehe, weil der nächste Arzt erst in Olteve wohne. Da will ich bestimmt nicht hin, denn da kennen mich alle, aber das weiß er nicht.

Er fährt jetzt schnell durch hohen Schnee und ein ziemlich langes Stück durch den Wald, den ich nicht kenne. Ich kann keine Häuser sehen. Er sagt, daß er weit weg wohne, aber alles gleich gut sein werde. Ich muß immer noch heulen und schlucken, kann kein Ende finden. Wir fahren aufwärts, der Wagen schlittert, wir fahren ganz lange aufwärts, immer durch den Wald, und dann seh ich ein Licht, es kommt aus einer Holzbaracke. Davor steht eine Laterne. Hinter der Baracke seh ich vereiste Felsen, da muß ein Berg sein, ich bin noch nie in dieser Gegend gewesen.

Er parkt seinen Wagen gleich vor den Holzstufen, die zu einer Tür führen, durch die er mich auf seinen Armen trägt wie einen müden Sack. Die Tür war nicht verschlossen. Wir sind in einem Raum, der wie ein Büro aussieht. Ich erblicke ganz verschwommen eine Schreibmaschine, aber dann nur den Ofen, der wunderschön warm ist. Ich bin so müde, beinahe tot. Der Onkel trägt mich in ein zweites Zimmer, das nur durch eine dünne Holzwand von dem ersten getrennt ist, legt mich auf ein Bett, zieht mir die Schuhe aus. Ich weine immer noch, es ist aber mehr ein Wimmern, weil ich so schwach bin. Er will mir den Mantel ausziehen, ich mag nicht. Er tut es doch, und als er das Kindchen sieht, fällt er rückwärts gegen die Holzwand. Fragt: "Ist das deines?" Redet heiser. Ich weine, so gut ich kann, schüttel den Kopf.

"Meine Schwester, von meiner Schwester!" Er nimmt das Kind in die Hände, sieht es einen Moment an.

"Die Fehlgeburt ist tot!" sagt er.

"Wie schrecklich, ich will mit ihm spielen, es behalten!" Ich muß erst mal trockene Sachen anziehen. Er hat heißen Rotwein mit Zucker gekocht, und ich muß trinken. Dann zieht er mir alle nassen Kleider aus, legt sie in eine Waschschüssel, bringt mir einen großen, weichen Schlafanzug. Die Ärmel der Jacke hängen bis auf den Fußboden. In die Hose steckt er mich, wickelt mir den Rest des Stoffes um die Beine, um den Popo. Dann bringt er mir noch ein großes Badetuch. Es riecht gut. Wickelt mir, nachdem er meine Haare abgerieben hat, auch dieses Tuch um und schlägt die Bettdecke zurück. Er sagt, daß alles gut werde, ich dürfe nicht mehr weinen, solle mich in den Kissen, die er mir hinter den Rücken stopft,

aufsetzen, und dann flößt er mir den zuckersüßen, heißen Rotwein ein. Das tut so gut! Mir wird viel besser, ich muß schon ein bißchen weniger zittern und kann ganz gut schlucken. Er bindet mir einen Turban um den Kopf, ein weißes, weiches Handtuch, das er vorher am Ofen angewärmt hat.

"Damit du dich nicht erkältest, mit deinen nassen Haaren." Er setzt sich zu mir ans Bett, streichelt meine Wange und fragt, ob ich schon erzählen könne. Als ich wieder losheulen muß, sagt er: "Wir warten noch damit. Wenn du willst, können wir auch morgen darüber reden. Heute nacht bleibst du bei mir, ich fahr dich morgen zu deiner Mutti."

Bei *Mutti* heul ich los. Ich sag ihm, daß meine Mutti verreist sei. Schon beinahe ein ganzes Jahr. Und dann fragt er, wo ich wohne. Ich sag ihm den Namen eines entfernten Ortes, weit hinter Olteve. Er fragt erstaunt, wie ich um diese Nachtzeit in diese Gegend komme, und dann sag ich ihm alles:

Daß ich mit meiner Schwester zusammengewohnt habe ... daß Mutti vor langer Zeit verreist sei. Er nickt immer, wenn ich was gesagt habe, streichelt meine Hand, sagt ab und zu "armes Würmchen!" Darüber muß ich weinen, weil ich mir so leid tu. Meine Schwester hätte in Muttis Abwesenheit einen Mann kennengelernt ... sie habe mir alles erzählt und den Mann auch gezeigt ... "er hat mir ein Kind gemacht", habe sie gesagt und solche Angst vor meiner Mutter gehabt, die hätte sie bestimmt geschlagen oder von zu Hause weggejagt ... nur mir habe sie alles anvertraut, weil wir uns sehr lieb hätten; sie habe nur mich gehabt. Er nickt wieder, weint ein bißchen mit. Mutti sei in ein Sanatorium an die Ostsee gefahren, weil sie nicht ganz gesund wäre, würde aber bald zurückkommen. Meine Schwester hätte sich nicht zu helfen gewußt, sie wurde immer dicker und "das Kind kommt", hatte sie gesagt, auch der Arzt, zu dem wir heimlich gegangen sind, hätte das gesagt ... wir hätten immer noch gewartet, und da habe Mutti diesen Brief geschrieben, daß sie in vierzehn Tagen ungefähr kommen wolle und daß sie sich freue auf uns, und ob alles gut sei zu Hause.

Wir beide haben unsere Mutti sehr lieb ... weil sie magenkrank ist, wollten wir ihr keinen Ärger machen, und meine Schwester meinte, daß

das Kind weg muß, hat mit ihrer Freundin geredet, die hat gesagt, man müßte eiskalte Bäder nehmen, und wenn sie kann, anschließend glühendheiße und weil in unserem Ort kein Fluß ist, in dem man eiskalt baden kann, wollten wir nach Olteve an den Fluß. Meiner Schwester ist von der Bahnfahrt schlecht geworden, wir wollten in Olteve aussteigen, konnten aber nicht, weil sie gerade auf dem Klo war, sich dort übergeben mußte, und das Pfeifchen nicht gehört hat; sie saß überhaupt die meiste Zeit auf dem Klo. So sind wir hier eine Station zu spät ausgestiegen, weil sie nicht mehr weiterfahren konnte, und dann hat sie sich so übergeben, daß wir beide vollgespuckt waren. Er könne es noch an meinem Mantel sehen. Er nickt, als er zum Mantel in der Waschschiüssel sieht.

Und dann hab ich ihr geholfen, an den Fluß zu kommen ... Sie ist ausgerutscht, hat mich unter sich ins Wasser gedrückt, davon bin ich so naß und eisig.

Ich muß schon wieder heulen.

Dann lag sie da und schrie nach Mutti, nach Hilfe; nach mir, nach dem Kind ... "ich kann nicht mehr", und dann war sie still, hat die Beine ganz breit gemacht ... ich wollte das Kind retten, sie rutschte immer weiter in den Fluß hinein ... ich versuchte sie zu halten ... zerrte an ihren Schuhen, an den Beinen ... ihre Unterhose war ganz dunkel ... wurde immer dicker ... ich dachte an das Kindchen ... und dann hab ich plötzlich nur das Kind in den Händen gehalten ... ich hab immer noch versucht, meine Schwester an Land zu ziehen ... (ich hör mich das letzte ganz laut schreien) ... ich hab versucht, so sehr ich konnte, mit aller Kraft ... ich mußte bis zum Bauch ins Wasser ... dann hab ich Angst gekriegt ... sie hat nicht geholfen ... hat geschlafen ... hat sich steif gemacht ... sperrig ... wollte nicht helfen ... ist weggeschwommen ... hat mich ganz allein gelassen mit dem Kindchen ... ich hab gesehen, daß das Kindchen schläft ... wollte es wecken ... vom frischen Wasser wach ich morgens auch auf ... wenn Mutti mich wäscht ... es schläft immer noch ... dort, auf dem Tisch ... schau, Onkel ... ich will es Mutti mitbringen ... Mutti soll ein Töchterlein haben ... ich will meine Schwester wiederhaben!"

Der Onkel hat mich in seine Arme genommen, er drückt mich an sich. Ich kann nur noch schluchzen, die Luft wird mir knapp. Er streichelt über meinen Kopf.

"Du bleibst erst einmal bei mir, du armes, kleines Wesen!" Ich glaub, er weint mit mir. Er ist der liebste Onkel, den ich kenne.

"Willst du noch heißen Rotwein trinken?" Ich nicke mit dem Turbankopf. Er geht zum Tisch, das Kind liegt da, er weiß nicht recht, wohin damit. Ich sag: "Wenn es tot ist, muß ich es begraben, dort, wo meine Schwester weggeschwommen ist."

Ich will aufstehen, er hält mich zurück. Ich schrei, fang an zu toben, zu strampeln. Er sagt: "Immer ruhig, sei ruhig, es tut dir niemand was!"

"Ich will das Kind da begraben, wo sie weggeschwommen ist!" Und als ich eine Weile getobt habe und er nicht mehr weiß, was er mit mir anfangen soll, sagt er, daß er es machen werde. Er verspricht, es heute noch zu tun, wenn ich brav sein und schlafen werde. Er gibt mir Rotwein, holt aus dem Nachttischchen, aus der Schublade ein braunes Fläschchen, gibt mir daraus zwei Tabletten, die soll ich einnehmen, ich werde dann gut schlafen.

"Morgen ist alles besser, dann wollen wir weitersehen", sagt er. Er verspricht mir, sobald ich schlafe, loszufahren. Er wird das Kindchen dort begraben, wo meine Schwester abgetrieben ist, aber er kann den Weg doch nicht kennen! Es fallen ihm unsere Fußspuren im Schnee ein, ich finde das sehr klug. Ich solle mich jetzt hinlegen. Ich sag noch, er müsse eine Taschenlampe mitnehmen, damit er den Weg nicht verfehle. Mir wird wohlilig warm. Er deckt mich zu bis über die Ohren.

"Schlaf jetzt schön, kleines Mädchen!" sagt er. "Wenn du schnell schläfst, fahr ich gleich los. Du mußt keine Angst haben, hier tut dir niemand was. Ich schließ die Tür ab, bin gleich zurück, schlaf schön." Dieses *schlaf schön* sagt er noch ein paarmal, und dann tu ich so, als schliefe ich. Er streichelt immer noch über meine Haare. Er ist wirklich ein lieber Onkel, und dann fragt er mich, ob ich schon schlafe. Ich mach die Augen fest zu und atme tief. Einmal muß ich schluchzen, ich bin so müde. Er glaubt, daß ich schlafe. Ich blinzle ein bißchen und kann sehen, wie er sich den

Mantel anzieht, den er vorhin über einen Stuhl gelegt hat, dann geht er leise raus. Das Licht läßt er brennen. Ich hör, wie er die Tür von außen abschließt. Das Kind hat er mitgenommen, der Tisch ist leer. Die Autotür schlägt, der Motor springt an, dann rollt das Auto immer weiter weg.

Es ist auf einmal unheimlich still. Ich will ein bißchen schlafen, damit ich keine Angst fühle. Er wird bald zurück sein. Ich buddele mich ganz tief unter der Decke ein, muß auch nicht mehr zittern. Das Bett ist viel größer und weicher als meins. Ich mache die Augen zu, schlafe langsam ein. Mir ist so, als würde ich auf meiner Luftmatratze im Wasser liegen und mich mit geschlossenen Augen langsam treiben lassen. Meine Schwester wird schön frieren, aber sie hat es nicht anders verdient !

Ich muß geschlafen haben, weil ich plötzlich von einem Geräusch an der Tür aufgeschreckt bin. Ich bin so zusammengefahren, daß ich vor Angst schreie. Im ersten Moment weiß ich nicht, wo ich bin. Ich hatte alles vergessen, weil es so schön warm im Bett ist und ich so müde bin, aber jetzt ist jemand an der Tür! Ich kann genau hören, wie er die Tür hinter sich zuschließt. Ich schrei noch mal, zieh mir die Decke über die Augen, so kann er mich nicht sehen. Der Onkel fällt mir wieder ein. Da hör ich auch schon seine Stimme. Er streichelt über die Bettdecke, wo er meinen Kopf vermutet, ich solle doch keine Angst haben, es sei jetzt alles gut, er bleibe bei mir, ich müsse nur jetzt schlafen, er werde in dieser Nacht aufbleiben, mir könne nichts geschehen.

Aber ich hab solche Angst alleine im Bett. Ich muß wieder weinen und zittern. Der Onkel setzt sich zu mir, ich frag nach dem Kindchen. Er sagt, daß er genau den Fußspuren nachgegangen sei, dann auch den Platz am Wasser gefunden habe, weil da der Schnee stellenweise dunkel und zusammengetreten war, daß er das Kindchen dort verscharrt habe. Ich nehm seine Hand in meine beiden Hände, dreh die Innenseiten nach oben, leg mein Gesicht in die Mulde und sag, daß ich ihn lieb habe. So lieb wie meinen Vati, der im Krieg gefallen sei, den ich nie gekannt habe, weil ich noch so klein war, als er eingerückt wäre. Er streichelt meine Haarsträhnen, die jetzt wieder trocken sind, ganz verwurschtelt, fragt mich, wie alt ich wäre, ich sag, "vierzehn werd ich im Jänner", und dann erzählt er mir von seiner Tochter, die Helga heiße und genauso alt sei wie ich und von seiner Frau, die sich habe scheiden lassen von ihm, weil sie

einen anderen Mann lieber hätte, daß ich ihn sehr an seine Tochter erinnere, er mich deshalb so lieb habe, aber nicht nur deshalb, auch weil ich hübsch sei und er mir helfen wolle. Er würde Mutti die Sache mit der Schwester erzählen, aber das hätte noch Zeit. Er wolle mich heute abend nicht mehr aufregen. Die Polizei müsse er natürlich verständigen, ich solle nur schlafen.

Er steht auf, setzt sich im Nebenzimmer in den Sessel. Ob er da schlafen wolle? Er sagt, dann könne er gut aufpassen, ich brauche mich nicht zu fürchten. Ich hab aber Angst vor dem dunklen Fenster, weil es draußen so schwarz ist. Ich seh immer Gesichter in den dunklen Fensterscheiben. Ich muß wieder zittern und heulen, als ich merke, daß er telefonieren will; und immer, wenn er den Hörer abhebt und wählen will, muß ich laut schreien, weil da Gespenster sind. Wieder setzt er sich an mein Bett, will warten, bis ich eingeschlafen bin, aber jedes Mal, wenn er aufsteht, bin ich hellwach und zieh ihn zu mir zurück. Ich hab so schreckliche Angst. Er ist auch sehr müde, zieht sich im Nebenraum einen Schlafanzug an, ich mach die Augen zu. Er schließt die Eingangstür ab, an den Schritten, die über die Holzdielen knarren, kann ich hören, daß er zurückkommt. Plötzlich friert mich wieder. Er legt sich zu mir ins Bett, ich roll mich ganz klein zusammen, kuschle mich an ihn, und dann geb ich ihm ein Gutenachtküßchen auf die Wange. Er sagt noch, daß ich jetzt ruhig schlafen könne, streichelt mich ein bißchen am Rücken, ich schlafe auch gleich ein.

Am nächsten Morgen wache ich auf, die Sonne scheint durch die Fensterscheiben, es ist sehr hell, weil Schnee auf den Hügeln, Felsen, Bäumen liegt. Mein Onkel ist schon angezogen. Er sagt, wenn ich noch wolle, könne ich weiterschlafen. Ich schäme mich, Langschläfer sind nichts Gutes, springe schnell aus dem Bett, wäre beinahe hingeknallt, weil sich die dumme Schlafanzughose um meine Beine gewickelt hat. Ich frage, ob ich mich waschen dürfe. Weil Sauberkeit etwas Gutes ist und gründliches Waschen dazugehört, zieh ich mich ganz aus, stelle mich vor die Waschschüssel und seife mich von oben bis unten ab. Mein Onkel wäscht mir den Rücken, ich kann da schlecht ankommen. Ich sei sehr schön, sagt er und gibt mir ein kleines Gutenmorgenküßchen auf den Mund. Ich finde seinen Bart lustig und die weichen Lippen dahinter, so daß ich ihm ein ganz kleines Gutenmorgenküßchen zurückgebe. Wir

lachen beide, ich frage ihn, ob er mich abfrottieren wolle. Ich mag das sehr gern, er auch.

Bis auf die Skihosen sind alle Kleider getrocknet. So frühstücke ich in Unterhosen, die ich ein bißchen hochgekrempt habe. Ich darf bei meinem Onkel auf dem Schoß sitzen und so den Kaffee schlürfen, weil der Stuhl zu kalt ist. Er hält mir den rechten Schenkel fest, damit ich nicht friere. Ich sag zu meinem Onkel immer *Sie* und *Onkel*. Ich sollte doch Günther zu ihm sagen, das alberne Wort *Onkel* weglassen. Ich verspreche mich sehr oft. Wir wetten; jedesmal wenn ich *Sie* sage, muß ich ihm einen Kuß geben. Ich finde das recht witzig, aber auf die Dauer langweilig, also verspreche ich mich nicht mehr.

Draußen ist wunderschönes Wetter. Mein Onkel oder Günther sagt, daß wir über tausend Meter hoch lägen und daß er hier sei, um eine Seilbahn auf den Berg zu bauen, die dreitausend Meter hochfahren werde. Er will mit mir spazierengehen und mir das Gelände zeigen. Meine Hose ist getrocknet, ich ziehe sie an. Onkel Günther macht den Reißverschluß zu, aber er klemmt und ist schließlich ganz kaputt. Er hat Sicherheitsnadeln, später will er mir die Hose nähen. Mein Mantel ist viel zu naß. Er holt aus dem Kleiderschrank eine ganz weiche, kleine Pelzjacke. Erst will er sie mir schenken. Seine Frau hätte sie, nach ihrem letzten Besuch, bei ihm vergessen. Aber was würde Mutti dazu sagen? Er meint dann auch, daß es besser sei, wenn er sie mir nur leihe. Ich darf sie immer, wann ich möchte, anziehen. Ich sehe sehr schön aus, ganz erwachsen.

Onkel Günther sagt, als wir vor der Tür in der Sonne stehen: "Wenn wir Bekannte treffen, bist du meine Nichte." Ich finde das sehr lieb von ihm.

Es ist noch eine zweite Holzbaracke da, gleich neben der Eingangstreppe. Ich kann ganz leicht aufs Dach, bin auch schon oben, da schreit er mich an, brüllt, ich sollte sofort runterkommen, er ist blaß wie der Schnee, ich weiß wirklich nicht, was plötzlich in ihn gefahren ist. So komme ich schnell wieder runter. Als ich neben ihm in der Sonne stehe, zu ihm hochblinzle, weil mich das Licht blendet, sagt er, daß diese Leitungen, die über das Dach laufen, Hochspannungsdrähte wären. Wenn ich da rankäme, wäre ich sofort tot! Ich wollte das vorhin schon machen, aber

nur aus Spaß. Er verbietet mir ein für allemal, da hinaufzuklettern. Ich will es auch nie wieder tun.

Wir gehen spazieren. Erst durch den Wald, der links von der Hütte den steilen Hang hochführt. Der Schnee liegt sehr hoch. An den Stellen, wo die Sonne draufscheint, brech ich ein. Im Schatten, unter den Bäumen, ist er an der oberen Schicht gefroren, darauf kann ich gut laufen. Mein Onkel bricht auch da ein. Ich lach ihn aus. Er sagt, ich sei ein Elfchen, und will mich fangen, aber ich bin viel zu schnell, er keucht sehr laut, wenn er gelaufen ist, sagt, daß er Asthma habe und nicht so toben könne. Ich beschieß ihn mit Schneebällen. Von oben geht's leichter, ich treffe sehr gut, er meistens nicht. Doch einmal schießt er mir ins Gesicht. Ich bin wütend, fang an zu heulen, er will mich trösten, aber ich mag ihn nicht, wenn er mir weh tut.

"Ich will allein sein, zu meiner Mutti will ich!" Er setzt sich in den Schnee, nimmt mich auf seinen Schoß, drückt mich an seinen Bart, ich solle mich ausweinen, er würde mir nie wieder weh tun. Wir wollen zurückgehen, uns in die Sonne legen.

Er holt Liegestühle aus der Baracke, stellt sie dort vor den Eingang, wo der Schnee von dem Auto zusammengedrückt ist. Wir aalen uns eine ganze Weile, lassen uns die Sonne auf die Wangen brennen. Ich glaub, er macht das sehr oft, weil er dunkelbraun ist. Er sieht aus wie ein Forscher mit seinen wasserblauen Augen, den ledernen Knickerbockern und den grünen Kniestrümpfen dazu. Ich hab ein bißchen geschlafen, da weckt er mich mit seinem Stichelbart, den ich auf meiner Nase fühle. Das Essen ist fertig. Er hat ein Tischchen vor die Tür gestellt, Rindfleisch aus der Dose und Ananas gibt es. Schmeckt himmlisch. Ich will abwaschen, darf aber nicht, weil ich sein Besuch bin. Er raucht Pfeife, nachdem er die Hausarbeit getan hat, und dann legen wir uns wieder in die Liegestühle. Wir müssen sie ein bißchen drehen, weil die Sonne schon schräg steht. Es ist kühler geworden. Ich mag nicht mehr ruhig liegen und fang an, mit Schneebällen gegen das Hochspannungsschild zu schießen. Ich bin sehr gut im Treffen, es kommt kaum vor, daß ich vorbeischieße. Mein Onkel Günther kriegt auch Lust, mitzumachen. Ich mach den Vorschlag, daß wir um die Wette schießen sollen. Erst will ich um etwas Geld wetten. Er meint, er wolle mir nicht meine Gröschlein wegnehmen. Ich bin sehr

überzeugt von meinem Können, weiß, daß ich nur gewinnen kann, und nach einigem Hin und Her sagt er, wir wollen um einen Kuß wetten. Daß er immer küssen muß. Dieses ewige Geschnauzel! Ich find das recht komisch, aber bitte, er wird schon sehen, was er davon hat! Wir zielen, ich darf anfangen. Ganz genau, hol weit aus und treffe. Ich finde mich wirklich gut.

"So," sagt er, "jetzt mußt du mich küssen!" Ich bin dagegen.

"Nein, derjenige, der vorbeischießt, muß küssen!" Er sagt. "Ist gut!" Zielt, zielt gar nicht richtig, schießt mindestens drei Meter am Schild vorbei.

"Du bist gemein, ein Spielverderber, hast keine Ehre! So will ich nicht spielen! Außerdem ist das ungerecht, weil sich sowieso beide abbusseln, keiner gewinnt oder verliert dabei! Das ist kein Preis! Dazu hab ich keine Lust!"

Mein Onkel ist etwas sauer. Er verfolgt mich über den Hügel. Ich bin schnell einmal um die Baracke herum, über den Weg, ein Stückchen durch den Wald, und beinahe wär ich ins Wasser gefallen, weil da ein kleiner Bach ist. Onkel Günther hat die Verfolgung aufgegeben, er ist in der Baracke, ruft nach mir und sagt: "Wir wollen Kaffee trinken und uns dann ein bißchen hinlegen", er ist etwas müde. Die Sonne steht hinter den Bergspitzen, ich will sehen, wie sie untergeht. Der ganze Schnee ist rot gefärbt. Meine Wangen brennen, weil ich sie so lange hab bescheinen lassen. Der Kaffee duftet. Weil Onkel Günther wieder ruft, will ich artig sein, sonst könnte er mich noch nach Hause bringen wollen, ich werde ihn also nicht verärgern.

Er hat den Ofen ordentlich eingeheizt, es ist sehr gemütlich zwischen diesen Holzwänden. Onkel Günther stellt die Kaffeekanne und die beiden Tassen auf das Tischchen neben das Bett und dreht das Radio an. Ein Mann und eine Frau singen Schlager, sie lieben sich, sind sehr traurig, weil sie zur Zeit getrennt leben müssen. Ich denke an Patrik. Wir legen uns aufs Bett. An den Hosenbeinen meiner Skihose kleben Eisklumpchen, die langsam auftauen. Onkel Günther sagt, ich solle die Hose vor den Ofen hängen, aber er macht das für mich, weil ich ein bißchen zu faul bin. Er fragt mich jetzt schon zum x-tenmal, ob mich niemand in dem Ort, aus dem ich komme, erwartet. Ich antworte immer wieder das gleiche, daß

wir gesagt hätten, wir wollten unsere Mutti von der Ostsee abholen. Ich leg mir die Felljacke über die Beine, weil sie so schön weich und mollig ist, trink den Kaffee mit viel Milch und drei Löffeln Zucker. Onkel Günther trinkt seinen Kaffee schwarz. Ich frag ihn, was rot ist, er weiß es nicht, und blau? Weiß er auch nicht. Rot ist die Liebe, blau die Treue, gelb der Neid oder nein, die Eifersucht, grün die Hoffnung, weiß die Hochzeit. Und schwarz? Schwarz ist der Tod.

"Nein," sagt er, "deine Augen sind schwarz." Woher ich das andere, das mit den Farben so wüßte.

"Das weiß man so. Ich sammle auch Zigarettenbilder."

Es wird schnell dunkel und eiskalt draußen; ich merk es, als ich aufs Klo muß. Schön, daß das Zimmer so warm und gemütlich ist. Onkel Günther liegt auf dem Rücken und raucht. Als ich vom Klo zurückkomme, ein bißchen im Zimmer herumstöbere, sagt er: "Leg dich doch zu mir!" Es klingt beinahe so, als hätte der Bruder das gesagt, von dem ich nicht mehr zu reden brauche, weil er tot ist, so ein bißchen heiser. Ich knie mich neben ihm aufs Bett, eigentlich bin ich nicht müde. Der Kaffee schmeckt mir gut. Mutti gibt mir nie welchen, sie sagt, der sei schädlich für Kinder. Davon kann ich nichts merken, aber sie ist geizig. Im Radio spielen sie immer noch Liebeslieder; Onkel Günther singt mit, er kennt sie alle. Seine Stimme ist tief. Ich frag ihn, wie alt er sei. Erst will er nicht recht antworten, dann sagt er, vierundsechzig, aber er fühle sich viel jünger. Für wie alt ich ihn gehalten habe. Ich weiß das nicht so recht, sag fünfundzwanzig, er meint, ich wäre eine kleine, verdammte Lügnerin. Dann lacht er, fragt mich, wieder ganz heiser, ob ich noch Jungfrau sei. Ich schäm mich ein bißchen, weil er so komisch fragt. Ich mag nicht mehr lügen und sag, ich sei noch Jungfrau. Er fragt: "Wirklich?" Ich sag noch mal: "Ja, wirklich!" Dabei überschlägt sich meine Stimme, jetzt glaubt er's. Dann fragt er, ob ich vor ihm schon einen Mann geküßt hätte. Ich sag, daß ich das nicht glaubte, ich wüßte es aber nicht genau. Er sagt, daß ich sehr süß sei und daß es fast unglaublich wäre, heute noch eine so hübsche Jungfrau zu finden, obwohl er doch nicht mehr der Jüngste sei. Ich frag, ob seine Tochter nicht auch noch Jungfrau wäre. Er sagt, ich soll sofort damit aufhören, nie wieder von seiner Tochter reden, zeigt mir dann aber ein Foto von ihr. Sie sieht sehr lieb aus. Ich bettel ihm das Bildchen ab. Er

schreibt hinten drauf: *Als Andenken an deinen Günther Raddatz*. Ich freue mich sehr über das Bildchen und stecke es in meine Manteltasche, damit ich es nicht vergesse. Ob seine Tochter auch Klavier spiele?

"Nein."

"Aber ich!"

"Was spielst du denn?"

"*Den wilden Reiter, den fröhlichen Landmann*, laufende Meter Fingerübungen, ach ja, *den Flohwalzer*. – Ich möchte so gern ein bißchen toben! Onkel Günther, spiel mit mir: *auf einem Gummi-Gummi-Berg!*" Er kann das Spiel nicht.

"Auf dem Rücken liegst du schon. Zieh die Beine an! Ich setz mich auf deine Knie. Gib mir die Hände! Du mußt mich ganz festhalten, immer im Takt mit den Knien hin- und herwackeln, bei *tot* mußt du die Beine öffnen, dann wirst du sehen, was passiert!" Also, ich fang an. Er wackelt mit den Knien, auf denen ich hocke: "*Auf-ei-nem-Gummi-Gummi-Berg, da-saß-ein-Gummi-Gummi-Zwerg, der-aß-ein-Gummi-Gummi-Brot, da-war-er-gummi-gummi-tot*, und jetzt mußt du die Beine auseinandermachen!" Ich stürz vom Berg ab und bin eine ganze Weile tot. Meinem Onkel Günther gefällt dieses Spiel sehr gut. Ich will noch mal:

"Auf -ei -nem-dummi-dummi-derg, da- nag- nein-nummi-nummi-nerg, der -raß- rein- rummi- rummi - rot, da-sar- ser -summi-summi-sot."

Ich fall wieder in die Tiefe, bin unheimlich tot, lieg in der Mulde und warte, bis er mich aufweckt. Aber er will nicht noch mehr Gummiberge, löscht die kleine Lampe über dem Tischchen aus. Das Radio spielt immer noch, nur die rote Birne aus dem Kasten leuchtet, sonst ist alles dunkel. Draußen stürmt es, wir können uns kaum sehen.

Onkel Günther zieht an meinen Armen, dreht mich auf den Bauch, ich lieg der Länge nach auf ihm, mein Gesicht ist ganz dicht neben seinem Bart. Er fährt mit einem Finger in mein Ohr. Das kitzelt. Dann macht er das gleiche mit dem Mund, mit der Zunge. Mir wird ganz heiß, beinahe, als wenn mein Geist kommt! Mein Tier kribbelt. Er dreht sich auf die

Seite, dabei fall ich von ihm runter, lieg seitlich neben ihm. Er dreht sich noch mal um die Achse, ich lieg unter ihm. Er ist so schwer, daß ich keine Luft kriege und schnaufen muß. Endlich merkt er das und hört auf, mit seinem vorderen Po über meine Knie zu rutschen. Er dreht sich wieder auf den Rücken, steckt sich eine Zigarette an, seine Hand zittert dabei. Ich leg mich neben ihn auch auf den Rücken. Er läßt mich mal ziehn, es schmeckt nicht. Er streichelt meinen Hals mit der Hand, in der er keine Zigarette hat, dann die Stelle, wo meine Brüstchen sind. Mir wird ein bißchen mulmig, ich denk an meine nackten Beine, da, wo die Strickstrümpfe zu kurz geworden sind, zieh die Felljacke wie eine Hose über, hinten zum Schließen. Ich frag, ob er sie mir zumachen wolle. Er sagt, daß ich albern sei, aber dann knöpft er doch und streichelt dabei meinen Popo. Ich steh über ihm, meine seine zu beiden Seiten von ihm. Er sagt, daß mein Popo klein und süß sei, der halbe nur so klein, wie eine seiner Hände. Er nimmt immer abwechselnd eine Popohälfte, will Kuchenteig drauskneten. Ich bleib ganz ruhig stehen.

"Backe, backe Kuchen, der Bäcker hat gerufen!"

"Halt den Mund!"

"Gut, halt ich ihn." Meine Knie zittern ein bißchen, meine Hose ist ganz feucht, ist aber kein Pipi, wahrscheinlich weint mein Tier wieder. Er muß sich hinter mir aufgesetzt haben, weil ich seinen Kopf an meinem Rücken, an dem durchgekneteten Po fühle. Dann drückt er seinen Kitzelbart mit dem nassen Mund gegen meine Oberschenkel, da, wo Strümpfe eingelaufen sind, und dann macht er leck, leck, wie ein junger Hund. Wie mein Kaninchen, aber das leckt nur Wände ab, weil es Kalkmangel hat. Vielleicht schmeck ich nach Kreide, weil er mit der Zunge immer schneller über meine Haut rutscht. Ob er mein Höschen ausziehen dürfe? Ich mag gar nicht antworten. Wenn ich nein sagen würde, wär der Teufel los, so sag ich nichts. Er meint, daß das ja heiße, weil er meine Hose runterzieht. Gut, daß es so dunkel ist, vielleicht würde ich mich sonst schämen. Er muß mir aber vorher die Fellhose ganz aufknöpfen. Dann faßt er mich um die Mitte und dreht mich einmal in der Luft, so daß ich ihn sehen könnte, wenn es nicht so dunkel wäre. Ich solle die Beine wieder so breit machen wie vorhin, wohl weil er von meinen Schenkeln die Kreide ablutschen will. Die Stribbelbänder müssen auch kalkig sein.

Er fährt mit einem Finger unter das Gummi, läßt es gegen meine Haut schnellen, daß es ein bißchen brennt und ich hüpfen muß.

"Mutti hat das früher beim Strumpfleibchenanziehen auch bei mir gemacht. Sie hat dann gesagt: *drah die Waberl, wann i di nit hätt, was tat i.*"

Ich glaub, ich darf jetzt nicht mehr blödeln, aber ich muß manchmal kichern, wenn das Gummiband gegen meine Haut klatscht.

"Auf - ei - ne - Gummi - Gummi - Haut, da - knallt - es - gummi - gummi laut!" Ich solle doch endlich die Schnauze halten, könne später dichten, ich hätte was Zerstörendes an mir, meint er. Ich muß aber kichern, wenn seine Zunge so kitzelt. Er kann vor Heiserkeit gar nicht reden, er haucht nur. Ich muß zweimal fragen, weil ich nicht verstehe, was er gemeint hat. Er sagt, er möchte nachsehen, ob ich noch Jungfrau bin. Das ist genau wie mit der Hose. Hätte ich nein gesagt, wär er sauer gewesen, so schweig ich lieber mit meinem Herzklopfen im Hals.

Er bohrt mit dem Kopf zwischen meinen Beinen rum und reibt die Locken gegen mein Tier. Mir wird furchtbar heiß, ich hab Angst, daß mein Tier zu sehr weint und er schimpft. Ich fühl seine Nase, er drückt sie in den Spalt, zwischen die beiden Hügelchen mit den paar Haaren, und dann fühl ich ganz heiße Luft aus seinem Mund und diese glitschige Zunge. Ich kann nur noch die Luft anhalten. Auf einmal kann ich das auch nicht mehr. Meine Knie zittern so, daß ich umfallen möchte, aber er hält mich fest um die Mitte, ich kann nicht fallen. Er hebt mich hoch, ich strample mit den Beinen, weil ich nicht mehr weiß, was ich tun kann. Mein Kopf saust, mein Tier ist aufgeregt oder nicht mehr, ich weiß nicht, ob ich dieses Gefühl schon hatte, ich glaub, ich hab es immer noch. Ich hör ihn ganz tief grunzen und brummen. Er schlürft genauso, wie Mutti es uns verbietet, wenn wir aus Spaß unsere Suppe laut essen. Ich kann das Gefühl nicht mehr ertragen. Wenn ich schreien oder platzen könnte, dann wär's gut. Was soll der Onkel denken?

"Onkel Günther, ich muß mal, ich muß mal! Laß mich laufen, bitte, laß mich los! Ich muß wirklich!" Er hört mich nicht. Ich vergeß es auch wieder, weil mir noch einmal das schöne Gefühl kommt, das mein Blut so unter die Haut treibt, bis es in den Ohren saust, und ich weiß, daß mein ganzer

Leib nur ein einziger, nasser Schlitz ist, weil ich es sehr gern mag und niemals vermissen möchte.

Ich warte, daß er sich beruhigen soll, aber er beruhigt sich nicht. Ich muß wirklich. "Onkel Günther, Onkel Günther, mein Pipi brennt! Ich muß aufs Klo! Auf die Toilette!" Ich schrei ihn an. Er beißt in mein Zipferl.

"Ich muß, ich muß, ich kann nicht mehr!" Und endlich läuft es befreiend aus mir. Er grunzt ganz wahnsinnig. Ich fasse seinen Kopf fest mit meinen beiden Händen, will ihn wegdrücken. Er läßt mich nicht, ist festgewachsen mit seinem Saugnapf. An meinen Handflächen kann ich fühlen, wie Pipi über seine Wangen läuft. Der ganze Bart ist naß, und dann sagt er auch noch: "Ich liebe dich!" Gott sei Dank, das ist immerhin noch besser, als Schläge zu kriegen. Vielleicht hat er gar nicht gemerkt, daß ich Pipi gemacht habe, und das direkt über sein Gesicht. Getrunken hat er's auch, weil viel mehr gekommen als vorbeigeronnen ist. Vielleicht macht man das so, bestimmt gehört sich das so, ich will mich nicht mehr schämen, brauch jetzt wenigstens nicht aufs Klo.

177

Onkel Günther sinkt endlich mit einem tiefen Stoßseufzer zurück aufs Bett, zerrt mich zu sich, daß ich wieder, wie zu Beginn, neben ihm liege, drückt meine Beine auseinander und streichelt mein Tier an der Stelle, wo es am schönsten ist. Mit dem Saft, der aus meinem Bauch kommt, macht er seine Finger noch glitschiger. Er steht plötzlich auf. Ob er mal muß? Nein, er kommt mit der Taschenlampe zurück. Ich hab meine Beine zusammengekniffen, er macht sie wieder auf, kniet sich vor mich. Ich soll mich wieder hinlegen, die Augen zumachen, an was ganz Schönes denken. Ich mach sie nicht ganz zu. Er knipst die Taschenlampe an, zeigt damit auf die Stelle zwischen meinen Beinen, zieht die beiden Hügel auseinander, leuchtet so nah, daß ich das warme Licht fühlen kann und dann das eiskalte Metall, und fährt ganz langsam mit dem sahnigen Finger in meinen Bauch, immer tiefer.

"Das tut weh! Ich mag das nicht! Aua!" Er kommt wieder raus, fährt rückwärts zu dem kleinsten Hügelchen, am oberen Ende von meinem Tier. Mir wird schon wieder heiß, ich krieg kaum Luft, preß die Lippen fest zusammen, und dann kommt mindestens zum fünftenmal das, was Patrik Orgasmus nennt und ich das Schönste, weil es mir so guttut. Aber

langsam komm ich mir dumm vor. Mein Onkel Günther soll auch so was haben. Ich knöpft ihm vorn die Hose auf, massier sein ganz weiches Würstchen. Ich knete so toll ich kann, es wird nicht größer. Ob er diese Spiele nicht mag? Oder mich nicht? Vielleicht tut er nur so.

"Hast du denn keine Angst davor?" fragt er mich.

"Nein, ich hab keine Angst. Ich hab dich sehr lieb, hab keine Angst vor dir, auch nicht vor deinem ..." mir fällt nichts ein. Er will mich ausziehen. Ich sag, ich möchte essen, bevor wir schlafen gehen. Er aber knöpft sich seine Hose noch weiter auf, will sich auf mich drängeln, das ist wohl jetzt jenes Scheißspiel, das mein toter Bruder mit mir spielen wollte, bei dem mir die Eingeweide so brennen! Ich mag das gar nicht und witsch immer wieder unter ihm weg. Er zieht mich zurück. In der einen Hand hält er sein Ding, es ist jetzt auch ganz fest, ich hab's gemerkt, weil er mir damit in meinen Bauch gestoßen hat und dann noch einmal, aber ich will nicht! Ich hab Angst vor dem Bauchweh, ich kann das Spiel nicht leiden und werd wütend, weil er mich so fest umklammert. Schrei ihn an, er solle mich loslassen.

"Hast du nicht gehört? Ich scheiß auf dein Spiel! Ich mag das nicht!" Ich bettel. Er stößt mir immer wieder diesen verdammten Stock irgendwohin, tut mir weh damit. Ich werd so wütend, daß ich brülle: "Los, los, loslassen sollst du mich! Du Schwein! Du elender Rotzknochen! Du, du, ich will nicht mit dir spielen!" Er hält mich nur noch fester, daß es weh tut. Ich beiß ihn, so fest ich kann, in die Stelle, wo er Haare auf der Brust hat, immer fester grab ich meine Zähne hinein, strampel mit den Füßen.

"Ich will los!" Er schreit auf. Ich beiß noch fester. In dem Moment hat er mir seinen Miststock in mein Tier gebohrt. Ich heul und heul, weil er mir so weh tut, weil ich dieses Scheiß-Scheiß-Spiel hasse und den verdammten Onkel! Ich spuck ihn an: "Ich werd dich totspucken!" Er wird plötzlich ruhig, nachdem er ein paarmal mit dem Hintern gewackelt hat, zieht seinen Pint raus, hockt sich über mich und knallt mir eine mitten ins Gesicht. Ich kann sofort fühlen, wie es über mein Gesicht rinnt. Mir ist schwindlig. Ich runter vom Bett, hab Gummibeine, nehm die Felljacke und dann lauf ich, so schnell ich kann, zur Tür. Er hinter mir her, knöpft sich die Hose zu, ich raus, ich will sterben, bin schon halb oben auf dem

Dach mit der Hochspannung, da packt er mich am Fuß, zerrt mich zu sich über die Dachkante, ich schrei vor Schmerz. Dieses Luder! Er reißt mich hin und her, knallt mir immer wieder Schläge ins Gesicht, links, rechts, immer noch mal, ich seh Sterne blitzen, so toll hät Mutti niemals zugehauen. Ich reiße mich los aus seinem Griff, lauf auf meinen hellblauen Strümpfen, die Felljacke halt ich fest im Arm, irgendwo durch den Schnee, in Richtung Bach.

"Ich will sterben! Ich will ersaufen!" Da ist auch schon der Bach. Ich werf mich auf den Bauch in den Schnee, ins Wasser. Es ist nicht tief genug, hier kann ich nicht ertrinken, aber wenigstens eine Lungenentzündung will ich! Ich will ganz langsam und grausam sterben! So hab ich noch nicht geheult.

Dieses Schwein! Ich nehm den Sand, der vom Wasser freigespült und vereist am Bachrand klebt, ich knete ein scharfes S daraus, ein hartes T und ein geschliffenes RRRR, damit werd ich ihn in Scheiben schneiden!

Ich reib den scharfen Sand in mein Gesicht, unter die Haare, steck den Kopf, solange ich kann, ins Wasser. Es schneidet in meine Stirn, und so will ich ihn mit meinen Buchstaben zerteilen! Ein Lichtkreis ist über mir. Ich heb den Kopf aus dem Wasser, er steht hinter mir, beleuchtet mich mit der Taschenlampe. Er sagt nichts, packt mich am Arm, zerrt mich hoch.

"Du holst dir den Tod!" Ich will mich nicht von ihm tragen lassen, bin durch meine Wut plötzlich unheimlich stark, reiße mich los, er fängt mich ein, schlägt mit der Faust in mein Gesicht, so daß ich gleich ohnmächtig werde. Was er dann noch mit mir gemacht hat, weiß ich nicht.

Ich wach im Zimmer auf. Meine Wangen brennen wie Feuerblasen. Ich hab Schmerzen im Kopf, am ganzen Leib. Ich liege auf dem Bett, er sitzt ganz dicht bei mir und wagt es, mich zu streicheln.

"Wo sind meine Strümpfe!" Ich bin ganz ausgezogen unter der Decke, die er über mich gelegt hat.

"Ich will nach Haus! Zu meiner Mutti will ich, verstehst du?" Er ist sehr lieb zu mir, sagt "mein Kleines", es tue ihm leid, daß er mir weh tun müsse.

Er werde nächstes Mal viel vorsichtiger sein! Der Spinner! Ich bin stocksauer, wickel die Decke um mich, denn er soll mich nie wieder nackend sehen dürfen und wehe, wenn er mich noch einmal anrühre, dann würde ich ihm die Nase abbeißen! So troll ich mich unter Schimpfen und Murren zum Spiegel. Bin sehr schwindlig. Er will mir helfen, ich schieb ihn weg, schau in mein Gesicht, es ist völlig zerkratzt. Lauter blutige Striemen, Dreck und Schmutz von ihm und vom Bach kleben dran. Unter den Augen hab ich tiefe blaue Schatten. Das soll er mir büßen! Ich wasch mein Gesicht, will die nassen Strümpfe anziehen. Er sagt, ich solle warten, bis sie trocken wären.

"Ich will nicht warten. Ich will nach Haus!" Er hat schreckliche Angst vor mir, wenn ich sage, daß ich zu Mutti will. Er macht Abendbrot, ich will nichts essen.

"Mir ist der Appetit vergangen!" Er ist schon wieder wütend, will mir das Brot in den Mund stopfen, ich spuck es aus, ihm mitten ins Gesicht. Schlagen tut er mich nicht mehr, aber seine Augen blitzen so wütend, ich glaube, er möchte mich am liebsten gleich umbringen. Er trinkt Wein. Ich soll auch.

"Ich will keinen Wein!" Er biegt meinen Kopf zurück, versucht, den Mund zu öffnen, indem er seine Finger zwischen meine Zähne bohrt. Ich schau ihm tief in die Augen, in sein Gesicht, das dunkelrot wird, weil ich immer fester zubeiße, seine Finger zwischen meinen Zähnen. Er schüttet langsam das Zeugs durch den immer schmaler werdenden Schlitz in meinen Mund, bis ich fühle, daß er voll ist. Ich mach ganz schnell die Zähne auseinander und spuck ihm das ganze mitten ins Gesicht.

"Besauf dich allein, du Weihnachtsmann! Ich will nach Haus! Ich werde Mutti alles erzählen, alles! Ich hab keine Angst, gar keine Angst vor dir! Du kannst mich ruhig erstechen, erwürgen, im Schnee verscharren wie das tote Kindchen! Das kannst du alles machen, aber sie werden dich erwischen, weil ich den Bauern, der heute mittag vorbeigekommen ist, begrüßt habe. *Grüß Gott*, hab ich zu ihm gesagt und auch er zu mir, und du hast gerade geschlafen, der weiß bestimmt, wer du bist und wird mich sicherlich erkennen, wenn mein Foto in den Zeitungen erscheint! Überall an den Anschlagssäulen! Und Mutti wird nach mir suchen! Und alle! Ins

Gefängnis kommst du sowieso! Verführung Minderjähriger! Hast du mir selbst erzählt! Zuchthaus! Anders hast du's nicht verdient! Erst so tun, als wolltest du mir helfen und dann meinen ganzen Leib zerbohren! Zerschlagen! Ich werde alles sagen! Ich selbst werde dich anzeigen!"

Er wischt sich, während ich so schreie, mit dem Handrücken die Spucke aus dem Gesicht, ganz langsam, und dann sagt er: "Komm auf meinen Schoß." Er sieht alt und faltig aus. Die Sonnenbräune ist verschwunden. Vorhin sah er viel jünger aus, aber er ist ja auch schon ein Alter.

"Sei doch lieb", sagt er. "Wenn du lieb bist, bring ich dich zur Bahn. Gleich, wenn deine Sachen trocken sind. Mit dem Auto. Du fährst doch gern Auto? Leg dich solange ins Bett."

"Ich will nie mehr in dieses Bett!" Er merkt, daß sein Liebsein zwecklos ist und will wieder böse werden. Ich nutz den kurzen Moment aus, lauf aus dem Zimmer, durch das zweite aufs Klo, schließ den Riegel zu und warte. Er kommt nicht hinter mir her. Die Decke hab ich mitgeschleift, ich brauch sie nicht. Ich will noch immer sterben. Er soll vor der Tür in den Schnee pinkeln, bis zum Eiszapfen wachsen! Ich leg mich mit meinem nackten Bauch auf den eiskalten Boden, warte, daß ich sterbe. Ich fang auch bald an zu husten. Es ist so eiskalt, daß ich mich nicht mehr rühren kann. Meine Gelenke sind steif, so bleib ich eben ruhig liegen. Ich hab Stiche im Rücken und bin so erschöpft, daß ich einschlafe, oder vielleicht bin ich auch ohnmächtig. Ich weiß das nicht mehr.

Im Klo steht ein Eimer mit Wasser, zum Nachschütten. Gleich als ich die Tür hinter mir zugeschlossen hatte, habe ich davon getrunken. Eine dünne Eisschicht lag über der Oberfläche. Jetzt wach ich ab und zu auf, weil ich belle wie ein Hund. Dieser Husten ist der Anfang einer Lungenentzündung.

Manchmal klopft er an die Tür, ich antworte nicht. Er hat wohl gedacht, daß ich schlafe und dann viel später, nach einigen Stunden, hat er das Schloß abgeschraubt, den Haken losgemacht und die Tür vorsichtig aufgeschoben, weil ich dahinter lag, hat mich in die Decke gewickelt, ins Zimmer getragen. Ich kann sehen, daß seine Augen feucht sind. Er legt mich neben sich ins Bett, streichelt mich, reibt überall, damit ich auftaue. Den Rest der Nacht schlafen wir beide schlecht. Ich kann nicht, weil ich

husten muß; er weint. Weil er mir leid tut, streichel ich sein Würstchen, er mein Tier, davon wird mir wieder warm. Er sagt, daß er mich liebe, mich heiraten wolle, daß er mit Mutti alles regeln werde. Ich solle ihr erst mal nichts sagen, er werde das selbst tun. Dann nimmt er meine Hand von seinem Ding, verkriecht sich unter die Decke, legt seinen Kopf wieder zwischen meine Beine und spielt mit meinem Tier. Nach einer Weile kommt er mit dem Kopf aus der Decke raus, fragt, ob ich das leiden mag, ich sag: "Ja." Er kriecht wieder unter die Decke, ist ganz lieb zu meinem Tier.

Vielleicht sag ich Mutti doch nichts. Nein, Mutti sowieso nicht, die würde nur mir die Schuld geben. Ich möchte eigentlich gern wiederkommen zu Onkel Günther. Dieses Kreidelecken mag ich sehr gern. Er hat mir auch versprochen, mich nie wieder zu bohren. Ich hab noch ein paarmal das schöne Gefühl, und dann bin ich hundemüde und schlaf irgendwann ein.

Am Morgen beim Deckezurückschlagen hab ich mich sehr geschämt, weil das Laken voller Blutflecken war. Mein Onkel Günther will mich mit dem Auto nach Hause fahren. Ich sag, daß es nicht gut für ihn sei, wenn Leute uns zusammen sähen, er versteht sofort. So bringt er mich zur Bahn. Ich darf die Felljacke anziehen. Meinen Mantel laß ich da. Ich sag, daß ich ihn in den nächsten Tagen abholen werde, wenn er nichts dagegen habe, weil die Jacke viel schöner sei als der Mantel. Ich nehm den Mantel aber doch lieber mit, ich kann ihn über dem Arm tragen. Vielleicht verliere ich ihn während der Bahnfahrt, denn er ist recht schäbig gegen die Felljacke, oder ich bring ihn zu Wurio. Onkel Günther sieht im Fahrplan nach; wann mein Zug geht. Der Ort, den ich ihm genannt habe, liegt zwar in gleicher Richtung wie Olteve, aber viel weiter dahinter. Also kann ich diesen Zug nehmen. Er gibt mir Geld für die Bahnfahrt und noch viel mehr, setzt mich auf seinen Schoß und sagt, daß er sehr glücklich sei, weil er in seinem Alter noch mit einer richtigen Jungfrau habe schlafen dürfen. Oh ich keine Angst habe, Kinder zu bekommen? Ob er keine davor habe? Er guckt mich schräg von der Seite an. Ich denke, er will mich heiraten! Dann müssen wir los. Er setzt mich neben sich ins Auto. Vorher hat er mir noch Schnitten für die Reise geschmiert, mit dick Fleisch drauf.

Es ist noch früh am Morgen, wieder so ein sonniger Tag wie gestern. Inzwischen hat es auch nicht mehr geschneit. Die Oberfläche des Schnees ist eisig, hart, es ist kälter geworden. Am Bahnhof will Onkel Günther in seinem Auto mit mir auf den Zug warten. Wir haben noch über eine halbe Stunde Zeit bis zur Zugankunft. Ich finde es besser, wenn uns niemand zusammen sieht, es könnten Bekannte in der Gegend sein. Er meint auch, es sei besser, wenn wir uns verabschiedeten und dies nur unser Geheimnis bleibe. Er nimmt meinen Kopf zwischen seine Hände, sieht mir tief in die Augen, sagt: "Meine kleine Frau", gibt mir dann ein Busserl auf den Mund. Ich hab keinen Spaß mehr dran, will nicht gesehen werden, darum steig ich aus. Niemand hat uns bemerkt, er hat auch ein Stück vom Bahnhof entfernt gehalten. Ich winke hinter ihm her, dann ist er weg. Die Autonummer hab ich mir ganz genau gemerkt, ich wußte sie schon vorher auswendig, hab sie nur noch einmal verglichen: DL HH 184, er fährt einen alten Opel, das dürfte genügen.

So, eine halbe Stunde habe ich Zeit. Wenn er mich belogen hat? Ich lauf das Stück Weg entlang bis zur Wiese, über die ich mit meiner Schwester zum Fluß gewankt bin. Da sind auch schon unsere Fußspuren, und noch andere, große Männerfüße, festgefroren, wie die unseren. Manchmal überschneiden sie sich mit meinen Fußstapfen oder mit denen meiner Schwester. Sie laufen einmal hin, einmal zurück, so wie die meinen, und eine Art von Stapfen geht nur in die eine Richtung. Die von meiner Schwester, ich hab nicht solche Rillen unter den Fußsohlen. Er hat nicht gelogen, der liebe Onkel Günther. Ich steig genau in meine Fußabdrücke, die ich auf dem Hinweg hinterlassen habe. Ein Glück, daß der Schnee gut trägt, man könnte glauben, ich wäre nur einmal hin- und einmal zurückgegangen. Es ist auch günstig, daß wir den Frühzug genommen haben. Hier wohnen sowieso nur wenig Leute, und außerdem kann man schließlich spazierengehen. Ich bin jetzt an den Bäumen, muß ganz schön unter meiner Schwester gewankt haben! Da ist der Fluß, da ist auch die Stelle. Am Tage sieht alles anders aus. Man kann ganz genau braunrote Flecken sehen und an der Stelle, wo der breite Streifen in den Fluß führt, ist eine festgestampfte Erhebung. Ich greif einen Stein aus dem Wasser, kratz in das gefrorene Häufchen einen kleinen Tunnel. Da ist ein Fleckchen lila Fleisch, das Kindchen. Ich möchte es so gerne mitnehmen, es zu Hause baden, aber das geht nicht. Der liebe Onkel

Günther! Ich muß zurück, wieder in meinen Fußstapfen, aber diesmal in denen für den Rückweg.

Ich hör die Schrankenglocken bimmeln; lauf so schnell ich kann zum Schalter und kauf dem grinsenden Beamten, der "mein Fräulein" zu mir sagt, eine Karte nach Olteve ab. Er sagt: "Der Zug kommt schon!" Das hätte ich auch gemerkt! Ich steig als einzige hier ein. Nur gut, daß man den Kragen von der Felljacke hochschlagen kann. Bisher hat nie jemand *Fräulein* zu mir gesagt. Da ist auch schon der Zug. Ich steig ein, setz mich in ein leeres Abteil und fahr in Richtung Heimat. Mein Tier tut weh.

Soll ich erst zu Wurio gehen oder ausschlafen? Ich bin ziemlich müde, zieh meinen Mantel über die Felljacke, der Zug ist geheizt, ich schwitze. In Olteve fahr ich mit dem Autobus bis auf den Markt und lauf ganz schnell zu Wurio, die Leute kennen mich nicht, weil ich so dick bin, ich schau sie auch nicht an.

"Wurio, meine Beste! Verstehst du? Mein Plan klappt wie nach Wunsch, noch besser. Alles läuft am Schnürchen! Ich hab keine Zeit! Hier, nimm den Mantel, die Jacke hat er mir geschenkt. Ich will schnell nach Hause, komm gleich wieder, muß dir alles in Ruhe genau berichten. Will sehen, ob Mutti geschrieben hat, das ist wichtig! Komm, Bussi! Du, die Jacke hast du mir geschenkt, verstehst?" Weg bin ich. Sie ruft etwas hinter mir her, ich hab jetzt keine Zeit, später.

Auf dem Weg durch unseren Garten sind Fußstapfen im Schnee. Vielleicht hat Mutti geschrieben und das war der Briefträger, der hier durchgelatscht ist. Die Haustür steht einen Spalt offen, das find ich sehr komisch, mach die Küchentür auf, da ist niemand. Geh ins Wohnzimmer, sieht so unaufgeräumt aus. Da war doch jemand in der Wohnung? Ich hab ein bißchen Angst. Soll ich zu Wurio gehen und dann mit ihr noch einmal wiederkommen? Die Tür zum Schlafzimmer steht auch offen. Ich will kein Schießhase sein, geh auf die Tür zu, ruf laut: "Hallo!"

"Ja?" sagt mein Bruder. "Bist du da?"

"Ich hab mich so erschrocken!" Was macht der denn hier zu Hause im Bett?

"Ich denk, du bist im Internat!" Er denkt, ich sei zu Hause. Er hat die Grippe und durfte nach Hause fahren, um sich pflegen zu lassen. Mit ihm hab ich gar nicht gerechnet. Ich bin so erschrocken und durcheinander, daß ich am ganzen Leib zittere. Ich seh seine Augen auf meiner Felljacke und meinem Gesicht, das abwechselnd rot und wieder weiß wird.

"Was ist denn los? Wo warst du die letzte Nacht?" Ich sag, daß ich das jetzt nicht erzählen könne.

"Es ist zuviel für mich, ich bin fix und fertig", das bin ich wirklich. Er will aufstehen, traut sich aber nicht, weil er nackt ist. Er sagt etwas vom Kühlschranks, er hätte mit dem Basteln angefangen, wie er es mir versprochen hat. Ich solle ganz ruhig sein, mich auf sein Bett setzen und alles erzählen, was war. Wo ich diese schöne Jacke herhabe, fragt er. Ich sag: "Sie ist von Wurio, Wurio hat sie mir geschenkt, ich konnte ihr trotzdem nicht erzählen, was war, weil sie doch eine Fremde ist. Ich will mit Mutti darüber reden, aber vielleicht ist es Mutti zuviel, bestimmt wird sie sterben, wenn sie erfährt ..." Ich friere und zittere, mein Hals ist so ausgedörrt, daß ich kaum reden kann. Diese verdammten Tränen! Mein Bruder streichelt meinen Arm. Ich könnte ihm alles erzählen. Ob es wegen des toten Bruders wäre? Ich sag: "Ja, auch." Er fragt: "Was denn noch?" und drängt, immer neugieriger geworden, daß ich erzählen soll.

Ich sitz an seinem Bettrand. Er liegt hinter meinem Rücken, auf der Seite, hat den einen Arm aufgestützt, den Kopf ein wenig schief in die Hand gelegt. Mit seinem Leib macht er eine Mulde, in der ich sitze. Es ist bestimmt kein Zufall, daß die Decke runterrutscht und er sein Ding gegen mich drückt, vielleicht will er auch mal bohren! Soll bloß noch ein bißchen warten, bis die Zeit reif ist. Ich werd ihm das *Hasensuchen*, die *dumme Gans* auch noch heimzahlen. Von Grippe ist nichts zu merken. Der weiß ganz genau, daß Mutti verreist ist, möchte wohl mit mir rumspielen. Er hört nicht auf mit dem Gedränge, einmal mit seinem Stock und zum anderen mit dem Gerede. Ich könnte ihm doch trauen, ihm alles sagen. Ich lasse mich lange bitten, und dann fang ich an:

"Die Schwester ..."

"Was ist mit ihr?"

"Sie ist nicht mehr da!"

"Ist sie zu Mutti gefahren?"

"Ja."

"Darüber mußt du doch nicht weinen!"

"Sie ist nicht hingefahren!"

"Wohin denn?"

"Sie ist nicht ganz hingefahren. Ich bin mit ihr gefahren!"

"Habt ihr euch die Fahrt geteilt?"

"Ich hab sie zur Bahn gebracht!"

"Das war lieb von dir!"

"Ich war krank!"

"Was hast du denn? Du bist, glaub ich, noch krank. Nun wein doch nicht so!"

"Nein, ich bin nicht krank, ich glaub, ich werd verrückt!"

"Aber was ist denn? Wein dich erst mal aus! Das ist ja Wahnsinn! Also, du hast sie zur Bahn gebracht, in den Zug gesetzt und dann ist sie abgefahren."

"Nein, ich bin mitgefahren. Ich hab sie in den Zug gesetzt, ihr war schlecht, mir war auch schlecht. Als ich im Abteil war, mußte ich mich übergeben. Sie brachte mich ins Zugklo. Ich hab schrecklich gebrochen. Ich fühl mich immer so, wenn ich meine Tage kriege und hatte auch unheimliche Schmerzen." Er streichelt mich und sagt, er wüßte gar nicht, daß ich schon eine Frau bin. Dieser Idiot!

"Unserer Schwester ist so schlecht gewesen, daß ich ihr vorgeschlagen habe, sie eine Station oder drei zu begleiten. Sie konnte gar nicht mehr denken. Ich hab schnell eine Karte für mich gelöst, von meinem

Taschengeld, ihre hatte sie schon, und bin wieder eingestiegen. Sie saß im Klo und übergab sich wie eine Wilde, ich konnte es hören. Ich trommelte an die Tür, wollte, daß sie wieder aussteigt, mit mir zum Arzt geht, da hör ich das Pfeifchen von Bahnvorstand. Der Zug fuhr los, gerade als sie rauskam." Ich solle doch nicht so schluchzen, es würde alles gut werden, er wolle mir helfen.

"Wir sind ins Abteil zurückgekrochen."

"Ist sie aus dem Zug gefallen?"

"Nein, wir haben beide aus dem Fenster gespuckt ..."

"Armes Aas!"

"Und uns völlig bekleckert, deshalb die Jacke von Wurio."

"Habt ihr euch gestritten?"

"Nein, wir haben uns geholfen, weil die Schwester sagte, daß sie die Wehen kriegt, und dann sind wir auf dem kleinen Bahnhof hinter Olteve, wo der Zug nur ganz kurz hält, schnell ausgestiegen, um mit dem nächsten Zug zurückzufahren. Wir waren beide sehr krank."

"Du siehst jetzt noch schlecht aus. Aber wo ist die Schwester? Ist sie im Krankenhaus?"

"Ich weiß es nicht."

"Erzähl weiter!" Er setzt sich im Bett auf, hat ganz aufgerissene Augen.

"Du mußt weiterreden. Wein nicht so. Du mußt alles erzählen. Wir müssen ihr helfen!"

"Aber wir können ihr nicht mehr helfen!"

"Bist du verrückt?" Er packt mich an beiden Schultern, steht splitternackt vor mir, sein Finger zieht sich zusammen.

"Wo ist sie?"

"Ich hab zu ihr gesagt, laß uns auf den nächsten Zug warten und nach Hause fahren, schnell zum Arzt und dann ins Krankenhaus! Und die Wehen wären da, hat sie gesagt, und daß sie sich unten am Fluß waschen wollte. Es war stockdunkel. Ich hab versucht, ihr abzuraten, im Dunkeln und in solch einem Zustand an den Fluß zu gehen!"

Mein Bruder schreit meinen Namen. "Erzähl schnell, wir müssen sie retten!"

"Ich werd' versuchen. Sie wollte sich reinigen, du weißt, wie sauber sie ist," er nickt, "und dann hab ich sie gestützt und zum Fluß gebracht und sie sagte immer, nein; sie schrie, *Mutti, Mutti, ich hab Schmerzen*, schrie sie! Hat ihre Finger hier in meinen Oberarm gegraben, sich bedankt, daß ich so lieb bin. Ich hatte schreckliche Angst, es ist unheimlich da, und dann sind wir beinahe am Wasser, da seh ich im Dunkel eine Gestalt auf uns zukommen. Ich schrei unsere Schwester an, sie soll mit mir zurücklaufen. Ich halte sie, ich zerre an ihr, sie bricht zusammen. Da steht plötzlich der Kerl neben uns.

Na, Kleine, sagt er, hau ab, dich brauch ich noch nicht!

Schmeißt unsere Schwester auf den Rücken, auf die Steine. Sie hat geschrien, *das Kind* gerufen! Ich bin schuld, weil ich so feige war und weggelaufen bin. Sie hat so entsetzlich gebrüllt. Ich hab nur gesehn, wie er sich auf sie geworfen hat, dann kam der Schrei, und mit Steinen konnte ich nicht schmeißen, weil alle festgefroren waren, es war auch zu dunkel und kein Mensch kam. Ich hätte ihn mit Steinen erwischen können, ich hab aber keine gefunden. Ich bin schuld! Ich bin zum Bahnwärterhäuschen gelaufen, aber der Wärter ist nach dem Zug nach Hause gegangen, weil dies wohl der letzte war. Wir hätten ihn gleich um Hilfe bitten sollen, aber unsere Schwester schämte sich so sehr, weil sie schmutzig war. Sie wollte nicht, und ich bin weggelaufen, weil der Mann gleich wieder hochgesprungen, auf mich zugekommen ist, geschrien hat: *Verschwinde, du Aas!*

Hinter dem Bahnwärterhäuschen stand ein Auto, ein alter Opel, mit der Nummer DL HH 184, ich hab sie mir gemerkt, weil neben der Eingangstür ein Schneehaufen war, zu dem die gleichen Fußspuren führten, in denen ich zurückgelaufen bin. Das Auto stand unter der Laterne, ich konnte die

Spuren genau verfolgen, und dann hatte ich plötzlich solche Angst, daß ich anfang, auf den Zugschienen nach Haus zu laufen. Ich bin mitten auf den Schienen zusammengebrochen, und dann muß ich ohnmächtig geworden sein."

"Wenn da ein Zug gekommen wäre!" sagt er. "Wo ist die Schwester? Wo ist der Kerl? Die Nummer haben wir. Wo ist die Schwester?"

"Die ist nicht mehr dagewesen. Ich hab mich so sehr geschämt, daß ich dann weggelaufen bin."

"Warum hast du denn nirgendwo um Hilfe gebeten?"

"Vielleicht hätte mir der Mann selbst die Tür aufgemacht, was hätte ich dann tun sollen? Und zu schreien hab ich mich nicht getraut. Vielleicht war da noch ein zweiter, der hätte mich dann umgebracht."

"Und dann? Weiter, mach schnell! Ich muß zur Polizei!"

Er zieht seine dreckige Unterhose unter dem Kopfkissen raus.

"Schnell, und dann? Mußt nicht weinen! Du bist ein tapferes, kleines Mädchen! Dieses Schwein! Ich bring ihn um! Mit diesen Fäusten! Und dann? Liegt sie noch da?"

"Nein, sie war weg. Als ich wieder an den Platz gekommen bin, es muß der gleiche gewesen sein, weil ich den Fußstapfen nachgeschlichen bin, um den Weg nicht zu verfehlen, denn es war so dunkel, da war sie weg, aber im Schnee sind bestimmt dunkle Flecken. Ich glaub, daß der Schrei von dem Kindchen war! Ich glaub, daß sie es geboren hat, als er sie zu Boden geschmissen hatte, und deshalb ist er so schnell auf mich zugekommen! Das Auto war auch nicht mehr da, als ich zum Bahnhof gekommen bin. Und dann hab ich nicht weggehen mögen. Ich wollte Leute treffen, aber keiner ist gekommen. Alle Häuser waren stockdunkel, und viele Menschen wohnen da nicht. Und dann hab ich weiter gesucht. Ich hatte wahnsinnige Angst, daß er zurückkommt und wollte auch warten, bis es wieder hell wird. Ich hab sie gerufen, hab an dem kleinen Hügel gegraben, da ist was Weiches drin, und zum Wasser führt eine breite Spur! Sie hat nicht weit vom Wasser gelegen, er auf ihr. Ich glaub, er hat

sie ertränkt! Ich hatte plötzlich solche Angst vor dem Hellwerden, vor allen Leuten, die bald kommen würden. Ich hab geglaubt, daß sie mich vielleicht auch umlegen wollten, da bin ich losgelaufen, unten, den Fluß immer entlang, zwischen den Felsen, bin bis hierher gerannt und vorhin bei Wurio angekommen. Aber ich konnte nicht reden, ich war auch noch klitschnaß. Sie hat mir trockenes Zeug gegeben. Mein Gesicht ist zerkratzt, weil ich hingefallen bin in die eisigen Zweige! Du kannst es sehen!" Ich werf mich in sein Bett, heul wie gestern oder heute nacht am Bach, ich weiß selbst nicht mehr genau, wann das alles war, es kommt mir viel länger vor als zwei Tage.

Mein Bruder will sich ganz schnell anziehen, schafft es nicht. Er hat die Angewohnheit, seine Hosen mit den Nähten nach außen in die Ecken zu feuern und wenn er sie, so wie jetzt, schnell anziehen will, verheddert er sich.

"Scheiße," hat er gesagt, "gottsverdammte Scheiße!" Er ist käsebleich, zittert mit seinen Händen wie ein Hundertjähriger, wie der Alte auf seiner Leiter, wenn der wütend ist, er wimmert nach meiner Schwester, sagt, daß ich arm wäre, weil ich das alles mitmachen mußte, und daß er ihn eigenhändig umbringen würde. Er zeigt mir seine Fäuste. Wenn ich nicht so müde wäre, könnte ich mich kringelig lachen über diese Figur.

Wir wollen zusammen zur Polizei gehen. Er stützt mich, weil ich so schwach bin. Wir nehmen den Schlitten, ich soll nicht laufen. Er zieht mich mitten durch den Ort zur Polizei. Jedem, der es wissen will, erzählen wir die Geschichte. Die Leute sind alle so wütend wie mein Bruder. Der eine Mann kennt den Mörder. Er ist Mechaniker und sagt, daß es in dem kleinen Ort nur diesen Mann mit dem Opel gebe, ob ich gesehen habe, daß er einen schwarzen Bart habe. Den konnte ich nicht sehen, weil es so dunkel war. Ob ich gesehen habe, daß er groß sei?

"Ja, ich hab solche Angst gehabt, weil er aussah wie ein böser Riese!" Um uns sammeln sich immer mehr Leute. Da ist auch schon der Gendarm. Er fragt, versteht erst nicht richtig, weil alle gleichzeitig erzählen wollen. Einige Frauen umarmen mich, küssen mich ab und sagen, daß ich bei ihnen wohnen könne. Sie streiten sich darum, bei wem ich bleiben darf. Und ob denn meine Mutti nicht bald käme? Ich muß schrecklich weinen.

"Ich will zu meiner Mutti!" Mein Bruder, der immer wieder von den Menschen abgedrückt, von mir weggedrängt wird, will mich schützen, weil sie ganz wild nach mir sind und immer: "Wo ist der Mö-der, Mö-der, Mö-der!" rufen. Der Gendarm steht neben mir. Der gleiche, der mit mir schimpft, wenn ich ohne Licht am Fahrrad fahre, er scheint es völlig vergessen zu haben. Er nimmt die Schnur von meinem Schlitten, mein Bruder faßt mit an, einige Männer schieben hinten, dann ziehn wir los, alle Leute hinterher. Die meisten mit Einkaufstaschen. Alle Geschäftsleute haben ihre Läden geschlossen; wenn ein Neuer kommt und fragt, was los sei, erzählen sie alles, verdrehen einiges, weil sie nicht gut zugehört haben. Alle sind sich einig, daß es nur der Raddatz gewesen sein könne. Er sei Ingenieur im Nachbarsort, baue dort die Seilbahn auf den Berg. Ich glaub, daß einige Männer schon dorthin fahren wollten, aber die Polizei hat es verboten, und die meisten wollen auch, daß er in diesen Ort kommt, dessen Kinder er ermordet hat. Und nichts soll er ahnen, und lynchen wollen sie ihn! Der Gendarm hat nur einmal "leise" gesagt, da haben die Frauen gekreisch "doppelter Mörder ist er", sie wollen ihm den Bauch aufschlitzen! Ich muß immer heulen, alle sind so lieb zu mir. Einige Mütter meinen, wie meine Mutter mich kleines Mädchen mit meiner Schwester, die schwanger war — das konnte ja jeder sehen — allein lassen konnte! Das sei ja unverantwortlich! Diese ganze, schwere Bürde auf meine schmalen Schultern zu legen, wo ich doch so zart sei!

Ich hab mich einmal umgedreht, schon sind mehr Menschen hinter uns als zur Fronleichnamsprozession. Viele weinen laut. Sie schreien, daß man dieses Schwein schlachten müsse, wie es das verdient habe und das hier im Ort, diese Bestie!

Wir sind bei der Polizei. Ein Rudel Menschen steht vor der grün gestrichenen Eisentür, so viele, daß sie uns nicht durchlassen können, weil sie sonst übereinander treten müßten. Aber dann geht von innen die Tür auf. Der Herr Polizeiwachtmeister kommt. Die Leute machen Platz so gut es geht. Die Männer hinter uns schieben den Schlitten zu ihm. Er streichelt meine Wange. Wahrscheinlich weiß er schon alles. Er hebt mich hoch, nimmt mich auf seinen Arm, ich kann sehen, daß er weint, muß auch gleich wieder mitweinen. Und dann leg ich meinen Kopf auf seine Schulter und wein und wein. Meinem Bruder gibt er die Hand. Ich

dreh mich zu den Leuten um. Viele davon wollen mich anfassen, meistens Frauen. Sie streicheln meine baumelnden Beine, meine Felljacke, auch mein Gesicht. Dem Bruder fahren die Männer immer wieder durch die Haare, er sieht schon ganz zerwühlt aus, streift seine Locken, die ihm ins Gesicht fallen, immer wieder zurück zu den anderen Haaren. Die Leute sagen alle, daß sie mich kannten, daß ich ein liebes, kleines Mädchen wäre, daß sie mich immer schon gemocht hätten. Und da ist meine Klavierlehrerin. Sie drängelt sich durch die Menge, sagt immer wieder: "Ich kenne diese Kleine gut, lassen Sie mich bitte zu ihr, ich hab sie noch vor einigen Tagen am Bahnhof gesehen!"

"Auf welchem Bahnhof?" fragen die Leute, und dann sagen sie, daß es der Zug gewesen sein müsse.

"Ja," sagt sie, und "die Kleine ist meine begabteste Schülerin. So krank hat sie ausgesehen, damals am Bahnhof. Das war doch vorgestern!"

"Nein, gestern", meint mein Bruder. Ich sag: "Nein, vorgestern, ich konnte doch nicht so schnell zu Fuß nach Hause. Ich hatte Angst und bin auf den Schienen zusammengebrochen. Bei Wurio war ich dann, weil ich nicht wußte, daß mein Bruder zu Hause ist. Ich hab Angst vor dem leeren Haus gehabt und mochte Wurio nichts erzählen, aber wenn er mir nicht glaubt, kann er sie fragen!" Er glaubt mir, weil ich so weinen muß, streichelt mich wieder. Der Herr Wachtmeister dreht sich um, sagt zu den Leuten, sie sollen nach Hause gehen. Keiner denkt daran. Der Platz vor der Wache ist übervoll mit Menschen. Viele Kinder sind da, und Heidi auch. Ich kann sie zwar nicht sehen, aber hören. Sie ruft nach mir, ganz hoch und laut. Den Schlitten nimmt der Gendarm, der mich hierher gezogen hat, mit in den Vorraum. Er drängt die Leute zurück, die uns nachkommen wollen. Es sind noch zwei Gendarmen da, ein Mann sitzt vor der Schreibmaschine, die auf dem Tisch steht, daneben ist das Telefon.

Es ist sehr gut geheizt hier, mir wird beinah zu warm in meiner Felljacke, aber ausziehen mag ich sie nicht. Ich tu auch so, als würde ich frieren, das sieht besser aus. Der Oberpolizist, er ist auch der größte von allen, setzt sich auf einen Stuhl, nimmt mich auf seinen Schoß, mein Bruder soll sich auf einen anderen Stuhl setzen. Er sagt zu dem Mann an der Schreibmaschine: "Schreiben Sie mit." Der nickt. Zu den zwei anderen

Polizisten sagt er, sie sollen vor die Tür gehen und die Leute beruhigen, er könne sagen, daß der Mann die gerechte Strafe bekommen werde. Ein Polizist soll draußen bleiben, wahrscheinlich, um meinen Schlitten zu bewachen. Ich bekomme eine ganze Tüte mit Karamelzuckerln, die waren in der Schreibtischlade, damit ich aufhöre zu weinen. Ich solle noch mal alles genau erzählen. Meine Klavierlehrerin kommt durch die Tür. Sie weint schrecklich, streichelt und drückt mich, ich muß auch wieder weinen, aber der Oberpolizist meint: "Damit ist nichts geholfen. Wir wollen doch jetzt deine Schwester finden." Mein Bruder sagt: "Ja, das wollen wir."

"Jetzt zur Sache, die Kleine soll erzählen, genau der Reihe nach." Da kommt Wurio rein. Ich sag gleich, mein Bruder wollte mir nicht glauben, daß ich bei ihr war und sie mir die Jacke geschenkt hätte, weil ich so schrecklich traurig und naß gewesen wäre. Als sie mich weinen sehen, streicheln mich alle.

"Es ist ja schon gut!" Sie schauen meinen Bruder böse an.

"Ich hab' das doch nicht so gemeint! Ich würde ihr niemals weh tun wollen, weil ich sie doch so lieb hab, meine jüngste Schwester! Das weißt du doch, oder nicht?" Alle haben mich lieb. Der Wachtmeister weint, er hat Tränen in den Augen. Ich wisch sie ihm mit meinen Fingern weg, da kommen immer mehr Tränen nach. Er fragt nach der Schwester. Ich erzähl die Geschichte jetzt zum drittenmal: Daß meine Schwester, weil sie so krank war und Angst vor dem Kinderkrieg hatte, wenn Mutti nicht zu Hause ist, ihr nachfahren wollte. Ich hätte ihr Zahncreme und Seife von meinem Taschengeld gekauft und jetzt hätte ich keins mehr, weil ich so gute Seife für sie gekauft habe, aber das mache nichts; wenn sie wiederkomme, würde ich ihr immer alles geben, was ich habe ...

Das Telefon klingelt. Irgend jemand ruft an. Der Oberwachtmeister steht auf, setzt mich auf seinen Stuhl, geht zum Telefon, sagt, daß ich hier sei, daß alles in die Wege geleitet wäre.

"Einen Moment bitte," fragt mich nach dem Auto, "kannst du es genau beschreiben?" Ich sag, daß ich Automarken gut kenne, daß ich das immer aus Spaß geübt hätte. Mein Bruder sagt: "Ja, das stimmt. Sie kann es besser als der kleine Bruder, der ein Jahr älter ist als sie." Und ich sag

dann, daß es ein alter, dunkler Opel gewesen sei mit der Nummer, die ich gut erkennen konnte, weil der Wagen unter der Laterne parkte, mit der Nummer DL HH 184.

"Brav," sagt der Wachtmeister, "stimmt." Und dann weiter: "Wenn Sie ihn haben, sagen Sie nichts. Kein Wort. Sagen Sie nur, daß er verhaftet ist. Bringen Sie ihn hierher. Gut, fahren Sie mit dem Opel, ist noch besser. Nein, sagen Sie *Vorladung zur Polizei*. Nicht, worum es sich dreht. Ich mache das selbst. Die Kleine ist hier. Ja, nein, es geht ihr gut. Ja, genau berichten. Ja, Raddatz. Der Mechaniker hat letztens diesen Wagen repariert. Was? Irrtum? Sie sind wohl nicht gescheit! Also los, machen Sie schnell! Passen Sie auf die Leute auf, die lynchen ihn, wenn sie ihn erwischen! Ja, das Bezirksgericht ist benachrichtigt. Wiederhören!"

"So," sagt er, "und jetzt mußt du alles lieb erzählen. Wir werden dir helfen. Er wird gleich hier sein, dann mußt du uns sagen, ob er es war." Ich fang laut zu schreien und zu strampeln an.

"Ich hab Angst! Ich will diesen Mann, diesen Mörder nicht sehen!" Sie glauben, ich werde verrückt. Wurio nimmt mich in ihre Arme: "Das Kind dreht doch durch! Sind Sie denn alle verrückt! Holen Sie lieber einen Arzt! Die Kleine braucht eine Beruhigungsspritze! Das ist doch zuviel für dies Kind! Sehen Sie das nicht!" Sie will mich zu sich nach Hause nehmen. Die Leute, die gegen die Fensterscheiben gedrängt durch das Glas sehen, poltern mit den Fäusten gegen die Scheiben. Der Oberpolizist sagt auch, es wäre besser, wenn sie mich durch den Hinterausgang nach Hause brächten. Wurio will das tun. Zu sich. Ich muß ihnen nur noch die Stelle genau sagen, wo das war, weil sie nach meiner Schwester suchen wollen. Ich kann gerade noch das mit den breiten Fußspuren sagen, die bei dem Auto waren, dann über den Weg auf die Wiese und da runter, da hör ich, wie ganz weit weg ein Dröhnen durch die Luft zieht und viele Leute laut und dann immer lauter schreien. Sie brüllen auch vor den Fenstern, und als ich rausschaue, sind alle Gesichter dem Platz vor der Wache zugewendet, wo die Straße einmündet, die Straße, über die er kommen muß. Ich fang wieder an zu schreien und zu strampeln:

"Er bringt mich um! Er will mich umbringen!"

"Lassen Sie sie weg von hier! Sie sind verrückt! Sie bringen sie um!" Wurio ist so wild, wie ich sie noch nicht erlebt habe. Sie ist aufgestanden, ich hab mich an ihren Mantel geklammert, weil ich nicht mehr stehen kann.

"Bring mich weg, Wurio! Bitte, bring. mich weg von hier. Ich, ich ..." Ich muß wohl einen Moment besinnungslos gewesen sein, bin an der frischen Luft wieder aufgewacht.

Wir sind auf der anderen Seite vom Fluß. Wurio trägt mich auf ihren Armen, sie weint. Ich heb meinen Kopf hoch, weil er so baumelt. Der Gendarm ist bei uns, der mich mit dem Schlitten. gezogen hat, mein Bruder auch. Die gegenüberliegende Flußseite ist schwarz von Menschen. Sie haben Prügel in den Fäusten, die sie hoch durch die Luft schwenken, wie im Turnverein beim Keulenschwingen. Und dann hör ich, wie sie erst durcheinander rufen und dann alle im Chor, als hätten sie's gelernt, lange geübt: "Mö-der, Mö-der, Mö-der!" Erst versteh ich nicht recht, aber dann weiß ich, was sie meinen. Ich leg meinen Arm ganz fest um Wurios Hals. Sie sagt, ich solle nicht hinsehen, er werde gleich kommen. Ich dürfe keine Angst haben. Er würde keine Zeit mehr haben, um mich noch zu sehen. Dann sind wir auf dem kleinen Hügel, ganz dicht am Fluß. Gleich daneben ist die Straße. Das tiefe Wasser trennt uns von all den Leuten. Jemand kommt auf uns zu und sagt: "Bringt die Kleine schnell nach Haus!"

"Nein, nicht nach Haus!"

"Zu mir kommst du!" Wurio drückt mich ganz fest.

"Ich werd die Kleine nie wieder hergeben. So eine Rabenmutter hat sie. Läßt dies Kind allein zu Hause und das nach dem Tod ihres Bruders! Die hat das Kind gar nicht verdient!"

Ich hör, wie die Menge schreit: "Sie kommen! Macht Platz!" "Keinen Schritt gehen wir weg!" Wurio ist stehengeblieben. Wir sehen genau auf die Straße.

"Mö-der, Mö-der, Mö-der!" Da kann ich das Dach von dem Auto sehen. Ein dicker, fatter Käfer schiebt sich langsam durch die Menschen. Einige sitzen auf der Kühlerhaube. Jetzt sind sie schon ganz dicht!

Ich kann den Mö-der sehen! Er ist weiß wie meine Klowand. Neben ihm sitzt ein Gendarm. Die Leute schreien: "Aussteigen!"

"Wenn er nicht rauskommt, stecken wir den Wagen an!"

"Polizist, raus!"

"Gehn Sie raus, Herr Gendarm!"

"Passen Sie auf, Herr Polizist!" Und dann kann ich sehen, wie sie den Käfer auf die Seite legen, da, wo der Wachtmeister sitzt. Jemand macht die Tür auf, hinter der sich der Mörder verkriecht; ich seh, wie sein Gesicht einen blutroten Fleck kriegt, und dann noch einen, die Knüppel schlagen so schnell, daß es nur Schatten sind, sie haben Steine vom Fluß geholt, jetzt werfen sie auf ihn. Die Polizisten müssen im Auto bleiben, weil sie die Tür nicht aufkriegen können. Die Leute nehmen den umgekippten Wagen als Aussichtsturm, sie drängeln sich gegenseitig in den Schneematsch neben der Straße, jeder will mehr sehen als der andere. Immer dichter wird die Traube. Sie treten sich auf die Hände, auf die Knüppel, auf die Hüte. Und immer lauter: "Schmeißt ihn in den Fluß!"

"Gleich!"

"Später!"

"Sieh nicht hin, mein Kleines!" sagt Wurio. Ich muß zittern, es ist unheimlich aufregend. Und dann taucht der Mörder immer wieder in den Menschen unter, und plötzlich seh ich sein Gesicht, das am weißesten von allen ist und ganz rote Muster über der Haut hat. Ich glaub, er blüht! Einmal hat er ganz kurz zu mir geblickt, aber ich kann mich auch getäuscht haben, weil er schnell wieder umgefallen ist. Richtig umfallen kann er gar nicht mehr, er hat keinen Platz. Sie fangen ihn gleich mit Stöcken, Rechen und Mistgabeln auf. Das Werkzeug ist ganz neu, sie haben's sicher im Konsum gekauft. Zeit dazu hatten sie, bevor er kam, denn ich hab eine ganze Weile in der Wachstube gesessen.

Sie treiben ihn in die Bäckerei, alle laufen kreischend in diese Richtung. Die Glastür des Ladens klirrt, irgend jemand schreit lauter als alle anderen, fast wie ein Tier. Über dem qualmenden Schornstein, der

oberhalb der Backstube ist — ich hab den Bäcker mal besucht und mir angesehen, wie man Brot in den Ofen schiebt — zwischen dem dicken weißen Rauch erkenne ich den Kopf. Erst einen riesigen, nackten Hals, der beinahe so groß ist wie ein Mann, aber ein ausgezogener, und dann seh ich, wie aus der nackichten Haut, ganz am oberen Ende vom Hals, ein schwarzer Wuschelkopf wächst: Ich seh ein Gesicht, das rot ist wie die Glut unter dem Backofen, aber dreimal so groß wie die Kohlschaufel, die vor dem Ofen liegt; und um das Gesicht herum kringeln sich lauter schwarze Haare. Das Ganze wird immer größer. Wurio hält mich fest. Die Leute schreien. Diesmal hör ich's wieder: "Mö-der, Mö-der!" Nur ganz weit weg, weil der Kopf immer größer wird, und dann seh ich da drin, mitten im Gesicht, die Augen meiner Schwester. In dem Moment weiß ich, wer der Pilz ist. Ich schrei, so laut ich kann: "Das ist er! Da! Da auf dem Dach! Der Mörder! Ich seh ihn! Er hat sie gefressen! Er hat ihre Augen im Gesicht! Er hat ihre Augen gestohlen! Er hat sie nicht ertrinken lassen! Sie ist in ihm! Schlitzt ihm den Bauch auf! Der Wolf! Mein Geißlein! Mein Schwesterlein! Er hat sie geschluckt!"

Ich muß so schluchzen, daß ich keine Luft mehr bekomme und blau werde im Gesicht. Wurio schüttelt mich. Sie sagt: "Wenn wir nur durchkönnten!" Sie versucht vorwärts zu gehen durch den tiefen Schnee. Wir sind an der kleinen Brücke. Als ich wieder zum Schornstein hinsehe, fällt der große Pilz mit den Augen meiner Schwester, die er gefressen hat, die so traurig aussahen, durch den Rauch in den Backofen. Die Leute schieben sich von der Tür zurück. Wurio fragt, ob ich ihn noch sehen wolle. Ich sag: "Ja!" Sie hat ganz leise gefragt, und ich habe ganz leise geantwortet.

Und dann sind wir über die Brücke weg auf der anderen Straßenseite. Die Leute haben mich wiedererkannt.

"Laßt sie durch", sagen sie. Wurio schreit: "Laßt mich durch mit ihr!" Das geht nicht, weil mich noch nicht alle Leute kennen und einige vielleicht gar nicht wissen, wer ich bin und warum er der Mörder ist, aber das macht nichts. Ob er nun ein bißchen mehr Schläge bekommt ... ?

Auf einmal bildet sich eine leere Stelle auf der Straße, unter den Stufen, die in den Bäckerladen führen. Ich seh die zerbrochene Glasscheibe und

die Brote in den Regalen, die morgens, wenn ich einkaufen muß, immer so wunderbar duften, beinahe so gut wie Kreide. Und dann seh ich, wie er durch die zerbrochene Tür aus dem Laden fällt, ein Weilchen mit dem Bauch im Türrahmen hängenbleibt, ein bißchen auf und ab wippt, dann das Gleichgewicht verliert, weil er im Turnen nicht gut ist, und mit dem Kopf voran auf die Steinstufen fällt. Ich hatte gar nicht gewußt, daß er eine Glatze hat. Die Haare am Kopf haben sie ihm abrasiert! Warum ist er so geröstet im Gesicht, auf der Haut? Wie ein frischgebackener Wecken sieht er aus! Warm ist ihm! Er kühlt sich ganz lange im Schnee ab, denn er bleibt, mit dem Gesicht lange nach unten, in einem Schneehaufen liegen.

"Wegscheren soll er sich! Er soll verschwinden! Zur Hölle soll er fahren!" schreien die Leute.

"Du Schwein!" schreien sie auch. Keiner mag ihn mit den Händen berühren. Einer kommt auf die Idee, ihn mit Füßen zu bearbeiten. Viele andere machen mit, davon wird er wieder lebendig. Er hat nur noch seine Unterhose an. Ein Mann steckt ein Ding, das man sonst im Herbst zum Laub wegfeegen braucht, das mit den vielen, gebogenen, eisernen Fingern, unter den Hosengummi. Er will den Mörder damit hochheben, aber als er merkt, daß er zu schwer ist, wird er wütend und will Laub vom Mörderrücken kratzen, da ist bloß keins. Der Mörder liegt da wie das Kindchen von meiner Schwester, das er im Schnee verscharrt hat. Er ist aber nicht so lieb, viel zu groß und zu knochig.

"Schuhe hat er auch noch an!" Die Leute haben ihm viel zu lange zugeschaut, wie er sich da am Boden rollt und sich's bequem macht. "Das ist er!" schrei ich so laut ich kann.

"Er war es!" Ich will hinlaufen, will ihn auch treten. Wurio hält mich fest. Sie sagt: "Später!" Er dreht sich auf den Rücken, streckt sich jetzt lang aus, hat wohl ausgeschlafen! Will sich nun hinsetzen, aber einer tritt ihm ins Gesicht, doch nicht fest, es kommt nicht viel roter Saft. Einer steckt ihm von hinten einen Holzspieß ins Kreuz. Endlich sagt er wieder was. Er heult, wie vorhin dieses Tier geheult hat. Die Leute freuen sich, sie heulen mit, hüpfen auf der Stelle und schreien: "Treibt ihn weiter!" Die Gendarmen sind jetzt bei ihm. Sie wollen die Männer, die dem Mörder am

nächsten sind, zurückdrängen, aber die Männer wollen nicht, die Frauen auch nicht, sie lassen sich nicht zurückdrängen. Dann fassen die Gendarmen, zwei von ihnen, den Kerl unter die Achselhöhlen und zerren ihn, den halbvollen Kartoffelsack, in Richtung Wache. Ich muß jetzt sehen, was sie mit ihm machen wollen. Wurio will mich nach Hause bringen, aber das geht nicht. Alle Menschen hinter uns schieben uns dem Mörder nach, wie in einem Strom.

Müller-Müller Sackerl, ist der Müller nicht zu Haus? Schloß vor — Riegel vor — schmeißt das Sackerl hinters Tor! Mich wundert's nur, daß er noch nicht staubt! Der müde Sack! Staubt und weiße Wolken staubt! Der Müller-Müller Sack!

"Schmeißt ihn hinters Tor!" Ich kann gar nicht laut genug schreien.

"Wurio, hilf mir! Schmeißt ihn hinters Tor!" Wurio hilft mit, viele andere auch. Und dann schreien wir alle, am besten die Kinder: "Schmeißt ihn hinters Tor, Schloß vor, hinters Tor!" Ich kreisch und hüpf auf Wurios Arm. Alle sehen jetzt den leeren Mehlsack an, wie er zwischen den Polizisten hängt. Dann schreit ein Mann: "Dazu brauchen wir keine Polizei! Recht ist Recht! Das können wir selbst! Später Polizei! Gebt ihn her! Hierher! Hier! Rein ins Tor!" Wir sind am Heimatmuseum. Die Fahne weht vor dem Fenster des dritten Stockes. Die eisenbeschlagenen Holztüren stehen tagsüber immer weit offen für die Besucher. In der Eingangshalle ist es kalt, weil der Boden mit Steinfliesen belegt ist. An den Wänden hängen riesige Bilder mit Hirschen und Männern mit Gamsbärten. Und da ist die Wendeltreppe, sehr viel höher als das Trampolin in der Badeanstalt. In diesen Vorraum, zwischen die bemalten Bauertruhen und Schränke, haben die Leute die Polizisten mit dem Wäschesack gestoßen, drängen hinterher. Einige werfen mit Steinen, andere mit den Gegenständen, die auf den Truhen stehen oder an den Wänden hängen.

"Das sollen sie nicht", schreit der eine Polizist und nimmt seinen Gummiknüppel, den er an der Seite hängen hatte, er steckt ihn aber wieder weg, wird von den Leuten abgedrängt. Der Wäschesack ist auf die Knie gefallen, es hat ganz trocken geknackt. Ich schrei wieder: "Da ist er! Das ist er! Da! Da! Er hat meine Schwester umgebracht! Er hat das Kind umgebracht! Er will mich umbringen! Euch alle bringt er um!" Wurio hebt

mich auf ihre Schultern. Ich klemm die Beine ganz fest zusammen, damit sie mich nicht runterwerfen. Er kriecht auf allen vieren zur Wendeltreppe, hält sich am Geländer fest.

"Ich will ihn schlagen, wie er meine Schwester geschlagen hat! Ich hab's gesehen, wie er sich auf sie geworfen hat!" Ich möchte, daß Wurio läuft, wie sie sonst mit mir läuft, wenn wir Pferdchen spielen.

"Lauf Pferdchen, lauf Galopp, lauf du, Pferd, lauf Galopp!" Sie fängt an, ich hab sie ermutigt!

"Wihihihhi!" mach ich, wie ein Pferd. Geb ihr die Sporen. Ich trete ihr mit meinen Gummistiefeln in die Rippen. Das Pferd hüpf, hopp, hopp, zu ihm, zur Wendeltreppe. Er kriecht die Treppen hoch.

"Los Pferdchen, los, vorbei an ihm!" Ich spuck auf ihn runter.

"Da, du Schwein, du Kartoffelsack!" Das Maul macht er auf, so wie der Hirsch unten in der Halle auf dem Bild, reckt den Hals lang. Er will hinter uns die Treppen hochkriechen.

"Haltet ihn fest! Haltet den Mörder fest!" Zwei Männer laufen an ihm vorbei die Treppe hoch. Noch mehr. Einer hebt mich auf seine Schultern.

"Tapferes, kleines Mädchen!" sagt er. "Mußt keine Angst mehr haben vor dem, wir helfen dir alle." Als wir oben auf der letzten Plattform sind, am Ende der Treppe, seh ich, wie tief es neben der Treppe bis auf die Steinfliesen runtergeht, die von hier aus winzig klein sind. Da hören wir ihn schnaufen. Die Leute unten in der Halle sind mucksmäuschenstill, und immer höher kriecht er.

"Will sich wohl verstecken!"

"Hier ist kein Schneckenhaus!" Wir sind schon längst vor ihm oben.

"Dem werden wir's zeigen!" Ein Mann macht die Tür zu einem Raum auf, in dem man sonst nie darf. Drinnen ist es dunkel wie im Kirchturm. Viele Fahnenstangen sind da, schwarze Tücher, dicke Stricke, alles verstaubt.

"Dem werden wir's zeigen!"

"Hängt ihn auf!"

"Baumeln soll er!"

"Nein, ersaufen!"

"Nein, schlachten, verbrennen!"

"War doch schon im Ofen!"

"Aber nicht lang genug!"

Ich hab ein bißchen Angst und will nicht, daß er auf die Platte kommt, auf der wir stehen. Ich möchte ihn treten, wenn er kommt, aber ich sitze zu hoch, weil der Mann, der mich trägt, groß ist. Ich stoß mit dem Kopf beinahe an die Decke. Wurio schreit: "Hab keine Angst!" Weil ich so zappelig bin. Und ob ich runter möchte?

"Ich will hier oben bleiben, sonst bringt er mich um!" Er ist die letzte Stufe hochgekrochen. Sein Gesicht hängt über dem Boden, auf dem wir stehen. Vor ihm haben sich zwei Männer aufgestellt. Er klammert sich mit beiden Händen ans Geländer.

"Bist wohl schwindlig?" frag ich ihn. Ganz langsam und zitterig zieht er sich am Geländer hoch, bis er beinahe aufrecht steht. Seine Unterhose ist ein richtiger Drecksack, der Stoff zerrissen. Ein Mann packt ihn am Arm, reißt ihn vom Geländer los, er wankt ein bißchen, der andere Mann holt ganz weit mit dem Arm aus, dann ballert er ihm die Faust so in den weichen Bauch, daß der Alte sofort wieder ein Kartoffelsack ist, ein Mehlsack, daß er die Augen verdreht. Sie lassen ihn nicht zurückfallen, sie halten ihn fest. Ein anderer hat Stricke aus der Kammer geholt. Sie werfen ihn vor meinen Füßen auf den Bauch. Das klingt genauso, wie wenn Mutti die ausgewrungenen Leinentücher auf den hölzernen Waschtisch knallt, und spritzen tut's da auch immer ein bißchen. Sie drehen ihm die Hände auf den Rücken, binden die Seile ganz fest um seine Knochen. Es muß sehr fest sein, weil die Hände richtig blau und die Nägel weiß werden.

Ich mach das manchmal mit einem Finger. Wenn Mutti mich dabei erwischt, dann knallt's immer, weil sie sagt, daß man davon sterben

könnte, sie sagt auch, der falle ab und werde schwarz, wenn man eine Mutter schlagen würde. Nein, davon fällt die ganze Hand ab, wird vorher schwarz. Ich hab's einmal ausprobiert, sie hat natürlich gelogen.

Dann binden sie mit demselben Strick, weil sie keine Schere dabei haben, gleich die Füße zusammen, ziehn schön fest, daß er genauso auf der Erde liegt, die gleiche Figur abgibt, die ich in den Ringen machen kann, wenn ich mich an Händen und Füßen festhalte und den Bauch ganz durchdrücke. Das ist das Nest! Und dann kommt ein Mann mit einer großen schwarzen Fahne und macht eine angebrunzelte Kohlroulade aus ihm, oder so, wie Mutti zu Weihnachten Strudel macht, Mohnstrudel mit Honigfülle, Nüssen und Mandeln und dann eben Teig drumwickelt, wie jetzt die Männer den schwarzen Stoff um ihn wickeln. Sie fangen bei den Füßen an, drehn das Hörnchen um den Stoff herum. Ab und zu fällt er aufs Gesicht, dann sagt er das immer, auch wenn er auf den Hinterkopf plumpst. Richtig reden tut er allerdings nicht. Sie haben die schmutzige Unterhose mit der alten Wurst zusammen eingewickelt und dann die Hühnerbrust, in die ich einmal meine Zähne gegraben habe. Der dunkle Fleck ist noch zu sehn. Er hat wirklich Hühnerhaut, ausgelaugt wie ein Suppenhuhn. Lauter Sommersprossen, Gänsehaut, die Suppengans. Sie wickeln den Hals zu, da ist auch schon der Stoff zu Ende.

"Das reicht", meint einer, die anderen nicken. Ich bin neugierig, was sie jetzt mit ihm machen wollen. Vielleicht kochen? Aber so große Töpfe gibt es nicht.

"Schneid ihm doch die Schweineschnauze ab! Pack sie zum Schlachter ins Fenster, zu den anderen!" Wurio sieht mich ganz komisch an, legt den Finger auf den Mund. Was hat sie denn? Er sieht doch genauso aus. Kann sie das nicht sehen? Ein Mann will ihm das Schweinsgesicht verbinden, die anderen wollen das nicht.

"Er soll selbst sehen, was mit ihm passiert. Macht Platz da unten!" Die Männer schreien's den Leuten zu. Die drängeln zur Tür. Unter der Treppe entsteht ein freies Stück, man kann die kleinen Fliesen wiedersehen, die holprigen. Sie heben ihn mit fünf Mann hoch aufs Geländer. Ich kann von meiner Warte aus erkennen, daß seine Augen ganz nach oben verdreht sind, weiß mit roten Äderchen.

"Wartet, bis er wach ist, bis er aufwacht, er soll doch selbst alles sehen!" Er grunzt, schnauft, bewegt die gespannten Lippen, doch er hat wohl zu lang mit Papier auf dem Kamm geblasen! Der Kasperl klappert mit den Augendeckeln.

"Er ist wach! Ich kann es sehen!"

"Weg da unten!"

"Ich will ihn aufschlagen sehen, will zuschaun, wie das ist!" Der Mann, der mich Huckepack trägt, will auch, er geht ein paar Schritte mit mir an die Seite, wo die anderen sind.

"Sie sollen weggeh'n da unten! Weggehen!" Und dann schreien die von unten zurück: "Schmeißt schon, wie lange sollen wir noch warten?" Sie schieben ihn ein kleines Stückchen über das Geländer, einen Moment sieht es aus, als würde er zurückkippen.

"Wippe wappe Hühnerkacke!"

Ein Mann drückt nach, wir biegen uns über den Rand. Ich mein, er fliege so langsam wie ein Luftballon. Das schwarze Tuch hat sich gelöst. Er dreht sich einmal um sich selbst, das schwarze Tuch weht wie bei mir, wenn ich mit Heidi Wind spiele, es trägt ihn genauso durch die Luft, ganz lange. Er breitet die Flügel aus, plup — ich hab gedacht, daß es viel lauter sein würde, aber das Kreischen der Leute hat den Aufprall verschluckt. Sie freuen sich wie zehn nackte Neger, nur, daß es tausendmal mehr sind, die sich tausendmal mehr freuen können. Der Kreis um den schwarzen Mann zieht sich zusammen. Niemand schreit mehr. Man hört erstaunte Ausrufe wie bei Kerzenschein unterm Weihnachtsbaum.

"Der ist gefesselt! Der Mörder! Der schwarze Mann! Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?"

"Niemand!"

"Wenn er aber kommt?" frag ich die da unten. Ich geb selbst die Antwort: "Kann er nicht! Ist gefesselt! Wir laufen nicht davon! Wir haben keine

Angst!" Die Kinder geben das Echo aus der Halle zurück: "Haben keine Angst!"

Wir sind hier oben geblieben, weil die Sicht besser ist. Der Polizeimeister kommt, die anderen Polizisten auch. Als ich den Oberpolizeimeister sehe, muß ich wieder weinen. Vielleicht hat er noch mehr Zuckerln.

"Ich will zu meiner Mutti! Wurio, bring mich zu Mutti!"

"Ja, du kommst mit mir."

"Wo ist mein Bruder? Mein Bruder? Ich will zu meiner Mutti!" Ich plärr eintönig vor mich hin. Wir gehen jetzt. Der Oberwachtmeister wird mich zu Wurio bringen. Die anderen Polizisten nehmen das Gebündelte da unten, tragen es zu den Leuten, die immer noch quieken und sich freuen; je näher sie an dem Bündel sind, desto größer ist ihre Freude. Der Wachtmeister nimmt mich auf seinen Arm, ich bin noch nie soviel getragen worden. Mutti sagt immer, wenn mein Bruder mich getragen und sie es gesehen hat, ich sei zu groß dazu, aber heute bin ich ganz lieb und klein. Alle mögen mich. Er bringt mich an der Bäckerei vorbei, an der Schlachterei mit den Schweineschnauzen, über den Marktplatz mit der Pestsäule, vorbei am Brunnen, den kleinen Hügel hoch; mein gebogener Kilometerstein ist immer noch da, die Baronin auch.

"Das ist die Kleine", sagen die Leute. Ich bin sehr müde. So müde, daß ich meinen Kopf an sein Gesicht legen muß und schon ein bißchen schlafe. Er mag das gern, weil er ganz leise mit Wurio spricht. Nein, er glaube nicht, daß der Kerl noch vernehmungsfähig sei. Seine Strafe habe er. Mehr könne auch die Polizei nicht tun. Das weitere im Bezirksgericht. Er glaube aber, der Mörder werde niemals mehr etwas erzählen können. Ich wimmere ein bißchen, so wie im Schlaf.

"Psst!" sagt Wurio. "Die Kleine, nicht vor der Kleinen." Ja, sie wird gut auf mich acht geben.

Mein Bruder kommt hinter uns hergelaufen. Er plärrt, weil er mich im Gedränge verloren hat, und möchte bei mir bleiben. Wurio will ihm Kakao und Kuchen geben. Ich muß jetzt schlafen. Der Polizeiwachtmeister kommt mit zu Wurio. Sie packen mich ins Bett. Er

sitzt ein Weilchen am Bettrand, streichelt meine Wange. Ich muß schon wieder weinen, bin auch total müde, möchte nur noch die Decke über die Ohren ziehen und schlafen. Er sagt ein paarmal, ich kann's im Halbschlaf hören: "Böse Welt! Böse Welt!" Dann bin ich weg.

Es ist noch dunkel im Zimmer. Neben mir fühle ich Wurios warmen Leib. Sie liegt, wie ich auch, auf dem Bauch ausgestreckt. Ein Bein hat sie angewinkelt und über meinen Rücken gelegt, mit einem Arm hält sie mich fest, als hätte sie Angst, daß ich weglaufen könnte. Sie schnarcht ein bißchen. Wenn jemand schnarcht, einem den Schlaf vertreibt, muß man schmatzen. Wurio wacht davon gleich auf. Ich möchte ihr sagen, daß es schön sei, so neben ihr zu schlummern, sie solle das nicht ganz verschlafen, dieses Gefühl. Wir streicheln uns. Ich kuschel mich ganz eng an sie, tief unter der Decke. Sie sagt, sie habe so schreckliche Angst um mich, drückt mich fest an sich. Ich weiß noch nicht genau, was ich mit Mutti machen soll, ich will sie nicht mehr haben, ich will Wurios Kind sein.

Beim Frühstück sagt Wurio, ich müsse den Briefträger abpassen, es sei besser, wenn mein Bruder die Briefe meiner Mutti nicht lese. Meine Schwester hat täglich mehrmals an Mutti geschrieben und dabei immer geheult. Den letzten Brief könne sie schon bekommen haben. Da steht bestimmt die Sache von Patrik drin. Darauf antworten konnte sie aber noch nicht, dazu war die Zeit zu knapp. Doch gepetzt, daß ich nicht so brav gewesen bin, wie ich hätte sein sollen, hat sie bestimmt. Und das genügt, weil ich meinem Bruder gesagt habe, daß ich nicht mit meiner Schwester gestritten hätte.

Heute fallen dichte Schneeflockenschwärme vom Himmel, der bedeckt und undurchsichtig grau über dem Ort hängt. Alle Berge sind verschwunden, kein Gipfel ist zu sehen. Die Stimmen der Kinder, die am Hügerl Schlitten fahren, klingen gedämpfter als sonst. Wurio wäscht mir die Haare. Ich mag sehr gern, wenn sie meine Kopfhaut mit ihren Fingerspitzen massiert, bis es unter der Haut kribbelt. Ich beuge den Kopf dabei locker über die Waschschüssel vor mir, laß ihn so baumeln, wie sie mit ihren Händen möchte. Mir wird ganz leise schwindlig davon. Wurio hat eine Brennschere. Sie steckt das Eisending eine Weile in die Ofenglut, bis die Scherenspitzen glühen, läßt sie abkühlen, bis sie nicht

mehr rot sind, dann rollt sie damit einen Haarschopf nach dem anderen ein. Als sie damit fertig ist, will sie mir die Locken wieder auskämmen, doch ich möchte gerade diese Locken behalten. Warum hat sie sie denn erst eingedreht, wenn sie jetzt wieder alles auskämmen will? Wir lassen es so. Wurio hat in ihrem Kleiderschrank eine Schirmmütze aus dunkelrotem Samt, vorn mit weißen, winzigen Perlen bestickt. Unter dem Kinn werden zwei lange, breite Samtschleifen zusammengebunden. Diese Mütze steht mir sehr gut. Mutti wollte nicht, daß ich sie aufsetze, wahrscheinlich ist sie eifersüchtig auf meine Schönheit. Sie würde mich auch niemals mit soviel Ausdauer pflegen, wie Wurio das macht. Die Locken hängen vorn ein bißchen unter der Mütze heraus. Ich möchte unbedingt in nächster Zeit Ponyfransen haben. Wurio traut sich nicht, sie will meine Haare nicht verschneiden. Werde es eben selbst machen, ist schließlich nicht das erste Mal, daß ich Haare schneide.

Nach dem Frühstück geh ich in den Ort. Die Leute grüßen mich, sie reden mit mir. Ich nicke nur oder schüttel den Lockenkopf. Wurio hat die Schleife so schön gebunden. Wenn ich zuviel rede, wird sie locker und die Mütze rutscht nach hinten. Weil es soviel schneit, würden meine Locken futsch sein. Ich geh zur Post, will nach dem Briefträger sehen, er soll schon weg sein, aber noch nicht lange. Am Marktplatz hol ich ihn ein. Er gibt mir die Hand, was er sonst nie tut, fragt, ob es mir schon besser gehe, und wenn ich möchte, habe seine Frau gesagt, könne ich bei ihnen zu Hause wohnen. Ich bleibe lieber bei Wurio in der Nähe von unserem Haus, weil ich Mutti dann gleich sehen kann, wenn sie ankommt. Der Postbote hat einen Brief von Mutti, der an meine Schwester adressiert ist. Er solle ihn mir nur geben, da stehe auch für mich was drin. Mutti schreibt bestimmt, wann sie zurückkommt. Am liebsten würde er hier, mitten auf dem Marktplatz, den Brief jetzt gleich mitlesen. Mein Bruder wartet zu Haus auf den Brief, ich will mit ihm zusammen lesen. Endlich rückt der Briefträger ihn heraus. Ich steck ihn in meine Felljackentasche und lauf damit zu Wurio, denn dort kann ich in aller Ruhe lesen. Wir nehmen das zweite Frühstück ein. Der Kaffee duftet, frische Kipferin und Butter stehen da und für jeden ein Frühstücksei.

"Ist heute Sonntag?"

"Nein, ein Festtag ist heute, solche werden noch viele kommen in nächster Zeit." Ich zieh die Felljacke aus und leg die Mütze auf die Holzbank neben den Ofen. Die Locken sind sehr zerdrückt, wir wollen sie nachher noch einmal eindrehen. Ich setz mich auf Wurios Schoß. Beinahe hätte ich den Brief vergessen. Wir lesen zusammen, was meine Mutti schreibt:

Mein armes großes Mädchen!

Damit ist sicherlich meine Schwester gemeint.

Wie gern würde ich heute schon bei Dir sein, um Dir helfen können! Warte noch diese paar Tage zu Hause. Laß Dich nicht quälen von dem kleinen Luder. Sie soll ihr blaues Wunder erleben, wenn ich zu Hause bin. Es wird nicht mehr lange dauern, höchstens noch fünf Tage, dann laß uns gemeinsam weitersehen.

Ich Sorge mich so sehr um Dich, mein Kind, wie sich nur eine Mutter um ihr Kind sorgen kann. Bald wirst Du selbst erleben, wieviel Trauer und Sorge ein Kind seiner Mutter bereitet, wie wenig es einem wirklich gehört. Sobald die Kinder laufen und sprechen können, drängen sie weg von der fürsorglichen Obhut einer Mutter. Keine Träne hält sie zurück, kein Tadel, keine Weisheit, die man durch sein eigenes, so qualvolles Leben erfahren hat. Wieviel schlaflose Nächte habt ihr mir bereitet! Wieviel sorgenvolle Stunden! Und was erwartet mich noch alles in meinem Leben, in dem Opfergang eines Mutterherzens?

Ich Sorge mich so sehr um Dich, mein Kind. Du, meine Älteste! Wäre ich doch zu Hause geblieben. Es ist keine Erholung hier, mir geht es gar nicht gut. Ich leide unter schrecklichen Magenkrämpfen, werde wohl noch in meinem Alter unters Messer müssen: Die Knötchen an meinen Handgelenken schmerzen mich. Du weißt, woher sie kommen. Es sind die tausend und abertausend Leinentücher, die ich bei jeder Witterung, ob Sommer oder Winter, für Euch mit meinen Händen gewaschen habe. Ich habe Übermenschliches in meinem Leben geleistet. Auch Du, meine Große, wirst den Weg einer Mutter gehen müssen, Freud und Leid ertragen lernen.

Aber einmal kommt der Tag. Ich werde meine Hände in den Schoß legen, werde mich ausruhen, um nichts mehr, was Euch angeht, kümmern. Ihr

alle geht Euren eigenen Weg, wie Ihr ihn für richtig haltet, das ist auch gut so. Wie oft habt Ihr mich belogen, mit Füßen getreten, das habe ich nicht verdient! Ich habe mein Leben für Euch geopfert. Ich erwarte keinen Dank. Ich glaube nicht an Eure Versprechungen. Werdet anständige Menschen, wie es Euer toter Vater, der für Euch alle gefallen ist, verdient. Ihr habt das beste Zuhause, die schönste Kindheit hinter Euch, alles, was ihr brauchtet und eine Mutter, die immer bei Euch und für Euch da ist. Stets habe ich Grausames von Euch ferngehalten, vergeßt das nie!

Es ist kalt und windig hier. Ich habe mir eine gräßliche Augenentzündung zugezogen. Morgens, nach dem Erwachen, waren beide Augen plötzlich dick, rot und zugeschwollen. Hoffentlich überstehe ich die Rückreise gut, mir graut vor der Bahnfahrt.

Deinen Geschwistern, die den Schock recht gut überwunden haben, erzähle ich nichts von all meinen Schmerzen und Sorgen. Deine Schwester ist rührend zu mir.

Ich bitte Dich, mein großes Mädchen, bleib zu Hause, bis ich komme. Die Bahnfahrt ist zu anstrengend für Dich. Wenn Deine Schwester Dich zu sehr quält, gebe ich Dir in jedem Falle das Recht, sie so zu strafen, wie Du es für richtig hältst. Sei sparsam mit dem Geld, aber ich weiß ja, Du bist es. Kannst Du vielleicht noch einmal Kohlen und Holz bestellen? Der Winter wird lange dauern. Mach beim Einheizen den Riegel hinten auf. Du weißt, daß man an Kohlengas sterben kann. Ich Sorge mich so sehr um Dich. Wenn das Kindchen da ist, wird alles gut werden. Ich werde Deine Schwester erziehen, wie sie es verdient hat. Nicht mehr wie bisher mit Liebe. Sollte sie nicht parieren, kommt sie ins Heim. Wir werden es sehr schön haben, Deine andere Schwester ist schon eine richtige Hilfe. Die beiden Jungs gehen noch zur Schule, so werden wir im Hause Ruhe haben. Ich küsse Dich und verbleibe in Liebe, Deine sich so sehr sorgende Mutter. —

"Huch, Wurio, wenn die wüßte, was? Die wird auch ihre blauen Wunder erleben. In dem Eiswasser wird meine Schwester, die liebe, die große, bestimmt blau, wenn sie sie überhaupt finden. Das ist gar nicht so einfach, im Winter die Höhlen im Flußbett abzutauchen. Da hat sie sich

bestimmt irgendwo verheddert. Daß es viele tiefe Höhlen gibt, weiß ich von meinem Bruder, der tot ist."

Wurio will mit mir zur Polizei gehen. Sie hat dem Oberpolizisten gestern Muttis Adresse gegeben. Wir sind neugierig, was aus dem Ganzen noch wird. Wenn sie mitkommt, werden wir mehr erfahren können, es sieht auch besser aus.

Die Sache mit Onkel Günther hab ich ihr noch nicht ganz erzählt, nur bis zum *Gummi-Gummi Berg*. Das Nacherzählen dauert lange, denn wir spielen ausführlich. Ich mache Onkel Günther nach, Wurio mich, das ist viel aufregender so.

Der Oberpolizist ist sehr lieb. Wir sollen bitte Platz nehmen. Mich nimmt er wieder auf seinen Schoß.

"Deine Mutti kann jetzt noch nicht kommen," sagt er, "ich habe gestern mit ihr am Telefon gesprochen: Sie ist in den nächsten großen Ort zur Polizei geholt worden. So konnte ich mit ihr sprechen. Ich habe zuerst gesagt, sie solle doch lieber gleich nach Hause kommen, um hier alles zu erfahren, aber sie wollte wissen, was los sei. Ich habe ihr alles erzählt, was gewesen ist. Sie sagte, *weiter, erzählen Sie weiter*, plötzlich war es ruhig am anderen Ende."

Ich hab schon längst zu weinen angefangen und soll lieber ein Weilchen mit dem anderen Gendarmen vor die Tür gehen. Er erzählt Wurio weiter: "Mein Kollege hat sich dann gemeldet und gesagt, daß sie ins Krankenhaus eingeliefert worden sei. Sie wird in nächster Zeit noch nicht kommen können, weil sie schon jahrelang ein Magengeschwür mit sich rumtrug, das jetzt unbedingt operiert werden muß. Das Letzte, was sie gesagt hat, war: *dieses Luder!*"

"Hat sie sonst noch etwas geäußert?" fragt Wurio.

"Nein, nicht mehr, sie ist danach zusammengebrochen."

"Lebt sie noch?" Wurio weint, sie schnupft laut in ihr Taschentuch.

"Ja, wir haben gleich einen Bericht bekommen. Sie hatte einen Nervenkramp und beinahe einen Magendurchbruch. Sie steht unter ständiger Kontrolle."

Er will Wurio etwas Geld geben, damit sie mich pflegen kann. Mein Bruder soll wieder ins Internat, er ist ja kein Kind mehr. Ich mach die Tür vorsichtig auf. Als ich Wurio weinen seh, fang ich an, ganz erbärmlich mitzuheulen.

Ob es meine Mutti nicht mehr gäbe, frag ich. Sie beruhigen mich.

"Der Mörder ist übrigens gestorben", sagt er nach einer ganzen Weile, in der er versucht hat, meine Tränen mit Karamelzuckerln zurückzudrängen.

"Der Mann hat vor nicht allzu langer Zeit schon eine Gefängnisstrafe bekommen, weil er ihm anvertraute Gelder unterschlagen hat. Auch sonst hat er keinen allzu soliden Lebenswandel geführt."

Wurio meint, diese Gespräche seien nichts für meine Kinderohren, wir gehen. Mutti wird mir nicht schreiben können. Der Oberpolizist will jeden Tag im Krankenhaus anrufen, um zu fragen, wie es Mutti gehe. Ich geb ihm ein Busserl. Er sagt: "Armes Kindchen", bedankt sich bei Wurio, sie meint: "Keine Ursache, das war selbstverständlich!" Dann gehen wir. Er hat auch noch gesagt, daß es meinen beiden Geschwistern an der Ostsee gutgehe, daß man ihnen erzählt habe, meine Schwester wäre im Krankenhaus. Die Wahrheit sollte man ihnen erst erzählen, wenn es Mutti besserginge. Zur Schule brauchten sie solange nicht. Ob ich nicht auch an die Ostsee fahren wolle?

"Ich mag nie mehr mit dem Zug an der Stelle vorbeifahren, weil dort der Fluß ist."

So darf ich bei Wurio bleiben.

Mein Bruder ist jetzt bestimmt schon zwei Wochen krank. Eigentlich nicht richtig, er hat die Faulkrankheit, liegt den lieben, langen Tag im Bett. Wenn er hungrig ist, kommt auch er zu Wurio, sie füttert ihn. Ist er satt, geht er wieder nach Hause in sein Bett. Er schläft immer nackt. Wenn er Lust hat, schnitzt er an meinem Kühlschranks. Der wird so winzig

klein wie ein Würfel aus unserem Trudelbecher. Vorne sind vier Knöpfchen, an denen man drehen kann, ziehen darf man nicht. Er hat Stecknadeln von Mutti geklaut, und die würden rausrutschen. Den Külschrank hat er gelb bemalt, zwei Knöpfchen mit Silberpapier versilbert, eins ist rot, das andere blau. Wenn er bastelt, muß ich ihm zusehen. Ich darf mir genau wünschen, wie der Kasten werden soll. Hohl kann er ihn nicht mehr machen, er ist im Ganzen zu klein geraten. Ich kann gar nichts reinstellen, eigentlich kann ich ihn überhaupt nicht verwenden. Er soll mir doch einen größeren bauen. Als ich ihm das vorschlage, ist er beleidigt.

Wir sehen uns manchmal, aber schlafen tu ich bei Wurio. Die Wochen vergehen. Von der Schule ist ein Brief gekommen, ich glaub, er ist zurückversetzt worden, oder zumindest ist es eine Mahnung, daß er sich vor Weihnachten sehr zusammenreißen müsse, sonst bliebe er sitzen. Das läßt ihn alles kalt, er macht weiterhin Krankenurlaub. Sein Bett mieft gewaltig, zum Lüften hat er keine Lust. Manchmal unternimmt er den schwachen Versuch, im Wohnzimmer einzuheizen. Holz ist keins mehr da, Kohlen gibt es schon längst nicht mehr. Überall am Boden zerstreut liegen die Haken von unseren Kleiderbügel. Aus Muttis Nähmaschine hat er die kleinen Laden gezogen und verbrannt. Den einen Schlitten hat er schon verheizt, die Kochlöffel und, zu meiner großen Freude, auch den Teppichklopfer. Den ganzen Sack mit Wäscheklemmen, die Holzbrettchen, von denen wir frühstücken, ebenfalls, und jetzt ist er dabei, aus den Jalousien die leicht zu entfernenden Teilchen zu verbrennen. Ich wunder mich nur, daß er noch nicht auf den Parkettboden gekommen ist, damit könnte man den ganzen Winter bequem durchheizen. Mutti wird sich riesig freuen, wenn sie wiederkommen sollte.

Ich hänge in der Schaukel und überlege, was er mir für den Tip mit dem Boden bezahlen müßte. Er geht vom Kachelofen, in dem's ein wenig knistert, an meiner Schaukel vorbei, legt sich wieder in die Falle. Die Zimmerschaukel ist oben am Türrahmen angeschraubt, zwischen Wohn- und Jungsschlafzimmer. Ich kann beinahe bis an sein Bett schaukeln. Baumel hin und her, sing *beleidigte Leberwurst*, mir ist langweilig. Das *Le* brüll ich ihm so laut in die Ohren, wie's nur geht. Erst lacht er, dann soll ich ruhig sein.

"Leeeberwurst!" Weil er dick ist, heißt er Blonzo, auch weil er gutmütig ist wie ein junger Boxer. Ich ruf jetzt, die Leberwurst zieht nicht mehr: "Plontius Pilatus, der den Herrn Jesus gequält hat!" Immer wieder: "Blonzius-Biladus, derdenherrnjessussgequäääält hat!" Er schmeißt sich auf die andere Seite, hätte Kopfweh, ich solle ruhig sein.

"Halt's Maul! Halt die Klappe! Halt die Gosche! Halt die Schnauze! Ruhig sollst du sein! Ich scheuer dir eine!"

"Traust dich doch nicht!"

"Du Luder, hörst du auf!"

"Der den Herrn Jessuss gequäääält hat!"

Er vergräbt sich in die Decke, die er sich über die Ohren reißt, nichts ist mehr von ihm zu sehen.

"Ploplopplonziusbiladusderdenherrnjessussgequäääält-t-t-gequäääält hat-hat! Ponzous-Ponzius Pilatus, derdenherrnjesus ..."

212

Da schießt er aus, dem Bett, rast auf mich zu, ich will die Schaukelstricke hochklettern, kann aber nicht, denn er hält meinen Fuß fest, zieht mich runter, ich denk *jetzt ist's aus!* Aber er warnt mich nur. Er sagt: "Hör auf, ich warne dich!" und geht zurück in sein Bett. Das Schwein schläft schon wieder nackt. Ich werd das Mutti erzählen. Ihm sag ich's auch. Er meint wieder: "Halt's Maul!"

"Ich hab kein Maul, so was sagt man nicht! Das werd ich auch Mutti sagen!"

"Sei jetzt ruhig!"

"Das klingt schon besser, vornehmer, weißt du?"

"Du Kröte!"

"Kröte-töte — ich töte dich!"

"Du sollst die Schnauze halten, so was sagt man nicht!"

"Ich sag, was mir paßt!"

"Sei ruhig, du!"

"Sei du doch ruhig, ich darf reden, solange ich will!"

"Verschwinde von hier! Hau ab! Ich will meine Ruhe haben!"

"Bist wohl krank? *Krank wie eine alte Bank, wie ein altes Huhn, möch'st gern essen und nichts tun und Hasen suchen, was?*"

Unter der Decke ist es ruhig geworden.

"Siehste, Plonzous Pilatus?"

Da schießt er raus aus seiner Höhle, im gleichen Moment hab ich eine sitzen, noch eine. Ich plärr los, in vollster Lautstärke, lauf raus: "Wurio, Wurio, er hat mich geschlagen! Er prügelt mich! Wurio, Hilfe! Hilfe!"

Als ich Hilfe schreie, kommen aus der Nachbarschaft Leute. Die Berta mit ihrer Mutter, Frau Moser, Frau Renner, Frau Pressl, der Peter.

"Was hat er g'macht? G'schlag'n hat er's Dirndl?" Sie regen sich über ihn auf, schimpfen, drohen mit den Fäusten gegen die Fensterscheiben. Wurio schreit, er solle sich selber Essen kochen, der Rohling, der große Lummel! Die kleine Schwester schlagen! Solle zurück ins Internat! Lang genug habe er krank gespielt, dieser Kerl! Die Nachbarn stimmen ihr zu. Warum sie mich nicht überhaupt ganz zu sich nehme? Der eine Fall in der Familie sei doch noch gar nicht so lang her! Wurio hat Frau Renner die Geschichte von dem großen Bruder erzählt, der ganze Ort weiß es schon, alle haben sie Mitleid mit mir. Frau Renner sagt jetzt zu Frau Moser: "Das liegt wohl in der Familie. Bei uns kommt so was nie vor!" Sie trösten mich, wischen die Tränen von meinen Wangen.

"Ganz g'schwoll'n ist sie!" Wenn noch mal so was wäre, sollte ich gleich zu ihnen kommen, sie würden mir immer helfen. Wurio legt tröstend den Arm um mich.

Nach mehreren Tagen treffe ich meinen Bruder, auf den ich sehr böse war, und den ich nicht mehr gegrüßt habe, beim Einkaufen. Er

entschuldigt sich für seine Grobheit, ich sollte ihm doch verzeihen, er hätte es nicht so gemeint.

"Das hab ich gefühlt!" erwidere ich.

"Komm mich doch mal besuchen, wenn du Lust hast, wir können auch spazierengehen oder ein bisserl Ski fahren."

Er kommt gerade vom Oberpolizisten. Mutti ist operiert worden. Es geht ihr, an den Umständen gemessen, gut. Vielleicht werd ich heute nachmittag mit ihm spazierengehen. Ich bring ihn bis an die Gartentür. Ihm ist offensichtlich langweilig. Er steht da, schabt mit dem Schuh im Schnee.

"Bist du noch krank?"

"Nicht sehr." Er vertraut mir ein Geheimnis an. Wenn er nicht bald bei der Schuldirektion eine ärztliche Entschuldigung für sein Wegbleiben einreichte, dann würde er fliegen! Wo er wohl die Entschuldigung herkriegern wolle? Mache er selbst.

Ich hab schon bei Wurio gegessen. Wenn er möchte, könnte er da wieder hinkommen. Wurio sei ihm nicht mehr böse. Er will nicht, ich solle lieber nach Hause kommen, ich könne auch dort schlafen.

"Will mir's überlegen."

Über Nacht hat es tüchtig geschneit, mindestens zwei Meter Neuschnee. Außer der Silbertanne und der Rotbuche sind alle Bäume in unserem Garten vom Schnee verdeckt. Wir schnallen uns die Skier an, die mein Bruder vorher gewachst hat, und steigen den Hügel hoch, da wo mir das Wildschwein begegnet ist, wo wir einmal Theater gespielt haben. Als wir an Renates Haus vorbeikommen, sieht sie uns. Sie will mitkommen, aber ihre Mutter erlaubt es nicht. Renate hat einige Tage Krankenhausurlaub, sie muß wieder zurück zur Behandlung, denn sie ist doch nicht gesund. Sie sieht sehr blaß aus und ist viel dünner geworden. Sie bettelt ihre Mutter, ich hör sie hinter uns herplärren: "Ich will auch mit Ski laufen!" Hoffentlich darf sie dann nachkommen. Als wir bei der Gärtnerei um die

Ecke biegen, kommt Renates Onkel, um die Mutter zu besuchen. Jetzt wird sie bestimmt nachkommen dürfen!

Wir wollen den ersten, steilen Hügel hoch, durch den Wald, ein Stück über die Felsen, dann zu den Wiesen und Hügeln dahinter, dort kann man gut laufen. Die Sonne scheint. Der Himmel ist so blau, daß man kaum hochschaun kann. Der lichte Schnee blendet und klebt unter den Skiern. Schnell laufen kann man heute nicht, höchstens in schattigen Waldstücken. Bei den Hügeln hinter dem Wald machen wir Rast. Da steht eine Holzhütte, das Hexenhaus. Einige Meter weg davon ist ein Bauernhof. Dieser Bauer hat sich Holzkästen neben das Wasser gebaut, neben den Bach, der aus den Bergen kommt und durch den Wald fließt, die Buckeln runter, bis in den Ort, in den großen Fluß. Die Kisten sind mit grauverwitterten, hölzernen Brettern zugedeckt. Wir heben sie hoch. Da wimmelt es von Fischen, von vollgefressenen Forellen. Das Wasser ist eiskalt. Wir greifen nach den Fischen. Es ist schwer, weil sie so glitschig sind.

"Paß auf, daß uns der Bauer nicht erwischt!" Auf der anderen Seite vom Bach stehen dicht nebeneinander Tannenbäume und Gestrüpp. Vielleicht ist er auch gar nicht zu Hause, man kann ihn weder hören noch sehen.

"Traust du dich, zum Hof hinzuschleichen?"

"Traust du dich zu schaun, ob der Bauer da ist?"

"Bist doch viel zu feig!"

"Bin nicht zu feig!"

"Selber feig!" Ich geh los, hinter den Bäumen herum, wär beinah in den Bach gerutscht, bin auf der Wiese. Das Hexenhaus schimmert durch die Zweige. Meinen Bruder kann ich nicht mehr sehen. Warum soll ich eigentlich nachsehen, ob der Bauer da ist? Vielleicht will mein Bruder Fische stehlen, wär gar nicht schlecht! Direkt auf den Hof zugehen kann ich nicht, sonst sehen sie mich gleich. Der Waldrand ist nicht wett weg. Ich mach einen Bogen, werde sie täuschen und so tun, als würd ich in den

Wald gehen. Komm dann lieber von der anderen Seite zum Hof, da sind auch Bäume, zwischen denen ich mich verstecken kann.

Ich geh den Bach entlang bis zum Wald. Da seh ich zwischen drei Baumstämmen, deren Wurzeln aus dem Schnee ragen, ein unheimlich tiefes Loch. Der Schnee drumherum ist flachgetreten, an den Lochrändern hochgeschaufelt. Auf der einen Seite führen Schneetreppen in die Tiefe. Ich möchte sehen, was da unten los, was das für ein Loch ist. Die Stufen sind sehr glatt, ich will nicht zu schnell unten ankommen. Je tiefer ich gehe, desto dunkler wird es. Ich kann beinah nichts mehr sehen, kneif die Augen fest zusammen. Ich hab noch das ganze Sonnenlicht in den Augäpfeln. Wenn ich sie länger zumache und ganz verdunkle, kann ich hinterher mehr erkennen. Ich mach die Augen wieder auf, ein bißchen heller ist es geworden. Mit den Händen taste ich die Eiswände ab, geh immer tiefer, Stufe um Stufe. Ich kann sie nur mehr ahnen. Da hör ich Wasser rauschen. Hier machen die Stufen eine Biegung. Es ist ganz dunkel. Ich geh trotzdem weiter, noch ein paar Stufen. Komisch, hier unten wird es von irgendwoher heller. Das Rauschen ist jetzt ganz deutlich zu hören. Ich geh weiter. Das war die letzte Stufe. Ein kleiner Raum, so groß wie unsere Wäschekammer, ist in den Schnee eingebaut. Ein Raum, in dem Kisten gestapelt sind, Holzkisten mit Fischen. Ich hab vorhin schon gemerkt, daß es hier unten ganz erbärmlich stinkt. Neben den Kisten ist es kaum auszuhalten. Ich hab mich an die Dämmerung gewöhnt. Das Rauschen dringt durch die Öffnung in dem Raum, eine Tür ohne Tür. Ich will sehen, woher es kommt und geh durch die Tür. Ich halte mir die Hand vor den Mund, denn das hab ich nicht erwartet: Ein See, ein großer See mit Wellen! Keine Bäume, nur der See, zu beiden Seiten steile Felswände, über ihm eine breite Felsdecke. Wie weit sie geht, kann ich nicht genau sehen, dort hinten wird das Licht flimmerig.

Ich bin nicht allein hier. Am Ufer steht eine völlig ausgezogene Frau, die ich noch nie gesehen habe. Ich sag: "Grüß Gott!" Sie schaut mich an, nickt mit dem Kopf, sie scheint zu frieren. Es ist auch eiskalt hier. Bei uns im Ort hab ich noch niemals so lange, blonde Haare gesehen. Windig ist es. Sie schaut wieder auf das Wasser, auf die Wellen. Als sie sich umdreht, kann ich sehen, daß sie zwei Beine hat, einen Popo, einen sehr breiten, und gleich darauf den Kopf mit den vielen Haaren. Sie hat auch keine Arme, sonst hätte sie mir bestimmt die Hand gegeben. Wenn der Wind

nicht so stark bläst, verdecken die Haare ihren Körper, aber der Wind treibt die beinahe weißen Haare auseinander. Ich kann ganz genau erkennen, daß sie armlos ist, doch ich finde sie trotzdem sehr schön. Manchmal sind ihre Haare ganz weiß. Weil sie immer so auf das Wasser schaut, mach ich das auch. Da bewegt sich etwas. Der Wind braust, die Wellen schlagen gegen die Felsen, umspülen die Füße der Frau. Sie steht unbeweglich, ihre Haare flattern. Ein Haarbüschel löst sich, fliegt wie ein Vogel auf die Wellen. Da ist ein Wirbel, ein Strudel zuckerweißer Schaumspritzer, ein Sog, der die Haare nach unten zieht. Der Wind tobt. Ich halte mich am Türrahmen fest. Laut ist es hier von dem Echo der Wellen, die gegen die Steine geschleudert werden. Aus dem Sog steigt ein Kopf, ein Männerkopf. Aufrecht kommt er aus dem Wasser, der Mann mit dem blauen Umhang. So lange steigt er, bis er mit den Füßen auf der Oberfläche ist. Er breitet seinen Mantel weit auseinander. Der Wind greift in die Falten, schiebt ihn von hinten gegen das Ufer. Er ist nicht mehr weit weg, ein paar Meter nur. Der Wind preßt ihn gegen die Frau, die immer noch wie vorhin dasteht und zittert, weil es so kalt ist.

"Hol dir eine Kiste mit Fischen!" sagt er zu mir. Der Wind hat sich beruhigt. Ich will tun, was er sagt, geh in den Nebenraum und hol die Kiste. Sie stinkt, ist schwer. Ich zerre sie über den Boden bis zum Türrahmen.

"Dort bleib stehen!" sagt er zu mir.

"Ich werde jetzt mit diesem Wesen Stellungen machen", redet er weiter. Ich weiß nicht recht, was er meint. Bin auch zu feig, um wegzulaufen.

"Du wirst," spricht er weiter, "je nachdem, wie gut du die Stellungen findest, eine entsprechende Menge Fische auf uns werfen. Gefällt es dir nicht, wirfst du weniger. Hast du Freude dran, schmeiß ganze Haufen." Ich hab ihn verstanden, sag: "Jawohl."

Er breitet den blauen Umhang auf dem Boden vor dem Wasser aus, zieht der Frau, indem er sich blitzschnell bückt, die beiden Beine unterm Po weg. Sie fällt mit dem Hinterkopf auf das Tuch. Er ist ganz nackt unter seinem Umhang, sieht beinahe aus wie Onkel Günther, nur kräftiger. Dann breitet er die Arme wieder aus, wippt auf den Zehenspitzen auf und

ab. Kreischt, der Vogel, hebt sich in die Luft, läßt sich auf sie fallen und öffnet ihr die Beine.

"Fische!" schreit er mich an, "Fische sollst du werfen! Wozu meinst du, daß du da bist?" Ich hab mich erschrocken, weil er so brüllen kann, greif in den glitschigen Kasten hinter mich, hab einen Fisch in der Hand. Er zappelt, bewegt sich, ich kann ihn nicht festhalten. Er ist schleimig, will aus meiner Hand gleiten. Ich hab ihn grad noch am Schwanz erwischt, hol weit aus und schleuder ihn zu den beiden.

Klatsch, ich hab ihn getroffen! — Klatsch — noch einen und noch einen. Drei auf einmal!

"Mehr! Mehr!"

"Da hast du!" – *Peng!* Gegen sein Gesicht, auf den Hintern! Brüste hab ich getroffen! Immer treffe ich!

"Gut! Brav! Weiter! Mach mehr! Gefällt es dir? Prächtig!" Er freut sich über mich. Die Fische schnellen gegen die Nackten, schlagen, spritzen, zerschellen am Boden, an den Oberflächen, springen flach über die Wellen, gleiten unter, sind weg.

"Die Nächsten!"

"Meine Kiste ist leer!"

"Hol dir noch eine Kiste und noch eine. Magst du das nicht?"

"Ich komm langsam ins Schwitzen!" Ich stinke nach Fisch, nach Fischgestank.

"Sind wir gut?"

"Ihr seid gut!" Damit ich schneller werfen kann, pack ich mir die Arme voller Fische.

"Sie sind naß — ich bin naß. Ich bin glitschig, ich bin ein Fisch, ein Schleimfisch. Er ist ein Schleimfisch. Sie ist ein Fischschleim, sein

Fischlein ist sie. Sie hat mein Fischlein — sein Fischlein. Ich mach alle Fischlein zu Fischschleim. Alle Kisten rein und mehr und noch eine!"

"Stapel ich — Stapelfisch, an die Felswand hinter mir, vor die Tür. Keine Tür. Fisch für dich, auch für mich? Fischlein ihr, für dein Tier. Tier ist Fisch, nicht mehr frisch. Frischfisch, Stinkfisch, Stinketier. Tier von mir, Tier von dir, für sie, das Vieh!"

"Schmeiß die Fische in die Nische, in den Baum!"

"Kann ich kaum!"

"Auf die Leiber! Und ins Wasser werden meine Fische nasser!"

Plumps! die Kisten hinter mir.

"Ich kann sie nicht halten, die Kisten! Helft mir! Meine Fische! Ich kann nicht mehr werfen!"

"Schmeiß weiter! Du, schmeißen sollst du!"

"Ich kann nicht! Die Kisten! Die Fische! Die Fiemmmmm."

"Ich bin naß, du bist naß, Fisch ist naß, ihr seid naß, naß seid ihr, naß ist mein Tier!"

"Schmeiß! Schmeiß! Schmeißen sollst du! Ich bringe dich um, wenn du nicht schmeißt!"

Ich wühl mich durch den Fischberg durch. Raus aus dem Tor, die ersten Stufen, die zweiten Stufen.

Kannst mich rufen, du mit dem Mantel! – Und hoch und höher, die Biegung rum.

Bin doch nicht dumm! Eiskalt ist da und naß und stinkt. Ich will ans Licht!

Schon sehe ich Licht, da wird es hell und heller, dann bin ich raus aus dem Fischschleimloch. Da ist der Wald, die Baumwurzel, die letzte Stufe,

auf der Wiese bin ich, am Bach, bei den Tannenbäumen, beim Hexenhaus.

Mein Bruder sagt: "Wir wollen uns ein bißchen in die Sonne legen. Ist der Bauer zu Haus?"

"Nein."

Neben dem Holz der Hüttenwand ist es so warm, daß wir unsere Pullover ausziehen.

"Die Fische stinken ganz schön!" stellt mein Bruder fest.

"Mhm!" Wir legen uns die Skier, unter die wir die Skistöcke gespießt haben, als Liegestühle nebeneinander in die Sonne, packen uns drauf. Ich muß die Augen zumachen, das Licht ist so stark. Meine Wangen brennen, mir ist heiß. Die Skier sind schmal, ich laß meine Beine zu beiden Seiten baumeln. Auch mein Bruder liegt so. Wir berühren uns ein bißchen mit den Außenseiten der Oberschenkel. Eine Weile liegt mein Bruder ruhig neben mir, dann rempelt er gegen meine Skier, so daß ich umfalle. Ich hab mir den Kopf an der Bindung gestoßen.

"Du bist ein richtiger Trottel!" sag ich zu ihm. Er lacht blöd auf mich runter, wackelt absichtlich mit seinen Skiern. Bevor ich noch hochkommen kann, liegt er auf mir, hält mich fest, drückt mein Gesicht in den Schnee, stopft von dem verdammten Zeug, das sofort zerfließt, in meinen Hals. Ich zappel mit den Beinen.

"Laß mich los!" Ich schlag ihm ins Gesicht.

"Loslassen sollst du mich!" Er grinst verteufelt schleimig. Das werd ich ihm zurückzahlen! Er knebelt meine Skihose.

"Ich bin viel stärker als du. Brauchst dich gar nicht so zu wehren, kleines Biest!" Irgendwie hab ich mich doch freigewühlt, steh wieder auf den Beinen.

"Willst wohl das Gleiche machen wie der Große, was? Schwein, du!"

"Werd nicht frech!"

"Fühlst dich wohl stark!" Sein Gesicht ist schief.

"Ich hab dich lieb!"

"Hab ich richtig gehört?"

"Ich liebe dich!"

"Huii! Huch! Ha! Ha!" Ich lach ihn aus, aus, aus. Sein Gesicht wird noch schräger. Wenn er so aussieht, ist er wütend.

"Sei ruhig, ich warne dich!"

"Wovor? Ich hab dir nichts getan!"

"Stell dich nicht dümmer als du bist, du weißt schon."

"Gar nichts weiß ich. Was soll ich wissen? Ich will nichts wissen. Von dir schon gar nicht, verstehst!"

Ich will weglaufen, aber der Schnee ist zu tief, ich breche immer wieder ein, versinke in einer Schneewehe bis zum Bauch. Er schnellte über den Schnee.

"Glitschfisch! Stinkfisch! Stinktief!" Macht mit seinen Beinen eine Zange, die er um meine Füße schließt. Ich fliege hoch durch den Schnee, knall neben ihm hin. Er rollt sich auf mich. Ich schrei, ich brüll.

"Geh weg, du Schwein! Laß mich los! Das gleiche Dreckstück wie mein Bruder bist du!" Er schnauft. Seine Birne glüht, schwitzt, er küßt mich. Mir wird schlecht. Was er mit meinem Popo macht, ist nicht so wichtig, aber mein Mund! I gitt! Ich beiß ihm in die Lippen, schlag um mich. Er trudelt mit mir hinter die Hütte.

"Gleich bist du still!" sagt er. Ich schrei. Wir liegen hinter der Hütte im Schatten. Kein Mensch ist weit und breit, nur der Wald und dann die Berge dahinter.

"Ich will nicht, ich will nicht, daß du das mit mir machst!"

"Ich liebe dich!"

"Ich scheiß drauf!"

"Sei nicht frech! Gleich bist du ruhig!" Er liegt auf mir, hält mich mit einem Spezialgriff fest, und zwar hat er meine beiden Hände unter den Rücken gezogen, hält die zusammengepreßten Hände mit einer Hand, die andere hat er frei. Damit fummelt er seine Hose auf und den Reißverschluß von meiner Hose. Das geht leicht, weil der sowieso noch immer kaputt ist.

"Das Hasensuchen! Du Mistvieh, dir werd ich's geben. Ich bring dich um!" Er glaubt mir nicht, hört nicht auf.

"Wenn du jetzt nicht still bist ..." Ich brüll. Mit den Beinen will ich den Holzklotz wegstrampeln, das bringt ihm anscheinend Spaß, weil er so grinst, weil die Adern auf der Stirn und am Hals dunkelrot geschwollen sind. Sie kriechen über sein Gesicht, die Würmer unter der Haut bis zum großen Wurm. Ich kann ihn fühlen, ekelig und fremd sieht er aus. Ich will mich nicht von ihm bohren lassen, bewurmen.

"Wenn du weiterschreist, würg ich dich ab!" Legt die freie Hand um meinen Hals, das kann ich gar nicht vertragen. Brüll noch lauter. Er drückt zu. Meine Luft! Die Augen, meine Augen wachsen zu. Meine Luft! Stimme! Ich kann nicht schreien!

"So ist's richtig!" Weil ich an die Luft, die Augen gedacht habe, kann ich nicht mehr strampeln. Er lockert den Griff um meinen Hals. Ich fang an zu betteln.

"Bitte, tu das nicht, sei lieb, ich hab dir nichts getan, denk an Mutti!" Er wird weich, rollt von mir runter, nimmt seine Krücke in die Hand, wie damals im Zugklo, macht langsam dieses Auf und Ab. Auf dem Rücken liegt er, grinst durch zusammengekniffene Augenschlitze. Scheiße, Renate ist noch nicht da. Ich wollte das gern heute erledigt haben. Vielleicht darf sie wirklich nicht. Doch, da kommt sie, ist noch ganz weit weg. Ein winziger Punkt, hinten am Hügelkamm! Ich steh neben meinem Bruder, mach meine Hose zu, so gut es geht. Dann fang ich an zu plärren.

"Du, das werd ich Mutti sagen. Ich werd ihr erzählen, was du mit mir gemacht hast. Alles werd ich sagen. Unten rumgespielt hast du, wie der

andere auch. Sagen, sagen, alles werd ich saaaagen!" Mein Reißverschluss will nicht zugehen. Wenn ich um die Hüttenecke schaue, kann ich Renate immer deutlicher sehen. Jetzt muß ich losschreien.

"Hilfe, er hat mich vergewaltigt, er hat mich vergewaltigt, Hiiilfe!" – "Was hab ich?" Plumps, sitz ich auf meinem Po.

"Dir werd ich's zeigen!" faucht er. "So, jetzt sollst du's sehen! Halt's Maul jetzt!" Und dann reißt er mir die Hose runter, so daß ich mit dem Nackten im Schnee liege. Er drückt mir den Hals zu. Renate ist noch immer nicht da. Er stößt in den Schnee, an mein Bein, zwischen meine Beine. Renate ruft nach mir. Mein Bruder rutscht ganz fix aus mir raus, stopft alles in die Hose zurück, knöpft sich zu, schnallt die Skier an.

"Blöde Gans! Hysterische Ziege!" Ich heul wie ein Schloßhund. Renate ist da. Sie grüßt meinen Bruder, der an ihr vorbei ins Tal fährt.

"Halt bloß die Schnauze, ich sag dir's!" Er hat mich gewarnt. Und dann wird er immer kleiner über der Wiese, über dem Hügel, auf dem Kamm. Weg ist er, verschluckt.

Ich hab mich im Schnee aufgesetzt. Meine Beine liegen immer noch so weit auseinander wie vorhin. Renate fragt, was denn sei. Ich heul und heul, kann gar nicht reden. Sie hebt mich hoch, zieht mir die Hose an.

"Er hat mich vergewaltigt!" Ich zeig ihr meinen Hals. "Er wollte mich erwürgen, ich durfte nicht schreien!"

"Dieses Schwein, wär ich doch früher losgefahren!" Der Bauer kommt über die verschneite Wiese, weil Renate mitbrüllt wie angestochen.

"Hilfe," schreit sie, "er hat sie vergewaltigt."

"Wer?"

"Ihr Bruder!"

"Wo ist er, was hat er dir getan? Komm, Kleine, wo ist der Kerl, der Lumpenhund? Zeig ihn mir!"

"Er wird zu Hause sein oder auch nicht!"

"Da sind seine Skispuren!" Der Bauer rennt zurück zum Hof, kommt mit angeschnallten Skiern wieder.

"Das geht am schnellsten!" Meine Skier lassen wir liegen. Ich bin so zittrig auf den Beinen, kann kaum laufen. Der Bauer nimmt mich auf seine Schultern. Ich solle keine Angst haben da oben, er könne sehr gut fahren. Wir rauschen die Hügel runter. In den Skispuren meines Bruders geht es schnell abwärts, sie führen in die Richtung' unseres Hauses. Im Ort, wo der Weg flach ist, müssen wir gehen, Renate neben mir.

"Wie die am Hals aussieht", sagt sie, "lauter blaue Flecken, richtige Striemen. Der hat dich wüst geschlagen!" Ich plärr einfach laut in die Luft. Wieder kommen Leute.

"Ist ihre Mutti tot?"

"Was hat sie denn?"

"Haben sie die Schwester gefunden? Hat sie sich verletzt?"

"Er hat sie vergewaltigt!"

"Er hat mich vergewaltigt!"

"Ja, ich hab's gesehen!" Renate heult mit.

"Wer?"

"Ihr Bruder!"

"Der Große? Der, der sie geschlagen hat?"

"Ja."

"Wo denn?"

"Beim Skifahren, ich hab's gesehen!"

"Wann?"

"Jetzt grad, da oben. Ich bin leider zu spät gekommen, es war schon alles vorbei!"

"Das ist ja nicht zu glauben! Wo ist er?"

"Ich glaub zu Haus!"

Wir staken den schmalen Weg zu unserem Hause.

"Wurio!" schrei ich. Ich muß recht ungewöhnlich geschrien haben, weil sie sofort aus dem Fenster schaut.

"Mein Kind, was ist passiert?" Da steht sie auch schon neben uns. Sie pflückt mich ab vom Bauern, ich schrei wie am Spieß.

"Wie sieht das Kind denn aus? Renatemädel, erzähl du!"

"Er hat sie beinah erwürgt; ich hab's gesehen!"

Wurio versteht gar nichts. Jetzt sind bestimmt schon über zwanzig Menschen da, alles Nachbarn.

"Ja, grad vorhin ist er nach Haus gekommen. Er ist sehr schnell auf seinen Skiern gelaufen, hat gar nicht gegrüßt. Wir haben uns schon gedacht, daß was passiert sein muß!"

"Was? Er? Wo ist er? Das ist ja unglaublich!"

"Doch, das stimmt!"

Renate quietscht: "Ich hab's gesehen."

Meine Knie knicken ein, sie stützen mich, die guten Leute.

"Laßt uns reingehen. Wo kann er sein? In der Wohnung? Im Hühnerstall? Im Keller? Ja. Wir suchen ihn. Wir werden ihn finden! Das muß angezeigt werden! Lauf du schnell zur Polizei!" Alle wollen dabeisein, ihn finden, keiner geht zur Polizei.

"Laßt die Kleine draußen!"

"Schlagt ihn nicht tot, nicht wie den Mörder, er hat mich ja nicht umgebracht!"

"Aber beinah! Diese verdammten Buben!"

"Ich will zu ihm!" Wurio läuft mir nach, die anderen drängen alle hinterher.

"Tut ihm nichts, er ist krank, er hat Fieber!"

"Der hat kein Fieber!" Ich stolper durch den Schnee, der hoch im Garten liegt, denn hier hat schon lange keiner mehr Schnee geschaufelt. Da liegen die Skier, gleich neben der Eingangstreppe. Ich ruf nach ihm. Keine Antwort. Ich lauf durchs Vorderzimmer, Wurio knapp hinter mir, in die Küche, die Leute bleiben in der Küchentür stehen.

"Paß auf! Sei vorsichtig! Der tut dir was!" Ich ruf seinen Namen. Auf dem Küchentisch liegt ein angebissenes Stück Butterbrot, daneben das Brotmesser. In meinem Bauch kribbelt's ein bißchen. Das Brot muß er sich nach dem Nach-Haus-Kommen geschmiert haben, er war wohl hungrig! Ich bin an der Wohnzimmertür, Wurio ist hinter mir.

"Paß auf, laß mich vor!" Sie schiebt mich zur Seite, ruft seinen Namen. Die Tür ist zugemacht, aber nicht abgeschlossen. Wurio drängt mich zurück. Ich ruf nach ihm. Sie macht die Tür einen Spalt auf, schreit fürchterlich: "Nein, nein, nein, geh du nicht rein!" Ich bin schon drin. Die Leute bleiben in der Küche. Wurio reißt die Augen auf, hält sich den Mund zu.

"Keiner geht rein, bevor die Polizei da ist!"

"Was ist passiert?" Die Tür zum Schlafzimmer steht sperrangelweit auf, die Tür, wo die Schaukel angebracht ist. Er hat das Holzbrett von der Schaukel abgemacht und eine Schlinge geknotet. Unter ihm liegt ein Stuhl, den er umgeworfen hat. Er baumelt langsam zwischen Schlaf- und Wohnzimmer hin und her: *Plontius Pilatus, der den Herrn Jesus gequält hat!*

Sein Gesicht ist noch roter als vorhin hinter der Hütte. Ich glaub, er schwitzt! Diese winzigen weißen Augen! Ich steh wie ein Pilz, warte

immer, bis er sich so dreht, daß ich seine Augen sehen kann, diese Fischaugen.

Damit will ich Murmeln spielen! Weiße Murmeln hab ich noch nicht! Ich will diese weißen Murmeln haben! Will sie trollen, daß sie rollen, in die Mulde, in die Kuhle, in sein Grab, bergab!

"Er hat sich erhängt!" hör ich Wurio zu den Leuten sagen.

"Er hat sich erhängt, nur gut für ihn."

"Bitte bleiben Sie draußen, bis die Polizei kommt." Wurio sagt, ich solle wieder heulen, sie schließt die Tür hinter sich, ist jetzt bei mir im Zimmer.

"Mein Bruder, mein Bruder sieht so komisch aus!" Die Leute möchten auch gern zu meinem Bruder. Wurio läßt sie aber nicht rein, läßt sie nur durch den Türspalt linsen, drängt sie gleich, nachdem sie geschrien haben, zurück in die Küche und schließt die Tür endgültig ab. Irgend jemand ist unterwegs zur Polizei. Wurio geht zu den Fenstern, macht die Jalousien runter. Auch vor den Fenstern stehen Leute, die mitkriegen wollen, wie er schaukelt. Bis die Polizei kommt, haben wir noch Zeit. Ich vergesse immer wieder, daß ich schreien muß.

"Schrei ein bißchen", sagt sie zu mir.

"Mein Bruhuhuhuuder, hu hu!" Mir ist zum Lachen, er schaukelt so komisch. Die Fußspitzen mit den Skischuhen sind nach außen gedreht. Die Arme wie mit Sägespänen gefüllt, wie bei meinem Zwerg. Ich werd sie aufschlitzen.

"Ich will ihn aufschlitzen!"

"Tu das nicht!" In der Bestecklade liegt das Fleischmesser.

"Schrei!"

"Mein Bruhuhuhuuder!" Die Leute vor der Tür murmeln ziemlich laut; das dröhnt. Ich hab nicht mehr viel Zeit.

"Nicht aufschlitzen!"

"Warum nicht?"

"Wegen der Polizei, ein Kind macht so was nicht!" Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stelle, reich ich grade an den Hosenschlitz. Den finger ich ihm auf. Da springt der glitschige Fisch aus der Öffnung, schaut mich an, zeigt auf mich.

"Du schaust mich an?"

"Mach schnell, die Polizei kommt gleich, leg das Messer weg, gib das Messer her!" Sie windet mir das Messer, an das ich gar nicht mehr gedacht habe, aus der Hand.

"Mach schnell, die Polizei kommt gleich, schrei dabei!"

"Mein Bruder!"

"Gleich ist's gut! Komm raus, meine Kleine!" Wurio redet so laut, daß die Leute es hören können.

"Ja, gleich ist's gut! Mein Bruder!" Ich nehm Anlauf von ganz hinten von der Tischkante, ras auf ihn zu. Ich muß warten, bis er auf mich zeigt, mit dem Finger, mit der Sägespäne, mit dem Fisch.

"Ich bin zu klein. Wurio, hilf mir!"

"Schrei!"

"Mein Bruder, mein Bruder!" Ich vergeß es immer.

"Schnell, mach schneller!" Ich klettere auf den Tisch, laß meine Skihosen runterfallen, kann aber nicht laufen, mit dem Bündel um die Füße.

"Wurio, heb mich hoch, heb mich zu ihm, mein Bruder, mein Bruder!" Jetzt vergeß ich es nicht mehr. Wurio hebt mich hoch, ich klammer mich an seinen Schultern fest, an den Pullover. Kann die Fischaugen mit den roten Fließchen drin von ganz dicht sehen.

"Mein Bruder, mein Bruder!"

"So ist's brav!" Ich setz mich selbst auf seinen Finger. So wie ich will. Mach die Bewegung, die er gemacht hat, aber so wie ich will.

"Schubs uns ein bißchen, Wurio! *Plontius Pilatus, der den Herrn ...*"

"Du sollst doch *mein Bruder* schreien! Schnell, komm runter!" Wurio steht unter mir, hält mir ihre Hände entgegen. Nein, nur die eine, die andere hat sie unterm Rock.

*Meine Strümpfchen sind rot.
Wen ich lieb, mach ich tot.
Wer mich liebt, den mach ich tot.
Drum sind meine Strümpfchen rot.
Sind es Kinderstrümpfe,
sind es keine Strümpfe.
Rot ist nicht rot —
tot ist tot.
Rot ist nicht der Tod —
der Tod ist nicht rot —
der Tod ist schwarz.
Meine Strümpfchen sind schwarz.
Wen ich liebe, mach ich schwarz.
Wer mich liebt, den mach ich schwarz.
Drum sind meine Strümpfchen schwarz.
Sind es Socken,
sind's keine Strümpfe.
Schwarz ist schwarz —
tot ist tot —
der Tod ist schwarz.
Schwarz ist der Tod,
nicht rot.
Meine Strümpfchen sind schwarz.
Sind es schwarze Kniestrümpfe,
sind's nicht meine schwarzen Strümpfe.
Sind es schwarze Socken,
sind's nie meine schwarzen Strümpfe.
Sind es Kniewärmer, sind's keine Socken,
keine Strümpfe, keine Kniestrümpfe.*

*Sind es schwarze Socken,
sind's nicht meine Strümpfe,
sind's deine Socken.
Meine Strümpfchen sind schwarz,
deine Socken sind schwarz.
Wen ich lieb, mach ich schwarz.
Wer mich liebt, den mach ich schwarz.
Ich hab die Strümpfe nicht schwarz gemacht,
du hast die Socken nicht schwarz gemacht,
ich hab dich schwarz gemacht.*

*Du liebst mich —
ich lieb dich nicht.
Würd ich dich lieben,
hättest du mich,
und nicht ich dich,
schwarz gemacht.*

*Nicht rot, schwarz ist der Tod.
Wer mich liebt, den mach ich tot,
drum sind meine Strümpfchen rot.*

Hol mich runter, meine Wurio, hol mich runter! Ich mag nicht mehr!
Leute klopfen gegen die Tür.

*"Meine Strümpfchen sind rot — sein Tier ist rot — meine Strümpfchen
sind nicht tot — sein Tier ist nicht tot."*

Wurio zieht mir die Hose hoch. Ich schau aus wie immer, kann uns alle im großen Spiegel sehen, der schräg über der Wasserleitung hängt. Mein Herz klopft bis in den Hals, das kommt von dem schönen Gefühl.

Ich hocke mich unter ihm auf die Knie, flenn so gut ich kann. Von seinen Skistiefeln tropft der Schnee, der hier im warmen Zimmer zerrinnt, gegen meinen Hals. Wurio öffnet die Tür. Ich hör die Stimme vom Polizeimeister. Er schreit: "Nehmt das Kind weg, bringt die Kleine raus!" Als er mich hochhebt, zittert er am ganzen Leib, er schüttelt mich mit durch.

"Ich will hier weg! Mein Bruder! Mein Bruder!" In dem Zimmer riecht es übersüß nach Schokolade, so daß ich mir schwöre, in nächster Zeit täglich eine Tafel für meinen Bruder zu essen.

Die Leute dürfen nicht in den Raum. Renate redet mit dem Gendarmen.

"Ich hab's gesehen!" Sie nahmen sie mit auf die Wache.

"Den Schwanz hat das Schwein noch stehen!" sagt ein Mann. Ich hab's gehört, als ich schon an der Küchentür war. Wurio will mich adoptieren.

"Ihre Mutter ist an allem schuld, die hat die Kinder völlig falsch erzogen. Ja, und daß die eine Schwester schon vor der Zeit schwanger war, daß sie uns alleine läßt ... und der andere Bruder ... das liegt wohl in der Familie ... die Kleinste, die Jüngste, muß dafür büßen ... die Alte soll bleiben, wo sie ist, sie werden schon auf mich aufpassen, hier im Ort ... soll mit den anderen Kindern bleiben wo sie ist ... sie werden mich beschützen ... sind alle viel bessere Mütter ... in ihren Familien kommt so was nicht vor ..."

Ich soll lieber nicht hinhören, weil ich gleich nach Mutti rufe, wenn sie schlecht über sie reden.

"Halten Sie den Mund!" sagt der Oberpolizeimeister.

"Willst du zu Wurio oder zu mir nach Haus?"

"Wurio, Wurio!"

"Behalten Sie sie, ich schicke gleich einen Arzt."

"Doktor Pilar ist schon da. Er war erst bei meinem Bruder, glaub ich, weil er hinter uns aus dem Gartenweg rauskommt."

"Er ist tot", sagen die Leute.

"Diese Bestie hätte ich ausgerottet!"

Wir sind im Nachbargarten. Heidi brüllt hinter mir her, heult so hoch sie kann: "Was ist das, vergewaltigen?"

"Halt den Mund und verschwinde", sagt eine Frau zu ihr.

"Sei doch nicht so grob," eine andere, "sie ist ja noch ein Kind, genau wie die Kleine."

Wir sind in Wurios Zimmer. Sie setzen sich an den Tisch. Der Polizeimeister hält den Kopf in seinen Händen vergraben. Ich muß mich aufs Bett legen, den Popo freimachen, weil ich eine Spritze bekommen soll, zur Beruhigung. Ich brauche keine Angst zu haben, es tue nicht weh, tue gar nicht weh, hat wirklich nicht weh getan.

"Eins, zwei, drei, vier ..."

"Weiterzählen, kannst du mich noch hören?"

"fünf, sechs ..."

"Sie schläft"

"elf, zwölf ..."

"Noch nicht"

"vierundzwanzig ..."

"Jetzt schläft sie."

Ich hab die ganze Nacht und den halben nächsten Tag geschlafen. Mein Kopf brummt. Ich fühl so verdammtes Bauchziehen, wie damals bei meinem Onkel, als ich nicht schwimmen durfte. Wurio sitzt neben meinem Bett. Ich fühl was Weiches zwischen meinen Beinen, Watte. Ich bin für die nächsten sechs Tage ein bißchen krank. Der Arzt hat geglaubt, daß es mein Bruder gewesen wäre. Ich soll ihn in den nächsten Tagen besuchen, er will mit mir reden.

Für ein paar Tage verkrieche ich mich in Wurios Bett, mag keinen Menschen sehen. Der einzige, der uns besucht, ist der Polizeimeister. Er bringt mir jeden Tag die Tafel Schokolade, die ich für meinen Bruder essen will. Meiner Mutter wird man erst berichten, wenn es ihr bessergeht. Sie ist gerade operiert worden.

Ich laß einige Zeit verstreichen, dann geh ich zum Arzt. Wurio wäscht mir zuvor den Popo mit warmem Wasser, cremt mein Tier ein, danach wäscht sie alles noch einmal, damit der Arzt nichts merken soll. Man kann nie wissen! Ich mag nicht gern da unten untersucht werden: Er merkt bestimmt, daß ich rumspiele, wie Mutti dazu sagt. Sie wollte schon damals mit mir deshalb zum Arzt gehen. Wurio dreht mir wieder die Haare ein. Ich seh sehr schön aus. Heute werden die Locken länger halten, denn es schneit nicht.

Das Wartezimmer ist voller Menschen, ich mag gar nicht reingehen! Als ich die Tür aufmache, stehen gleich ein paar Leute auf, kommen zu mir. Ich möchte nicht mit ihnen reden, mach die Tür von außen zu, will die Treppen runterlaufen, zurück zu Wurio. In dem Moment geht die Sprechzimmertür auf. Doktor Pilar sieht mich, nimmt mich in den Arm, zieht mich in sein Zimmer, ich muß mich setzen. Er will mich untersuchen. Freimachen. Unten kann ich das aber nicht, bin sehr verlegen. Er hört meine Brust ab, will mich wiegen, ich solle mich ganz ausziehen.

"Ich bin krank!"

"Wo?"

"Zwischen den Beinen."

"Das wollen wir ja gerade feststellen." Dann tut er das auch, mit einem roten Gummihandschuh. Mein Bruder habe mich entjungfert. Wie lange ich schon blute? Und dann kommt die Geschichte von der Menstruation, die mir schon mein Onkel erzählt hatte.

"Na, Gott sei Dank," sagt er, "dann ist ja alles gut." Er hatte Angst, daß ich von meinem Bruder ein Kind bekommen würde. Ich solle ihm ganz im Vertrauen erzählen, wie es war. Er klopft zwischendurch meinen Rücken ab, horcht an den Brüsten. Wiegen wolle er mich noch, ich müsse mich ganz freimachen. Unter den Achseln bin ich, völlig naß. Ich mag gar nicht, daß er mich nackend sieht. Ich habe Untergewicht, er will zusehen, daß ich verschickt werde, irgendwohin, in ein Kinderheim. Ich möchte warten, bis Mutti kommt. Er will lieber, daß ich sobald wie möglich fahre, auch zum Vergessen sei das gut. Ich schäme mich sehr. Aus meinem Tier kleckert Blut auf das rote Linoleum. Er werde zu mir immer wie ein Vater sein. Ich könne ihm alles sagen, solle sofort zu ihm in die Sprechstunde kommen oder auch privat. Er drückt mich gegen seinen weißen Kittel, streichelt über die Samtmütze, die ich aufbehalten habe. Ich schieb ab.

Draußen ist es dämmerig. Ich lauf schnell zu Wurio. Zu unserem Haus seh ich gar nicht hin, da ist sowieso niemand. Den Bruder hätten sie abgeholt, hat mir Wurio erzählt. Wenn jemand vorbeikommt, seh ich nur auf die Füße, murmel "n Abend". Wurio freut sich, sie umarmt und küßt mich jedesmal, wenn ich nach Hause komme, auch wenn ich nur Semmeln

holen war. Sie ist ganz aufgeregt, weil wir das Plontius-Pilatus-Spiel spielen wollen. Dazu müssen wir einen Strick an der Decke anbringen, der soll dort hängen, wo der dicke Haken ist, an dem jetzt die Zimmerlampe hängt. Die kann man wegnehmen!

Wurio fragt immer wieder, ob ich mit ihr für ein Jahr oder länger nach Spanien kommen will. Ich möchte lieber auf Mutti warten, sie vorher sehen, alles erledigen, was noch zu erledigen ist, dann aber will ich gern mit Wurio verreisen. Vielleicht für immer. Ich weiß es noch nicht. Wurio hat eine Rente, von der wir beide prächtig leben könnten.

"In Spanien scheint immer die Sonne", sagt sie.

Mutti geht es besser, sie hat die Operation gut überstanden. Aber mit dem Kopf stimme es nicht, sagen die Ärzte und der Oberpolizeimeister, der sich ständig nach ihrem Wohlbefinden erkundigt. Er kommt immer noch ab und zu, bringt mir Schokolade, manchmal auch Blumen für Wurio.

Ich müsse doch eine Erholungsreise machen, die Umgebung hier sei schädlich für mich.

Wurio erzählt ihm, daß ich nachts sehr unruhig schlafe, viel rede, manchmal sogar schreie. Es seien immer die Namen meiner toten Geschwister, nach denen ich rief, vor allem nach Mutti. Ich muß mich sehr um sie sorgen. Wir reden oft über Mutti, wenn der Oberpolizist da ist. Er meint, es werde nicht mehr allzu lange dauern, bis ich sie sehen darf, aber wie er schon gesagt habe, sie wäre krank im Kopf. Sie wüßte die Sache von meinem Bruder noch nicht. Als ich mal nicht dabei bin, erzählt er Wurio, sie sei schwer nervenkrank, spinne richtig.

"Es war besser für sie und ihre Kinder, daß man sie in einer Anstalt angemeldet hat. Man wird ihr das mit dem Bruder erst viel später erzählen. Sie vertauscht Tatsachen, verwechselt Namen, spricht immer von einer Mörderin, beschuldigt ihre eigenen Kinder, ihre Töchter. In gut zwei Wochen kann sie ins Sanatorium eingeliefert werden. Bis dahin ist die Wunde am Bauch verheilt."

Die Tage bei Wurio sind schön, ähnlich habe ich sie mir erhofft. Ich darf aufstehen, wann ich will, essen, was ich will, schlafen zu jeder beliebigen Zeit. Alles, wie es mir Spaß macht, Klavierspielen brauch ich nur, wenn ich Lust habe. Wurio gibt mir Unterricht, wir üben auch Spanisch. Sie will mir in Spanien einen Hund schenken und alles, was ich sonst noch möchte. Ich bekomme monatlich vom Staat Geld, sogenanntes Kindergeld. Damit darf ich anfangen, was ich will. Ich gebe es Wurio.

Es ist Frühling, ist viel wärmer geworden, denn meistens scheint die Sonne. Ich laufe jeden Tag ein paar Stunden Ski. Bin schon ganz braun gebrannt. Alle Leute sind lieb zu mir, aber etwas zu neugierig. Sie können die Sachen, die längst vorbei sind, einfach nicht vergessen. Meine Schwester hat man übrigens nicht gefunden.

Die Wiesen sind rostig, der Schnee schmilzt, an den Bachrändern sprießen die ersten Schneeglöckchen, am Wald die Buschwindrosen. Ich pflücke jeden Tag Blumen für Wurio. Die Schneckenhäuser liegen auch wieder unter den harten Grasbüscheln. Ich zeichne sehr viel, Wurio hat mir einen Malkasten geschenkt. Ich mal unseren Kastanienbaum und mische viel Wasser zu den Farben, es sieht aus wie im Herbst bei Nebel; und die Käfergeschichte, die mir mein Bruder damals vorgelesen hat, mal ich auch. In Spanien werde ich noch mehr malen.

Heute ist ein wunderschöner Morgen. Wir haben die Fenster weit geöffnet, den Tisch in die Sonne gestellt und frühstücken. Ich will gleich nach dem Frühstück in den Wald und Blumen holen, soviel, wie ich tragen kann. Eine Meise singt vor dem Fenster: *tschirr-tschirr-tschirr-Musketirr-host-dei-Wei-berl-a-bei-dirr?* Ich sing zurück: *mimimimi-wuzwuzwuzwuz-AAAAAAAAApfelbäumchen*. Mimimimi ganz hoch, wuzwuzwuzwuz mittel, AAAAAA Apfelbäumchen tief. Sie antwortet mir immer wieder. Wurio hat genauso prächtige Laune wie ich. Den Schlitten kann ich zu Hause lassen, weil die Wege jetzt ohne Schnee sind, nur auf den Wiesen am Wald liegen noch vereinzelt schmutzige Schneehaufen. Ich soll den roten Pullover zu den schwarzen Schnürdelsamthosen anziehen, weil ich dann so schön aussehe. Sie bindet das rote Samtband in meine Locken. Ich soll bis zum Mittagessen wieder bei ihr sein, Wurio sorgt sich immer, wenn ich zu lange weg bin. Sie begleitet mich noch an die Gartentür. Heidi möchte mitkommen. Ich will

sie nicht mehr kennen. Wurio sagt, daß sie mich zufrieden lassen solle, und dann geh ich wieder den Hügel hoch durch den Wald, über die Wiesen, am Hexenhaus vorbei. Der Bauer steht bei seinen Fischkästen. Ich begrüße ihn. Er habe mich beinahe nicht erkannt, sagt er, weil ich eine richtige Dame geworden sei. Ob es mir gutgehe?

"Ja, nur meine Mutti ist so krank."

"Das wird besser werden, die Zeit heilt alles." Ich bedanke mich bei ihm, daß er mir damals geholfen hat.

"Keine Ursache," sagt er, "bin ja leider zu spät gekommen, aber wir wollen nicht wieder davon reden, so ein schöner Tag ist heute, ein Geschenk Gottes!"

"Ich will Blumen pflücken!" Er zeigt den Bach aufwärts.

"Da ist eine Stelle, die ist schneeweiß vor lauter Schneeglöckerin. Heuer gibt's die meisten. Geh man allein nicht zu weit!"

"Ich hab keine Angst!" Stiefel weiter, den Bach entlang zum Fuchsstein, durch den Wald. Ich werf mit Tannenzäpfchen gegen die Baumstämme. Ein Reh flitzt an mir vorbei. Ich steig auf den Hochsitz. Bienen gibt es auch schon, muß wohl bald Ostern sein. Ich geh bis zur Bärenhöhle, setz mich ins Moos unter die Felsen. Mir ist angenehm warm. Ich zieh' meinen Pullover aus. Gleich neben mir blüht der erste Huflattich. Dann will ich Blumen pflücken, weil ich nicht genau weiß, wie spät es ist, denn Wurio soll sich nicht sorgen! Ich steig in den Felsen herum, in Richtung Bach. Geh den Bach zurück, zu der Stelle, die der Bauer mir beschrieben hat. Da sind so viele Schneeglöckchen, die kann ich gar nicht alle mitnehmen. Ich binde sie Stück für Stück mit der roten Schleife aus meinen Haaren zusammen, bis ich einen Riesenstrauß habe. Dann hüpf ich immer über den Bach, hin und her. Manchmal ist er sehr breit oder auch glitschig an den Rändern. Meine Füße sind naß, Wurio wird sie trocknen.

Da ist das Hexenhaus. Ich bin sehr schnell gelaufen, mach noch kurz Rast hier, der Bauer ist nicht mehr da. An der Sonne kann ich erkennen, daß es schon Mittag sein muß. Dann seh ich auch schon die Kirchenglocke. Es ist beinah drei Uhr, Wurio wird sich sorgen!

Ich rutsch die feuchten Wiesen bis ins Tal runter. Mein Hosenboden ist naß, braun, voller Lehmerde. Jetzt bin ich hineingefallen, aber Wurio schimpft bestimmt nicht. Bei der Sprungschanze im letzten Stück Wald blüht der Seidelbast noch nicht. Da sind die Holztreppen, ist der Ort, ich kann unser Haus sehen, Wurios Haus. Der Weg ist matschig, zwischen den Steinen stehen Pfützen. Ich spring von einem Stein zum anderen. Wenn ich runterfalle oder danebenspringe, werde ich niemals berühmt. Aber ich werde berühmt!

Bis zu Wurios Gartentor geht es gut, dann sind keine Steine mehr da. Dafür muß ich auf einem Bein durch den Garten bis zur Steintreppe hüpfen. Die Eingangstür steht weit offen. Auf der Treppe sind schmutzige Fußabdrücke. Wurio muß oft rauf- und runtergelaufen sein. Ich mach die Tür zum Vorraum auf, ganz außer Atem, bin zu schnell gewetzt. Wurio hat Besuch. Ich hör die Stimme vom Oberpolizisten, noch eine andere und noch eine. Vor der Tür will ich verschnauften, lauschen. Die reden alle durcheinander, so aufgereggt. Hab schon die Klinke in der Hand, die Tür springt auf. Vor dem Fenster im Sessel seh ich meine Mutter, oder ist sie das nicht? Doch, sie muß es sein. Sie erkennt mich, will aufstehen. Doktor Pilar steht neben ihr, auf der anderen Seite der Oberpolizist. Beide drücken sie gemeinsam in den Sessel zurück.

"Regen Sie sich nicht auf!" Wurio kommt auf mich zu. Ich bin stehengeblieben. Sie nimmt mir die Blumen ab.

"Ich will sie meiner Mutti geben!" Wurio streichelt mir über die Wange.

Meine Mutti hat Schneeglöckchen geschluckt, sie sieht so weiß aus! Der Mund ist eingefallen, die Haut faltig, die abgeleckten Zuckerstangen hängen ihr ins Gesicht, über die Stirn. Sie hat das schwarze Kleid an, das ihr viel zu weit geworden ist. Ich hatte sie überhaupt größer in Erinnerung.

"Mutti!" Ich stürze auf sie zu, werf mich vor ihr auf die Knie, umschlinge ihre Beine. Da fletscht die Ratte ihre Zähne, spritzt Gift aus ihren Augen, die in den dunklen Fleischsäcken hängen. Ich wußte schon immer, daß sie häßlich ist. Aber so!

"Mutti, meine Mutti, ich bring dir die Blumen!" Ich muß weinen, schling beide Arme fest um die knochigen Beine. Die schwarzen Strümpfe kringeln sich über ihren Füßen.

"Meine Mutti, deine Strümpfe sind schwarz! Ich hab deine Strümpfe schwarz gemacht! Ich hab dich lieb!" Ich zitter wie Silberpappeln am Straßenrand.

"Faß mich nicht an!" Sie tritt mich von sich. Sie ist verrückt, die Hexe.

"Halten Sie sie fest!" Sie hat den Oberkörper mit dem flachen Busen vorgeschoben, den Kopf noch weiter vorgestreckt.

"Faß mich nicht an! Mörderin du! Du! Du! Du!"

"Lassen Sie sie nicht los, sie ist verrückt!"

"Meine Mutti, ich hab dich lieb! Ich hab dich lieb! Ich brauch dich! Mutti! Mutti!" Ich hab mich auf den Boden geworfen. "Warum hast du mich nicht lieb? Verzeih, wenn ich böse war! Hab mich wieder lieb, hab mich lieb!"

Sie keucht über mir: "Ich bring sie um! Den Teufel! Das ist nicht mein Kind!" Sie heult, die Ratte, pfeift Schaum durch ihre Zahnlücken. "Das ist nicht meine Tochter! Nein, nein, nein!" Ihr Geschrei ist unerträglich laut.

"Ihr habt mich betrogen, das ist nicht mein Kind! Das ist eine Mörderin!"

"Meine Mutti, ich hab dich lieb, ich hab dich lieb!"

Wurio trägt mich ins Nebenzimmer. Sie streichelt mich. Ich seh, daß sie weint. Sie legt mich auf das Bett, deckt mich zu.

"Ich komm gleich!"

"Geh nicht weg!"

"Gleich komm ich wieder!"

"Bringen Sie sie weg?" Ich hör sie kreischen: "Ich bring sie um, die Mörderin!" Diese Ratte.

"Geben Sie ihr die Spritze, halten Sie sie fest. So."

"Meine Mutti, meine Mutti, meine arme Mutti ist krank!" Es wird ruhiger, ich hör sie wieder pfeifen, die Ratte, durch die Zahnlücken. "Ich bring sie um, ich bring sie um!"

"So ist's gut, ruhig, ruhig."

"Ich komme gleich zurück", sagt der Oberpolizist im Nebenzimmer zu Wurio. Die Ratte tobt, poltert. Sie machen die Tür auf. Sie schleifen die Ratte über die Treppen, dann ist sie weg. Sie tragen sie in das Auto von Doktor Pilar, das ich vorher nicht sehen konnte, weil es auf der Wiese stand. Wie macht sie sich steif, die Ratte mit den Spindelbeinen, den viel zu großen Schuhen! Sie macht sich ganz steif, als sie sie hinten in den Wagen schieben. Brotwecken! Abgelutschte Zuckerstange! Ausgesaugte Mopshaut!

Alle setzen sich ins Auto, rauschen ab. Die Nachbarn haben zugeschaut, versteckt hinter Büschen und Gartentüren. Die eine Frau weint, sie wischt sich mit dem Schürzenzipfel die Tränen aus den Augen. Ich reiße das Fenster auf.

"Muhuhuhmumumumuuuutti! Ich will meine Mutti wiederhaben! Meine Mutti!"

Sie schau zu mir hoch, sie weinen alle, auch die Männer. Wurio kommt. Sie hält mich fest, weil ich so weit aus dem Fenster hänge.

"Meine Mutti, sie haben sie mir weggenommen, sie haben sie weggebracht! Wohin haben sie meine Mutti gefahren?"

Wurio sagt mir die Adresse. Sie muß sie mir aufschreiben, gleich. "Ich will Mutti besuchen. Will mit ihr reden."

"Später", sagt Wurio. "Laß ein Weilchen vergehen, dann kannst du sie besuchen. Ja?"

In der folgenden Nacht gießt es. Der Regen klatscht gegen die Fensterscheiben. Wurio schläft neben mir, ich hör ihr eintöniges Schnarchen. Draußen knarren die hölzernen Dielen. Auf dem Regal

neben der Tür, dort an der Wand, unter der Decke, im Schatten der Lampe, vor meinen Augen hüpfen der abgetrennte Schweineschnauzenrüsselnasenschädel, der nackte Knochenwedel, kreibetrockner Luftballon im Takt.

Meine Mutter lebt seit längerer Zeit in einem Sanatorium. Ich bin auf dem Weg zu ihr, fahre mit dem Zug. Zwei Männer spielen mit mir auf der Plattform, wir spielen schwarzer Peter. Nach vielen Stunden hält der Zug zum erstenmal an. Ich kann ein kleines Bahnwärterhäuschen erkennen, mit roten Geranientöpfen in den Fenstern. Es sieht aus, wie das bei uns im Knappental. Einige Zeit ist es dämmerig, dann wird es stockdunkel. Der Zug hält die ganze Nacht. Keiner darf aussteigen. Es ist kalt, ein wenig regnerisch. Ich geh in mein Abteil, kuschel mich in eine Ecke und versuche zu schlafen. —

Die Morgendämmerung steht vor den Fenstern. Ein Kaffeeverkäufer kommt vorbei, ich kauf ihm einen Pappbecher mit Milchkaffee ab, danach geh ich auf die Plattform. Ich frag den Schaffner, ob ich aussteigen dürfte, nur für einen Moment.

"Nein," sagt er, "wir werden genau am Sanatorium vorbeikommen. Bleiben Sie mal schön im Zug." Bis der Zug anfährt, vergehen wieder einige Stunden. Ich fühle mich schmutzig, hungrig, müde. Die Sonne steigt zwischen den Baumwipfeln hoch. Der Zug ruckt an und fährt an dem Häuschen vorbei, um das Häuschen herum auf eine Wiese, die schräg abfällt. Der Rasen ist voller Huflattich und Gänseblümchen. Wo die Schrägung der Wiese beginnt, steht eine weiße Villa, das Sanatorium.

Die Flügeltüren gehen auf, heraus stürmen Frauen. Sie haben die Münder geöffnet, so als wollten sie rufen oder singen. Aber kein Ton ist zu hören! Der Zug fährt die Wiese weiter abwärts, biegt in eine Rechtskurve, fährt wieder ein Stück geradeaus und dann, nach einer weiteren Rechtsbiegung, die Wiese hoch. Die Frauen stürmen auf die Rasenfläche, schwingen weiße Handtücher und Bettlaken durch die Luft, über ihren Köpfen. Sie alle haben blank polierte Schädel, diese alten Frauen mit langen weißen Röcken. Ihre Oberkörper sind nackt. Sie tanzen, hüpfen auf den Beinen unter den Röcken. Wenn einer ein mutiger Schwung

gelingt, kann man die Spindelknochenwaden sehen, die gespreizten Zehen, die vertrockneten Brüste, die sie um sich schlagen. Das alles geschieht lautlos.

Wir mußten solange vor dem kleinen Bahnhüschen stehenbleiben, denn man hat die Dächer der Waggonen entfernt. So stehen wir an die Seitenwände gelehnt. Der Zug fährt die Wiese hoch, ganz dicht an den Frauen vorbei. Ich winke den Frauen zu. Sie stehen dicht gedrängt auf der Rasenmitte. Einige haben ihre Laken auf den Boden gebreitet, legen sich darauf, strecken sich, so weit sie können, rollen um ihre Achsen die Wiese runter. Die anderen hüpfen im Gleichtakt auf der Stelle, mit gereckten, knochigen Armen. Sie winken mit ihren Laken.

Ich höre einen Ton. Irgend jemand ruft meinen Namen, es muß aus der Halle der Villa kommen. Der Ton wird lauter und deutlicher. Durch die Flügeltür tritt eine Frau in den Morgen. Sie sieht aus wie die anderen: Ihr Kopf geschoren, die Brüste vertrocknet, der Mund eingefallen. Sie ruft, sie ruft meinen Namen. Es ist meine Mutter. Sie hebt langsam die Arme, winkt, ruft, es ist ein hohler Heulton, so hoch wie ein Vogel fliegen kann. Ich winke zurück. Der Zug fährt weiter. Sie stolpert zu den anderen Frauen, den Arm, der winkt, erhoben, ruft, ruft meinen Namen, der Zug fährt weiter. Ich rufe zurück: "Mutti, Mutti!" Sie lacht mir zu, begreift nicht, daß ich es bin.

"Komm hierher!" ruf ich. Der Zug fährt langsam.

"Gib mir deine Hand! Ich bin es, kannst du mich nicht erkennen? Komm, komm schnell, bevor ich weg bin! Ich kann nicht aussteigen, sie haben die Türen verschlossen. Komm schnell!"

Sie ruft und grinst, dreht sich wie die anderen, hüpfert mit ihnen auf der Stelle. Der Zug ist beinahe oben an der Wiese. Sie nimmt ihre beiden verdorrten Brüste in die Hände, hält sie von sich, trägt sie vor sich her, und jetzt fängt sie an zu laufen. Ein anderes Weib jagt sie, es ist ein Spiel, sie spielen fangen, hinter dem Zug her. Das Weib folgt ihr knapp auf den Fersen, tritt auf ihren Rock, der weiße Kittel zerreißt, bleibt im Gras liegen. Meine Mutter läuft weiter hinter dem Zug her, immer schneller.

Ich biege mich tief über die Brüstung.

"Lauf nicht so ... es ist zu spät ... der Zug fährt schnell ... bleib da ... ich komm wieder ... ich weiß jetzt, wo das Sanatorium ist ...!" Sie hört mich nicht. Ihr Gesicht hat einen verzweifelten Ausdruck. "Bleib stehen!"

Der Zug fährt schnell hinein in den Wald. Zwischen den Bäumen schimmert noch ihr Leib, doch jetzt kann ich sie nicht mehr sehen.

